Ulrich Salentin 14.IV.1967
(Nachlass Hellenbrecht)

HANDSCHRIFT UND CHARAKTER

GEMEINVERSTÄNDLICHER ABRISS DER GRAPHOLOGISCHEN TECHNIK

VON

LUDWIG KLAGES

LEIPZIG JOHANN AMBROSIUS BARTH

HANDSCHRIFT UND CHARAKTER

GEMEINVERSTÄNDLICHER ABRISS DER GRAPHOLOGISCHEN TECHNIK

VON

LUDWIG KLAGES

ELFTE BIS DREIZEHNTE AUFLAGE
MIT 137 FIGUREN UND 21 TABELLEN



1 9 2 9

LEIPZIG / JOHANN AMBROSIUS BARTH

1. Auflage 1917
2. „ 1920
3. und 4. Auflage 1921
5. bis 7. „ 1923
8. „ 10. „ 1926
11. „ 13. „ 1929

Druck der Graphia Akt.-Ges. vorm. C. Grumbach in Leipzig.

VORWORT ZUR ELFTEN BIS DREIZEHNTEN AUFLAGE

Je mehr dieses Buch in breite Kreise der gebildeten Leserschaft Eingang fand, umso häufiger auch traten solche, die sich der Graphologie berufsmäßig zuwenden wollen, an den Verfasser mit der Frage heran, wie man durch eigenes Üben sich weiterbilde, sofern die Gelegenheit zu mündlicher Unterweisung fehle. Wir benutzen den Anlaß der Neuausgabe, um alle Studierenden wissen zu lassen, auf welche Weise hinfort das gewünschte Ziel zu erreichen sei.

Im Verein mit mehreren Fachgenossen gedenken wir um Ostern 1929 eine große Reihe von Gutachten aus der Praxis samt ausreichenden Proben der begutachteten Handschriften herauszugeben, wie sich versteht, mit Bewilligung der Besteller. Der Lernende kann darnach über jede Handschrift selbst ein Gutachten anfertigen und durch Vergleichung mit den abgedruckten Analysen feststellen, ob und wieweit er den Sachverhalt getroffen oder verfehlt hat. Dies Üben am Objekt, nicht unähnlich dem des Mediziners in der Klinik, ist das beste, das es gibt. Mit dem genannten Buch, das die Kenntnis von „Handschrift und Charakter" freilich voraussetzt, wird der technische Lehrgang seinen Abschluß und seine Vollendung erreicht haben.

Januar 1929 — Der Verfasser

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Neben unsrer mündlichen Unterrichtstätigkeit in Ausdruckslehre und Charakterkunde geht seit langen Jahren ein schriftlicher Kursus über graphologische Technik einher, der — ursprünglich auf Wunsch nicht ortsansässiger Teilnehmer ingestalt von zwanzig Briefen sozusagen aus dem Handgelenk abgefaßt — im Laufe der Zeit einigermaßen ausgestaltet und verbessert wurde, nicht aber als Buch gedacht war. Wenn wir uns jetzt nicht ganz ohne Widerstreben gleichwohl entschlossen haben, ihn nur wenig verändert und erweitert der Öffentlichkeit zu übergeben, so geschieht das zumal in Rücksicht auf den Umstand, daß unsre „Probleme der Graphologie" zurzeit vergriffen sind und bei der außerordentlichen Umgestaltungsarbeit, die eine Neuauflage erfordern würde, verhältnismäßig lange dem Buchhandel dürften entzogen bleiben. Daneben spielte der Gedanke mit, daß ein technischer Lehrgang auf wissenschaftlicher Grundlage bisher nicht existiert, und daß unsre abstrakteren Schriften keinen Begriff davon geben, wie man mit den Ausdrucksgesetzen die Probe aufs Exempel mache, indem man sie in den Dienst der Deutungsausübung stellt. Mancherlei dennoch entgegenstehende Bedenken wurden schließlich durch einige Freunde besiegt, die uns versichern, daß eine unmittelbar unterweisende Vortragsart der rein darstellerischen vorzuziehen sei, sofern man Gewicht darauf lege, weitere Kreise für die Probleme der Ausdruckslehre zu erwärmen. Wir wagen darüber kein Urteil; fürchten aber freilich, es möchte eine gründliche Umarbeitung den Vorzug der strengeren Fassung mit dem Verlust einer gewissen Frische erkaufen, die, wie es scheint, nun einmal nur den Gelegenheitsschöpfungen anhaftet. Unter solchen Umständen sei es uns indessen vergönnt, hier mit wenigen Worten vorauszuschicken, wie die Ansprüche müßten beschaffen sein, welche die vorliegende Schrift zu befriedigen einzig hoffen darf.

Es handelt sich, was schon der Untertitel kundgibt, nicht sowohl um eine Psychologie des Schreibens als vielmehr um die Regeln ihrer An-

wendung zum Behuf der sogenannten Deutung der Handschrift. Wir bringen zwar Theorie, aber Theorie nicht des Ausdrucks, sondern eines Untersuchungsverfahrens, welches, gestützt auf die Wissenschaft von den Entstehungsgründen der persönlichen Schreibbewegung, aus jeder beliebigen Handschrift zu ermitteln erlaubt, was darin vom Charakter ihres Urhebers zur Erscheinung kam. Zur Lehre vom Ausdruck verhält sich die graphologische Technik ähnlich wie etwa zur theoretischen Chemie die analytische. Jene bietet letzte Gründe, Tatbestände und Begriffe, diese zeigt, wie man sie verwerte zum Zweck der Auflösung eines individuellen Ganzen in seine Elemente. Wie jedermann weiß, pflegt die Praxis zunächst der Theorie voranzulaufen, dergestalt, daß schon manches Verfahren jahrzehntelang mag geübt worden sein, ehe man imstande ist, es aus Urphänomenen abzuleiten. Soweit das jedoch in der Folge gelingt, wachsen nun umgekehrt von dorther der Praxis zahlreiche neue Methoden zu und gewinnt insbesondere ihr ganzes System an Einfachheit, Übersichtlichkeit und Sicherheit. Beide miteinander derart zu verknüpfen, daß die technischen Regeln fortan auf der Unterlage echter Gesetze stehen, ist nunmehr die ausschlaggebende Forderung.

Keine der zahlreichen „Handschriftendeutungskunden" hat bis heute auch nur den Versuch gemacht, eine solche Aufgabe zu lösen. Und zwar konnte sie es schon deshalb nicht, weil es bislang an vollem Verständnis gebrach für die Verschiedenheit des Ausdruckswertes erworbener und ursprünglicher Züge; hätte aber auch ohnedies scheitern müssen aus mangelnder Kenntnis des fundamentalen Satzes von der Doppeldeutigkeit jeder Ausdruckserscheinung, der die Gesamtheit zerstreuter Ausdruckserfahrungen auf den geometrischen Ort eines Prinzips orientiert und, wenn wir nicht irren, die Epoche bezeichnet, mit der für eine vielumstrittene „Zeichenlehre" allererst ihren Anfang nimmt deren wissenschaftliche Daseinsform. Diese Punkte sind es denn auch, die so vollständig erläutert werden, wie es im Rahmen einer gemeinverständlichen Darstellung nur eben möglich ist, wohingegen wir für die Einzelheiten uns damit begnügen müssen, die ausdruckstheoretischen Gründe jeweils anzudeuten und im übrigen, soweit erforderlich, auf das einschlägige Schrifttum zu verweisen. — Der mit der Materie noch Unvertraute möge sich nicht dadurch abschrecken lassen, daß er den schwierigen Begriff des Formniveaus allem vorangestellt findet. Keine andre Art der Anordnung hätte es ermöglicht, die Entstehungsgründe jedes Merkmals von

vornherein zu entwickeln in gegensätzlichen Doppelreihen und aus der bloßen Einsicht in ein lebenswissenschaftliches Gesetz von großer Allgemeinheit einen spezialtechnischen Handgriff zu machen durch immer sich wiederholende Übung des Sehens. Individuelle Gebilde sind niemals begrifflich auszuschöpfen und führen uns stets gleichsam auf ein schwankendes Meer unablässig wechselnder Eindrücke hinaus. Nur wer sein anschaulich begründetes Gefühl für Lebendigkeitsgrade erfassen lernte, hat statt der launischen „Intuition“ an ihm die jederzeit empfindliche Kompaßnadel, wonach er sein Steuer richten kann.

Endlich, da denn schon Unterweisung in Frage steht, möchten wir nicht verabsäumen, dem Leser noch einen Rat zu geben, wie er am sichersten sich des Stoffes bemächtige. — So sei er zunächst gewarnt vor allzu schnellem Vorwärtsschreiten, wozu die Kürze und verhältnismäßige Leichtverständlichkeit des Vortrags einladen könnte. Mit noch so einsichtsvoller Kenntnisnahme vom Sinn der Bewegungseigenschaften, den wir jeweils durch Sperrung hervorgehoben, ist nur erst eine Vorbedingung der Deutungsausübung geschaffen. Man kann es aufs beste begriffen und innehaben, was etwa der Winkel und was die Kurve sage, und ermangelt dessenungeachtet noch der Fähigkeit zur Entscheidung darüber, ob ein vorgelegtes Schriftstück mehr winkelhaft oder mehr bogig sei. Darum empfiehlt es sich, nach Lektüre jedes Kapitels alle nur irgend erreichbaren Handschriften auf die besprochenen Merkmale durchzumustern und ganz ohne Deutungsabsicht jeweils festzustellen ihre graphischen Tatbestände. Die meisten graphologischen Lehrbücher kranken daran, daß sie zur Veranschaulichung ausschließlich äußerste Fälle wählen, die freilich etwas Überredendes haben, den Lernenden aber alsbald im Stiche lassen, weil typische Charaktere selten sind. So haben wir denn mit Fleiß auch zahlreiche Durchschnittshandschriften herangezogen und insbesondere nicht Proben geringfügigen Umfanges vermieden, indem grade diese den Betrachter zu schärfster Prüfung zwingen. — In zweiter Linie empfehlen wir zu eindringendem Studium die Übersichtstafeln. Man frage sich bei jeder aufgezählten Eigenschaft, welches Verhältnis sie zu den übrigen habe und zu welchen Zügen, die nicht mehr aufgezählt wurden, sie weiter die Wege weise. — Endlich kann man sich nicht genug in der Überzeugung bestärken, daß es auf dem Gebiet der Seelendeutung keinerlei mechanisches Verfahren gibt, und daß jeder neue Fall recht eigentlich ab ovo will behandelt sein. Die Unterscheidungsfähigkeit für menschliche Charakterzüge

hängt durchaus von der Breite charakterologischer Erfahrung und der Tiefe charakterologischen Wissens ab. Keine zauberhafte „Zeichenlehre“ vermag diese beiden zu ersetzen, so gewiß auch wiederum keine Tatsachengruppe die Wesensforschung in solchem Maße zu befruchten geeignet ist wie grade die Ausdrucksbewegung. Möchte unser Streifzug durch die Technik der Handschriftendeutung ein weniges dazu beitragen, den Bemühungen um die Erkenntnis der Persönlichkeit einen neuen Impuls zu geben.

Mai 1917

Der Verfasser

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Mit nicht geringer Erleichterung schicken wir voraus, daß es nicht mehr der teilweise entschuldigenden Worte bedarf, mit denen in der Vorrede die erste Ausgabe eines Buches begleitet wurde, dessen vorzeitiges Erscheinen zumal dem Wunsche entsprungen war, für die nun seit Jahren vergriffenen „Probleme der Graphologie“ wenigstens einigermaßen Ersatz zu schaffen. Schriftliche wie mündliche Äußerungen zahlreicher Leser haben das ihrige dazu beigetragen, die mancherlei Schwierigkeiten und Mängel eines Textes kenntlich zu machen, der — ursprünglich nur für den persönlichen Unterricht gedacht — ohne ergänzende Zwischenerläuterungen in mehrfacher Hinsicht unvollständig blieb. So sind wir denn in der Lage, mit der neuen Ausgabe ein großenteils *neues* Buch zu bieten, nach Darstellungsart und Ausführlichkeit von der Erstausgabe verschieden. Und zwar haben wir vor allem die theoretischen Eröterungen aus der Wissenschaft vom Ausdruck dermaßen erweitert, daß jeder mitgeteilte Befund nunmehr für ausreichend begründet gelten darf. Ferner bemühten wir uns, das Stoffgebiet zu *erschöpfen*. Endlich wurde die Darstellung in noch weit höherem Grade als schon zuvor dem Fassungsvermögen schlechtweg jedes Gebildeten angepaßt. Wir geben also, streng genommen, nicht bloß mehr einen „Abriß“, sondern ein vollständiges *Lehrbuch*, das

sich sogar demjenigen zum Selbststudium empfiehlt, der sich mit öffentlicher Ausübung der Handschriftendeutung zu befassen gedenkt. Da das frühere Vorwort indes eine auch jetzt noch zweckdienliche „Gebrauchsanweisung“ enthält, so mag es hier nochmals seine Stelle finden.

Februar 1920

Der Verfasser

VORWORT ZUR ACHTEN BIS ZEHNTEN AUFLAGE

Seit der ersten Ausgabe dieses Werkes (1917) ist eine große Zahl mittelmäßiger, eine nicht geringe schlechtweg stümperhafter Bücher über denselben Gegenstand erschienen, ohne daß dadurch die Psychologie der Handschrift erweitert oder vertieft worden wäre. Deshalb erscheint die Neuausgabe abermals in der Gestalt der früheren. Lediglich zum Zweck noch weitergehender Verständniserleichterung sind wir mit wenigen kleinen Verbesserungen den Wünschen wohlmeinender Leser nachgekommen.

August 1926

Der Verfasser

INHALTSVERZEICHNIS

Hinweis auf die Abbildungen.

Figuren I—XVII im Text.

Figuren 1—120 auf Tafeln I—XXVIII im besonders beigegebenen Handschriftenproben-Heft.

I. KAPITEL

REGELMÄSSIGKEIT UND EBENMASS

Begriff und Tatbestand der Handschrift. — Um den Begriff der Handschrift wenigstens insoweit abzugrenzen, als zum Behuf der Praxis erforderlich, knüpfen wir vorerst an eine jedem schon geläufige Tatsache an. — Wenn im Rechtsleben die eigenhändige Unterschrift des Abfassers unter wichtigen Urkunden für das entscheidende Beglaubigungszeichen der Echtheit des Textes gilt, so gibt man damit, ob auch unausgesprochen, der Überzeugung Ausdruck, daß schon die wenigen Buchstaben eines beliebigen Namens hinreichen, um aus ihnen nicht nur diesen, sondern sogar die Person des Schrifturhebers herauszulesen. Wie der Eigenname selber eine und nur eine einzige Person bezeichnet, ebenso, nimmt man an, könnten unter den Millionen schreibender Eigenwesen nicht zwei vorkommen, die ihn auf völlig dieselbige Weise schrieben! Wir lassen es dahingestellt, warum eine so althergebrachte Überzeugung nicht weit eher, als es aus andern Beweggründen geschah, die Frage nach den Ursachen der vermeinten Einzigartigkeit jeder selbsttätig angefertigten Schrift herausgefordert habe; genug, daß die unbestritten geltende Rechtsverbindlichkeit der eigenhändigen Namensunterschrift jedenfalls einen Begriff der Handschrift zugrunde legt, der diese gleich der Augenfarbe, Schädelgestalt, den Papillarlinien usw. zu den beständigen Unterscheidungsmerkmalen des Schreibers rechnet. Überlegen wir endlich noch, daß die eigenhändig zu erzeugende Schrift durch eine höchst verwickelte Abfolge von Bewegungen der Fingerglieder, des Handgelenks und des Unterarms ensteht, die in ihrer Gesamtheit „Schreibbewegung" heißen, so muß offenbar schon die Schreibbewegung diejenige persönliche Note besitzen, von der man annimmt, daß sie ihr Erzeugnis besitze; und so dürfen wir denn den Satz aufstellen: die Handschrift ist das bleibend gegenständliche Ergebnis der persönlichen Schreibbewegung[1]).

---

[1]) Wer sich für die wissenschaftlich genauere Begründung interessiert, sei auf

Im Verkehrsleben pflegt der „Eindruck“ zu genügen, um die Handschrift jemandes grade so sicher wiederzuerkennen wie etwa sein Angesicht. Haben wir von einer bestimmten Person zwei- oder dreimal einen Brief erhalten, so befähigt uns beim Empfang eines vierten Schreibens gewöhnlich ein einziger Blick auf die Adresse, den Absender zu erraten. Jeder Rechtskundige wird sich aber auch an Fälle erinnern, wo die Echtheit einer Namensunterschrift mit Erfolg bestritten wurde, obwohl sie der Vergleichsschrift „zum Verwechseln“ ähnlich sah; und wer einigermaßen mit den zahlreichen Fehlgriffen vertraut ist, denen bei der Urheberschaftsermittlung anonymer Schriftstücke selbst Schreibsachverständige anheimfallen, zweifelt nicht daran, daß solche Eindrücke in höchst gefährlicher Weise täuschen können. Vollends nun eine Wissenschaft, welche die Entstehungsbedingungen der Handschrift erforschen und aus ihnen den Charakter des Schreibers erschließen will, bedarf einer sorgfältig durchgebildeten Methode, um die unterschiedlichen Eigentümlichkeiten jeder Handschrift zum Bewußtsein zu bringen und aufs genaueste zu beschreiben; und die wiederum fordert eine Methode der Schriftbeschreibung überhaupt. Wir geben davon vorläufig jedoch nur das Allerunentbehrlichste, da sich denn alles Weitere einprägsamer anreihen wird bei Gelegenheit der Zergliederung der persönlichen Abweichungsarten.

Nun stehen wir freilich eben jetzt inmitten einer tiefgreifenden Umwälzung derjenigen Schulvorlage, welche vor dreißig, zwanzig und im großen und ganzen sogar noch vor zehn Jahren vorherrschte und für die heute in mittlerem Alter befindlichen Schrifturheber das Muster gebildet hat. Mit ihrem „Ideal“ kaufmännischer Schablonenhaftigkeit, blitzsauberer „Gestochenheit“ und charakterloser „Eleganz“ angehörte sie dem äußersten Tiefstande, den die menschliche Kultur bisher zu durchmessen hatte, und beurkundet ungefähr den nämlichen Geschmack, der sich in spiegelblank gewichsten Stiefeln und den Glanzlichtern steifgestärkter Vorhemden aussprach. Dasselbe gilt vom abscheulichen Marterwerkzeug der nadelspitzigen Stahlfeder, dem auf krampfige Griffelführung angelegten Haltungsdrill, der übermäßigen Schräglegung der Schreibfläche zwecks Hervorbringung einer möglichst liegenden Schrift, die, ohne in ihren Formen im mindesten einfach und natürlich zu sein, doch den Eindruck telegrammmäßiger Kürze zu erzeugen geeignet ist. Der Erfolg war — von allgemeiner

---

unsre Arbeit über den Begriff und Tatbestand der Handschrift in der Zschr. f. Psych. 1912, S. 177—211 verwiesen.

Verderbnis des Schönheitssinnes und Rückgratsverkrümmung abgesehen — völliger Verfall der ehemals hochehrwürdigen Schreibekunst und insbesondere die Züchtung einer sinnlosen Schnellschreiberei, die unter mehr und mehr platzgreifender Ausschaltung der feinen Fingerbewegungen die ganze Schreibtätigkeit in das einförmige Pendeln des Handgelenks verlegte und den wunderbaren Reichtum lebendiger und gewachsener Buchstabenformen in einem fast unterschiedslosen Auf und Nieder rechtsschräger Strichführung untergehen ließ. Wer im furchtbaren Zusammenbruch aller schöpferischen Kräfte der Menschheit, dem wir soeben beizuwohnen verurteilt sind, nach Lichtblicken sucht und dafür vielleicht auf das bescheidene Wiedererwachen des „dekorativen Sinnes" hinweisen möchte, wie es sich in einer gewissen Vernatürlichung von Kleidung, Schmucksachen, Gebrauchsgegenständen und hie und da sogar der Bauformen darzutun begann, der sollte erst recht jener Männer gedenken, die seit Jahrzehnten rastlos bemüht sind, der windigen Schulschrift, die uns Älteren von Kindesbeinen an das Anschauungsvermögen verstümmeln half, die markigen Schrifthinterlassenschaften früherer Zeiten entgegenzuhalten, und eine der traurigsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, die naturwidrige „Fertigkeit" in würdeloser Schnellschreiberei, mit den packenden Vorbildern einer besseren Überlieferung zu bekriegen. Wie nämlich Grundplan und Aufriß des Hauses wichtiger und bestimmender sind als die Inneneinrichtung, so bildet den Ausgangspunkt und recht eigentlich das Fundament jeder schmückenden Belebung einer Fläche der Sinn für die Schönheit der Schrift. Eines Beweises dafür wird derjenige nicht mehr bedürfen, der den Ausführungen dieses Buches auch nur mit einigem Verständnis zu folgen vermag. — Was anfangs für eine Absonderlichkeit allzu mußereicher „Schöngeister" galt und denn auch wirklich manche Stilisierungsversuche recht zweifelhaften Wertes mit sich führte, hat sich heute zu klaren Grundsätzen verfestigt, die den gesamten Schreibunterricht von grundaus umzugestalten im Begriffe stehen. Die herkömmliche Stahlfeder beginnt der Breitkantenfeder, dem „Quellstift", ja selbst dem Graphitgriffel zu weichen; die Formgestalten der Vorlage werden unter Betonung ihrer Unterschiedlichkeit und Mannigfaltigkeit einsichtsvoll vereinfacht und veredelt; die Grundstriche, von der Emporkömmlingsaufgabe des Wettrennens befreit, dürfen sich wieder aufrichten und geradestellen; der künstliche Reibungsdruck ist als schönheitswidrig verpönt; die „schwungvollen" Längenunterschiede sinken im Einklang mit

jeder Kulturschrift der ganzen Welt auf das vorläufig unerläßliche Mindestmaß zusammen; der noch schwunghaftere „Schwellzug" verfällt verdienter Lächerlichkeit; und — das wichtigste von allem — die persönlichen Abweichungen vom Schulvorbild werden mindestens schon im dritten Lernjahr nicht nur nicht unterdrückt, sondern gepflegt und gefördert[1])! Wer hätte dergleichen vor zwanzig Jahren für möglich gehalten! Nach den Ergebnissen, die bereits jetzt aus unteren Schulklassen vorliegen, besteht auch nicht der geringste Zweifel, daß wir, wenn irgendwo, so auf diesem Wege nicht bloß die außerordentlichste Hebung des allgemeinen Schriftniveaus erhoffen dürfen, sondern auch eine Erneuerung des sinnlichen Geschmacks und die Wiederbefreiung der schöpferischen Bewegungsantriebe vom Schnürleib der widersinnigsten „Mode" gerade auf dem Gebiete der persönlichen Schriftgestaltung.

Wenn wir nun dessenungeachtet die allgemeine Schriftzerlegung stets am Beispiel der älteren Durchschnittsvorlage erläutern werden, so geschieht es einmal, weil die neuere und bessere, als erst im Werden begriffen, noch schwankt, und zum andern, weil es das frühere Vorbild war, auf Grundlage dessen sich die vollausgeschriebenen Handschriften gegenwärtig erwachsener Schreiber entwickelt haben; ungerechnet den Umstand, daß die wenigen Grundbegriffe, auf die wir zunächst Gewicht legen müssen, vom Wechsel der Muster im Wandel des Zeitgeschmackes so gut wie garnicht betroffen werden. — Die fragliche Vorlage stellt sich, wie jedermann bekannt, in einem dreigeteilten Liniennetz dar, wonach zu unterscheiden: „Kurzbuchstaben" (lateinisches oder deutsches i), halblange oder „Mittelbuchstaben" (lateinisches wie deutsches l oder g) und „Langbuchstaben" (deutsches h oder f). Nimmt man den Abstand der Enden eines Kurzbuchstabens (= Kurzlänge) als Maßeinheit, so beträgt der Abstand der Enden des Langbuchstabens (= Langlänge) bald fünf, bald sieben solcher Einheiten, derjenige eines Mittelbuchstabens (= Mittellänge) deren bald drei, bald vier. Da man die Schrift im Geiste aufzurichten pflegt, so als ob sie eine Vertikalebene ausfüllen würde — wie es in Wirklichkeit ja nur beim

---

[1]) In jeder Hinsicht bahnbrechend: Rud. v. Larisch, Unterricht in ornamentaler Schrift, 9. Aufl., Wien 1926 (Rhythmus der Massenverteilung zuerst als grundlegend formuliert!) Von ihm ausgehend: Sütterlin, Neuer Leitfaden für den Schreibunterricht, 1917. — Neuerdings F. Kuhlmann, Schreiben im neuen Geiste, 2. Aufl. 1921 (Selbständige Entwicklung der Schreibform). — Larisch hat außerdem 4 Serien „Beispiele künstlerischer Schrift" herausgegeben, von denen die vierte wundervolle Schriftdokumente aus dem 15. und 16. Jahrhundert bringt.

Schreiben auf der Wandtafel geschieht —, so heißt die Mittellänge des l eine „Oberlänge", die des g eine „Unterlänge". Wir haben also Kurzbuchstaben mit Kurzlängen, Mittelbuchstaben mit Ober- und Unterlängen, Langbuchstaben mit Langlängen, und es verhalten sich vorlagegemäß die drei Längen zueinander in lateinischer Schrift wie 1:3:5, in deutscher wie 1:4:7. — Mit dem Unterschied von Kurz- und Langbuchstaben darf nun keineswegs verwechselt werden derjenige von Kleinbuchstaben oder „Minuskeln" und Großbuchstaben oder „Majuskeln". Das große deutsche M, womit wir in deutscher Schrift nicht allein die Satzanfänge, sondern auch die sog. Hauptwörter zu beginnen pflegen, ist z. B. ein aus Oberlängen bestehender Mittelbuchstabe, während hinwieder etwa das kleine deutsche h unter die Gattung der Langbuchstaben fällt.

Betrachten wir einen Augenblick die einfachste Form des ganzen Schriftsystems, das kleine i, auf seine Entstehung, so sehen wir, daß es dreier Bewegungen bedarf, um sie hervorzubringen: einer Streckungsbewegung (Textfigur 6 Aa, S. 80), die den dünnen „Aufstrich", einer Beugungsbewegung (b), die den breiteren „Abstrich", und abermals einer Streckungsbewegung (c), die den wiederum dünnen „Endstrich" erzeugt. Wie schon an dieser Stelle bemerkt sei, kehrt das besagte Auf und Ab, in dessen Ausführung sich Handgelenk und Fingergelenke teilen oder wenigstens teilen sollten, in sämtlichen Buchstaben der lateinischen wie auch der deutschen Vorlage wieder, während die mannigfachen Formverschiedenheiten vornehmlich durch Unterschiede der Verknüpfung gedachter Schriftelemente zustande kommen. — Die Stahlfedertechnik fordert nun, jede Beugungsbewegung mit willentlich verstärktem Reibungsdruck zu begleiten, und zwar gleichmäßig in den Abstrichen der Kurzbuchstaben, mit allmählichem An- und Abschwellen in den Mittel- und Langbuchstaben. Dadurch wird in jenen eine durchgängig sich gleichbleibende Verbreiterung des Striches, in diesen der oben berührte „Schwellzug" erzeugt. Man nennt deshalb die Auf- und Endstriche auch „Haarstriche", die Abstriche dagegen „Schattenstriche". Im Gegensatz dazu verbreitert die neuerdings wieder aufgenommene Breitkantenfeder bei jeder Beugebewegung den Strich von selbst, macht dadurch die künstliche Drucksteigerung unnötig und den unerfreulichen Schwellzug unmöglich. — Es ist aber durchaus nicht nur die Schattierung, was den Abstrichen die Bedeutung wirklicher „Grundstriche" verleiht.

Alle Vorlagen aller Zeiten stimmen nämlich überein in der Forde-

rung der *Gleichläufigkeit* (Parallelität) der Schattenstriche (oder mindestens doch der Schattenstriche jeder der drei Buchstabengattungen; denn in Musterschriften z. B. des 16. Jahrhunderts kommt es allerdings vor, daß mit regelmäßiger Steillage der Kurzlängen regelmäßige Schräglage der Langlängen einhergeht, wodurch eine raumästhetisch reizvolle Mannigfaltigkeit erzielt wird). Infolgedessen richtet sich unsre sinnliche Auffassung der Schrift ausschließlich nach diesen, wovon man sich durch einen sehr einfachen Versuch überzeugt. Man lösche auf einer Schiefertafel von einem längeren deutsch geschriebenen Worte, etwa „Messerschmied“ oder „Sängerschule“, sämtliche Haarstriche aus, und jedermann wird es dennoch ohne Schwierigkeit lesen; man lösche dagegen sämtliche Schattenstriche aus, und es wird schwer oder auch garnicht mehr zu entziffern sein. In Textfigur 1 findet man beides einigermaßen nachgebildet. Um deswillen sind die Abstriche allemal Grundstriche oder *Hauptteile* der Schrift, die An- und Endstriche aber *Nebenteile*. Hier dürfte sogleich eine seelenkundliche Bemerkung am Platze sein, an die wir später wieder anknüpfen werden.

Fig. I.

Der Versuch, die eigene Handschrift willkürlich abzuändern, richtet sich naturgemäß auf solche Züge, die dem Schreiber auffällig wurden. Er setzt darum stets mit der Abwandlung der Hauptteile ein und pflegt die Nebenteile nur insoweit zu treffen, als sie von jener mitberührt werden. Wir haben es in der Folge zunächst nur mit der Deutung der gewordenen und gewachsenen, nicht der erworbenen Handschrift zu tun und leiten aus dem eben Gesagten zum voraus die Regel ab, daß der Ausdruckswert der Nebenteile gemeinhin größer sei als jener der Hauptteile. Es ist uns nicht unwichtig zu wissen, ob jemand groß oder klein schreibe, schräg oder steil, mit viel oder wenig Druck; aber weit wichtiger noch, ob er z. B. die

Grundstriche miteinander verbinde oder nicht, ob er es bogig oder im Winkel tue und wie er die Schleifen gestalte. —

Die soeben berührte Verknüpfung der Teile wird im n und m der lateinischen Schrift mit „Bogen oben“ (= Arkade) gefordert, also wie deutsch v oder w; in deutscher Schrift mit doppelseitigem Winkel. Im lateinischen i wird der Endstrich mit „Bogen unten“ (= Girlande) verknüpft, also wie im deutschen a oder g. — Den Winkel, den der Grundstrich mit der Schreibzeile bildet, nennt man den Neigungswinkel und spricht von Schrägschrift, wenn er kleiner als ein rechter (Textfigur 2Aa—c, S. 49), von Steilschrift, wenn er ein rechter (Textfigur 2Ad), von übersteiler oder linksschräger Schrift, wenn er größer als ein rechter ist (Textfig. 2Ae). Die ältere Vorlage verlangt einen Winkel von 45°; die allerneuste steht im Begriff, zum rechten Winkel zurückzukehren; die Übergangsformen bewegen sich zwischen beiden Grenzen in der Mitte. — Endlich ist vorlagemäßig der Abstand der Fußpunkte im deutschen n ungefähr gleich der Länge des Grundstrichs. Man spricht von Weite der Schrift, wenn der fragliche Abstand die Grundstrichlänge an Ausdehnung übertrifft und je mehr er es tut, von Enge nach Maßgabe seines Zurückbleibens hinter der Grundstrichlänge. Es ist also z. B. Fig. 2 eine ausgeprägt weite, Fig. 26 eine ausgeprägt enge Schrift. Soviel von der Schriftzerlegung überhaupt.

Die bis hierher entwickelten wenigen Grundbegriffe reichen nun schon aus, um viele Eigenzüge der Handschriften zu beschreiben. Jedermann sieht nämlich sogleich, daß wir darnach unterscheiden können Größe und Kleinheit, Weite und Enge, Verbundenheit und Unverbundenheit, Bogigkeit und Winkeligkeit der Schrift. Wir können die bogigen Schriften weiter teilen in Arkaden- und Girlandenschriften; können aus dem Verhältnis von Basisbreite zur Grundstrichlänge den Grad der Weite ermitteln; können ferner das Verhältnis zwischen Kurz- und Mittel- und Langlängen zu Hilfe nehmen, um auseinanderzuhalten Schriften von großer und Schriften von kleiner Längenunterschiedlichkeit; können weiterhin messen das Verhältnis der Oberlänge zur Unterlänge; endlich zahlenmäßig genau bestimmen die Größe des Neigungswinkels. Es würde nur einer geringfügigen Erweiterung unsres Begriffsbestandes bedürfen, um auch die Behandlung der Schleifen, Zutaten und Oberzeichen und damit schließlich alle nur möglichen Merkmale der Handschrift gleicherweise „exakt“ zu zergliedern.

Allein die Ausführung eines solchen Unternehmens stößt nun selbst bei den allereinfachsten Schrifteigenschaften auf eine ganz eigentümliche Schwierigkeit. Fassen wir nämlich an einer so regelmäßigen Probe wie Fig. 22 etwa auch nur die Länge der Grundstriche ins Auge, so sehen wir, daß der letzte Grundstrich in den Wörtern „Frau“ und „Baronin“ jeweils gleichwohl merklich kürzer ausfiel als in den voraufgegangenen. Schon beträchtlicher schwanken die Schriftelemente in Fig. 33 und vollends ganz ungemein in Fig. 5. Wie fingen wir es hier wohl an, Weite, Größe, Längenverhältnisse, Bindungsform, Neigungswinkel zu bestimmen, wo doch die dafür zu ermittelnden Zahlen Silbe für Silbe andre würden? Wir schicken die Grundtatsache voraus, welche die folgende Überlegung leitet: kein einziger Bestandteil der Handschrift wiederholt sich mit mathematischer Genauigkeit. Es ist das Kennzeichen jeder Lebenserscheinung, der Regel zu widerstreben! Würden wir unsre Messungen mit astronomischer Strenge ausführen, so fänden wir schlechterdings keine je gewesene oder gegenwärtige Handschrift, in der auch nur zweimal ein Grundstrich von völlig gleicher Länge, völlig gleicher Schattierung, völlig gleichem Neigungswinkel zum Vorschein käme. Das beschreibende und messende Verfahren hat darum hier einen andern Sinn als in der Naturwissenschaft. Wir müssen zunächst einmal zu erfassen suchen den Schwankungsspielraum der Schriftelemente, indem wir für ihrer jedes die äußersten Grenzen bestimmen, innerhalb deren sich seine Größenveränderung bewegt. So spielt die Länge der Kurzbuchstaben in Fig. 22 zwischen den Schwankungsgrenzen von etwa 5 und 10 mm. Und wir bedürfen ferner einer Näherungszahl für die Durchschnittsgröße, weil diese durchaus nicht etwa zusammenfällt mit dem arithmetischen Mittel der Grenzen. So haben in Fig. 22 die Kurzbuchstaben eine Durchschnittslänge von etwa 9 mm.

Man sieht aber auch sofort, daß zum Behuf der Kennzeichnung jedes Bestandstücks der Handschrift die gemeinsame Verwertung von Schwankungsspielraum und Durchschnittsgröße dieselben Dienste leiste wie die bestimmte Zahl. Vergleichen wir darnach etwa die Kurzlängen von Fig. 8, 9 und 10, so ergeben sich folgende Näherungswerte: Fig. 8 Schwankungsbreite 2—5 mm, Durchschnitt knapp 4 mm; Fig. 9 Schwankungsbreite 4—10 mm, Durchschnitt 7 mm; Fig. 10 Schwankungsbreite 1—4 mm, Durchschnitt stark 2 mm. Wir können jetzt also mit ebenderselben Bestimmtheit Fig. 10 die kleinste, Fig. 8 die mittlere und Fig. 9 die größte der drei Handschriften nennen, wie wenn wir die Größe einer jeden von

ihnen mit je einer einzigen Zahl gemessen hätten. Und grundsätzlich das gleiche gilt vom Neigungswinkel, der Weite, dem Längenverhältnis und allen sonstigen Schrifteigenschaften.

Einer der häufigsten Einwände gegen die Möglichkeit einer Erschließung des Charakters aus der Handschrift lautet, man schreibe bald so, bald so, abends anders als morgens, nach Tisch anders als vor Tisch, bei guter Laune anders als bei schlechter; der Charakter hingegen bleibe inzwischen der gleiche. Uns beschäftigt an solchem Einwand vorerst nur die Verkennung des Tatbestandes der Handschrift. Die geltend gemachten Schwankungen angehören nämlich selber demjenigen Sachverhalt, den unser Deutungsverfahren zugrunde legt. Man würde indessen irren mit der Ansicht, es sei nun etwa erforderlich, jeweils möglichst zahlreiche Schriftstücke zusammenzutragen, um überhaupt nur die beiden Züge zu ermitteln, deren Bestimmung den Einzelbefund erst vollständig macht: Schwankungsbreite und Durchschnitt. Erfahrungsgemäß verraten nämlich sogar die Handschriften solcher Personen, die bei verschiedenen Gelegenheiten äußerst verschieden zu schreiben vermeinen, dennoch beide wenigstens annähernd auch schon in jedem einzelnen Schriftstück von nur einigermaßen erheblicher Länge. Abgesehen von verschiedenen später zu erörternden Ausnahmefällen genügt uns daher ein einziges Schriftdokument, sofern es mindestens vier voll ausgefüllte Seiten bietet. Aber auch noch aus andern Gründen wäre dieses der brauchbare Mindestumfang.

Selbst der beste Stahlschuhläufer führt seine gewandtesten Kurven nicht gleich in dem Augenblicke aus, wo er die Eisbahn betritt, sondern nachdem er eine Viertelstunde gelaufen ist; der geübteste Redner erreicht die Höchstlinie seiner Leistung bestenfalls nach Verfluß des ersten Drittels der Sprechzeit; und keineswegs nur um der climax ad majus willen bringt jeder Zirkusreiter die gewagtesten Stücke zuletzt. Wann immer wir eine Tätigkeit eben beginnen, sind dazu spürbar stärkere Willensantriebe erforderlich, als wenn wir uns mitten darin befinden, wo dann die Sache „von selbst“ abläuft. Ganz besonders aber kann der Neubeginn der Schreibtätigkeit mannigfachen Hemmungen unterliegen, die erst im weiteren Verlauf allmählich in Fortfall kommen. Sehen wir selbst von Widerspenstigkeiten der Feder, der Tinte, des Schreibpapiers ab, an die sich der Schreibende gegebenenfalls erst zu gewöhnen hätte, so wächst doch mehr oder minder bei jedem mit der Länge der Schreibausübung die Leichtigkeit

der Übertragung des Gedankens in die Bewegung der schreibenden Finger (versteht sich, ehe noch Ermüdungserscheinungen gegenwirken). Hat er auf der ersten Seite nebenher an das Schreiben selber zu denken gehabt, so denkt er auf der dritten nurmehr an den niederzuschreibenden Inhalt. Jede auf das Schreiben verwendete Achtsamkeit setzt aber die Unbefangenheit herab und behindert die Wirksamkeit der unmittelbaren Bewegungsantriebe, in denen allein die natürliche Eigenart des Schrifturhebers ganz ungebrochen zum Ausdruck kommt. Das tritt zumal in dergleichen Fällen hervor, wo jemand anders zu schreiben wünscht, als er natürlicherweise schriebe, etwa besonders „schön", besonders „apart", besonders „fest", mit abgemessener Sorgfalt oder wohl gar verstellt: man darf gewiß sein, daß ihm das weit besser auf der ersten als auf der letzten Seite gelingt, wo die gleichsam wieder losgelassene „Natur" ihre Rechte geltend macht und dem Kenner an zahlreichen Rückfällen in die gewohnte Schreibart diese verraten wird. Im kleinen mag uns ein Blick auf Fig. 27 einen vorläufigen Begriff davon geben, wie die Bewegungsantriebe in eben dem Maße entfesselt werden, als der Schreibende „in Zug" gerät.

Die erste Zeile bildet mit der vorgeschriebenen Richtung einen Winkel von etwa 6°, die letzte einen solchen von mindestens 10°. In der dritten ist der i-Punkt über dem Anfangsworte „weiter" vom Grundstrich des i etwa um dessen Länge entfernt, im darauffolgenden Worte „schreiben" schon merklich mehr und im Schlußwort „ich" fast um das Doppelte. Gleichsinnige Höhenverschiedenheit zeigen die i-Punkte im Worte „richtiger" Zeile 4, sowie etwas schwächer ausgeprägt in „richtigsten" Zeile 9. In „Begleitbrief" Zeile 6 steht der erste i-Punkt, der in die Unterlänge des darüber befindlichen h geriet, in der Verlängerungslinie des Grundstrichs, der zweite um eine ganze Buchstabenbreite nach rechts verschoben oder, wie man zu sagen pflegt, „voreilend"; gleicherweise wächst die Rechtsbewegung mit dem Vorrücken in der Zeile bei den drei i-Punkten der folgenden. — Die natürlichen Bewegungsantriebe des Schrifturhebers haben demnach eine noch weit größere Mittelpunktsflüchtigkeit, als welche aus den zwei obersten Zeilen könnte entnommen werden, wo sie sein Wille noch zu zügeln vermochte.

Von den hier berührten Schwankungen müssen nun völlig diejenigen Änderungen unterschieden werden, denen eine Handschrift im Verlauf größerer Zeiträume ausgesetzt ist. Niemand schreibt mit fünfzig Jahren

wie er mit zwanzig schrieb, und selbst schon wenige Jahre können genügen, um das Gesamtgepräge der Handschrift umzugestalten. Unter den möglichen Ursachen die vorerst für uns wichtigste ist in gewissen Änderungen der Beschaffenheit des Charakters zu suchen, wie sie allmählich während des ganzen Lebens, beträchtlicher und fast sprunghaft aber an den innerlich vorgebildeten Wendepunkten seiner Bahnlinie statthaben. Die Proben Fig. 1 und Fig. 33 rühren vom selben Schreiber her und werden durch eine Zwischenfrist von nur knapp zehn Jahren getrennt; diese aber fällt in die wichtige Übergangszeit von achtzehn bis achtundzwanzig, die den alten Satz, daß die Natur keine Sprünge mache, gelegentlich Lügen zu strafen — scheint. In Wirklichkeit trägt jeder Charakter auch das Gesetz seiner Bildung in sich, an dem die von außen kommenden Einflüsse eine unüberschreitbare Schranke finden; und hinwiederum trägt er die Spuren seiner Vergangenheit. Allein, was wir aus seiner augenblicklichen Erscheinung mit Bestimmtheit entnehmen, ist die gegenwärtige Beschaffenheit, da denn von Vorgeschichte und Zukunft immerhin einiges mag zu erraten sein.

Die Regelmäßigkeit und ihr Sinn. — In Fig. 8 schwankten die Kurzlängen zwischen 2 und 5 mm, in Fig. 9 zwischen 4 und 10, in Fig. 10 zwischen 1 und 4. Die drei Schwankungsspielräume erstrecken sich über verschiedene Abschnitte der Zahlenreihe, dergestalt, daß sie von Fig. 10 über Fig. 8 bis Fig. 9 beständig vorrücken. Außerdem aber zeigen sie eine Verschiedenheit der Breiten, und zwar für Fig. 8 und Fig. 10 je 3 mm (nämlich 5—2 und 4—1), für Fig. 9 dagegen 6 mm (nämlich 10—4). Inbetreff der Kurzlängen weist also Fig. 9 eine größere Schwankungsbreite auf als Fig. 8 und Fig. 10. Ebenso zeigt sie von allen dreien auch die beträchtlichste Schwankung im Verhältnis von Basisbreite und Grundstrichlänge sowie wenigstens im Vergleich zu Fig. 10 größere Schwankungsbreite des Neigungswinkels. Endlich läuft die Schreibzeile in Fig. 8 nahezu randgemäß, in Fig. 10 durchgängig ansteigend, in Fig. 9 aber wellenförmig. Vergleicht man also die Schwankungsspielräume der Schriftelemente statt nach Grenzwerten auf ihre Breiten, so sondern sich Handschriften mit durchgängig großer Schwankungsbreite von solchen mit durchgängig kleiner. Damit wurden indes nur andre Bezeichnungen eingeführt für den Gegensatz von Unregelmäßigkeit und Regelmäßigkeit: je größer der Schwankungsspielraum, umso ge-

ringer die Regelmäßigkeit; je kleiner der Schwankungsspielraum, umso größer die Regelmäßigkeit. Es ist aber nötig, sich solche Wechselbegriffe zum Bewußtsein zu bringen. Sprechen wir von regelmäßigen Handschriften, so will das heißen, daß die Ausschlagsweite ihrer Elemente inbezug auf den Mittelwert verhältnismäßig gering sei; und nennen wir eine Handschrift ausdrücklich unregelmäßig, so haben wir eine Ausschlagsweite im Auge, die den uns gewohnten Durchschnitt erheblich übersteigt. Wenn wir dabei nun auch sämtliche Züge beachten müssen, so werden wir doch vorzüglich die auffälligste aller Schrifteigenschaften, die Lage der Grundstriche, beachten, weil sie den Abweichungen von einer regelhaften Behandlung naturgemäß am stärksten widersteht, und ihre Schwankungsbreite mit Recht für ein Schlüsselmerkmal der Regelmäßigkeit überhaupt erachten. Äußerst regelmäßige Handschriften zeigen uns demnach Fig. 22, 26, 32, 114, 120; äußerst unregelmäßige Fig. 5, 6, 25, 68, 82; mittelregelmäßige Fig. 16, 17, 30, 31, 66. Der Bedeutungsermittlung des fraglichen Gegensatzes ist eine allgemeinere Erwägung vorauszuschicken.

Man muß sich vor der irrigen Annahme hüten, als sei der Charakter etwa die Ursache der Handschrift. Die Handschrift entsteht durch Bewegungen der Hand und der Finger, und die wieder gehen auf Vorgänge in den motorischen Nerven zurück, die im „Schreibzentrum" des Gehirns ihren Ursprung nehmen. Selbst nun, wenn wir uns damit nicht begnügten, sondern weiter fragen wollten, durch was denn jene Bewegungsanstöße im Nervenzentrum bewirkt worden seien, so würde uns doch auch die Antwort darauf nicht über Leibesvorgänge hinausführen. Alle körperlichen Vorgänge der Welt bilden, wie die Naturwissenschaftler es ausdrücken, eine „geschlossene Kausalkette", die für unkörperliche Glieder nirgendwo Raum läßt. „Charakter" nennen wir die Sonderbeschaffenheit einer persönlichen Seele; Seelen aber kommen nicht in der Welt der Dinge vor und dürfen daher niemals unter den möglichen Ursachen dinglicher Vorgänge aufgesucht werden. Das Verhältnis der Seele zum Leibe ist ein gänzlich andres und zwar unvergleichlich innigeres als das der Ursache zur Wirkung. Der lebendige Leib ist nämlich die Erscheinung der Seele, die Seele der Sinn des lebendigen Leibes. Beschränken wir uns bei der Betrachtung des Körpers auf die nach außen tretenden Bewegungsvorgänge, so können wir diese zumal auch den Ausdruck der Seele nennen. — Wem es schwer wird, das ihm gewohntere

Bild von Ursache und Wirkung zu meiden, der möge sich den Sachverhalt an einem analogen (gleichartigen) Verhältnis vergegenwärtigen, das ihm aus tausendfältiger Erfahrung geläufig ist.

Die Ursache jedes Sprachlauts sind Bewegungen des Kehlkopfs, der Zunge und der Lippen, die abermals im Gehirn ihren Ursprung nehmen. Außerdem aber hat der Sprachlaut einen Sinn, der auf so innige Weise mit ihm verflochten ist, daß wir weit weniger auf das Wie des Sprechens als auf die Bedeutung des Gesprochenen zu achten pflegen. Genauer gesagt, ist der Sprachlaut das Zeichen eines Begriffes, der Begriff das vom Sprachlaut Bezeichnete. Jedermann erkennt es, daß Zeichen und Bezeichnetes nicht im Verhältnis von Wirkung und Ursache stehen; jeder erkennt aber auch, daß ein noch innigerer Zusammenhang als zwischen Zeichen und Bezeichnetem schwerlich erdacht werden könne. Gradeso nun, wie der Sprachlaut Zeichen des Begriffes, gradeso ist der lebendige Leib die Erscheinung der Seele, und gradeso wie der Sprachkundige den gesprochenen Lauten das Urteil entnimmt, das sie meinen, gradeso entnehmen wir den Vorgängen des lebendigen Leibes die seelische Wallung, die in ihnen sich äußert. Nicht nach der Ursache der Bewegungen fragen wir, sondern nach ihrem seelischen Gehalt. Daraus rechtfertigt sich für das Beginnen des Seelenforschers der Name eines Deutungsverfahrens.

Welchen „Gesetzen" nun unser Bewegungsverständnis folge, können wir hier nicht auseinanderlegen und verweisen jeden, der sich darüber genauer zu unterrichten wünscht, auf unsre Schrift „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft". Wir zweifeln aber nicht, daß er auch ohne jene Vorkenntnis nachkommen werde, wenn er nur seine volle Aufmerksamkeit den Erläuterungen schenken wolle, mit denen wir von Fall zu Fall die Bedeutungsermittlung wichtiger Handschriftenzüge begleiten. Augenblicklich beschäftigt uns die Frage nach dem Sinn der Regelmäßigkeit. —

Eine Überlegung, so einfach, daß sie auch wohl ein Kind verstände, führt uns zum Ziel. Welche Zwecke im einzelnen der Mensch verfolgen möge: wann immer er überhaupt einen Zweck verfolgt, so regelt er unmittelbar oder mittelbar die umgebende Welt. Aus der organischen macht er die planimetrische Form, aus der chaotischen Üppigkeit des Urwaldes den lichteren und „gesetzteren" Park, aus dem krümmungsreichen Flußlauf den schnurgeraden Kanal. Jeder Baum im Walde steht merklich schief; aber jedes vom Menschen gebaute Haus nähert sich so

sehr der fallrechten Linie an, daß wir die tatsächlich dennoch vorhandene Abweichung nicht mehr bemerken. Die Umrißzeichnung keines einzigen Blattes, wohl aber jeder beliebigen Tischplatte verwirklicht — wenigstens annähernd — eine mathematische Figur. Kein Winter oder Sommer fängt nach dem Kalender an, und die Wandervögel ziehen bald früher, bald später fort; aber der Eisenbahnzug fährt heute zur selben Minute wie gestern ab, und jedes Geschäft öffnet und schließt unbekümmert um den wechselnden Eintritt von Helle und Dunkelheit genau nach dem Stundenschlag. Um überhaupt etwas wollend erstreben zu können, bedarf der Mensch einer „geordneten" Welt, und so führt denn die wollende und handelnde Lebenshaltung auch unwillkürlich das Ordnen mit sich. Darum, je mehr vom Menschen der Zustand des Wollens Besitz ergreift, umso mehr wird ihm die regelnde Schranke, an der die Natur sich bricht, zur „zweiten Natur", und auch seine Schreibantriebe folgen allmählich unbemüht jenem Ordnungsgeist, dessen grundsätzlich unterscheidendes Merkmal darin besteht, Wechsel und Wandel niederzuhalten. Im Grade der unwillkürlichen Regelmäßigkeit äußert sich mithin eine genau entsprechende Vorherrschaft des Willens.

Der regelmäßig Schreibende, so könnte man deshalb meinen, hat also einen starken Willen, der unregelmäßig Schreibende einen schwachen. Aber das wäre nun ein höchst bedenklicher Fehlschluß! Wir können nicht von „Vorherrschaft des Willens" sprechen, ohne zugleich an etwas andres zu denken, das solcher Vorherrschaft unterworfen werde, und wir haben es ja bereits die „Natur" genannt. Um jedoch klarer zu erkennen, was ein so vieldeutiges und häufig mißbrauchtes Wort eigentlich meine, fragen wir jetzt, wodurch sich im Menschen selber die ursprüngliche Natur anzeige. Der Mensch wäre nicht imstande, ordnend und regelnd eine äußere Natur zu zwingen, wenn er nicht gleichermaßen bezwänge die eigene oder innere Natur. Nehmen wir an, jemand wolle nach einer Quelle graben; er tue den ersten, den zweiten, den hundertsten Spatenstich; die Sonne scheine ihm heiß auf den Kopf; Ermüdung und Mattigkeit stelle sich ein; das Bedürfnis nach Ruhe und Müßiggang spiegle ihm angenehmere Bilder vor, als es die unbequeme Arbeit des Grabens ist, und er gebe dem schließlich nach: was wäre die Folge? Er würde den Spaten über die Schulter nehmen, er ginge davon, und der Brunnenschacht bliebe ein — frommer Wunsch! Hier sehen wir nun, was jeder in sich selber bezwingen müsse, damit sein Wollen, sei es zustande komme, sei es beharre. Es sind, nach

dem Wesen benannt, die Bedürfnisse oder Triebe, nach der Bekundungsweise für das Bewußtsein benannt, die Stimmungen, Gemütsbewegungen, „Affekte“ oder im weitesten Sinn die Erlebnisse. Im Zustande des Wollens bin ich nämlich nach dem Zeugnis der Selbstbesinnung wirkender Träger eines Geschehens, im Zustande des Erlebens erleidender Träger. Mit der Tiefe und Stärke meines Erlebens wächst im genauesten Gleichschritt dessen Widerfahrnischarakter. Um Entschlüsse und Absichten kundzutun, verwendet man die tätige Form, indem man sagt: ich will das oder das; um aber kundzutun, daß man Bedeutendes erlebte, verwendet man die leidende Form: ich wurde „erschüttert, ergriffen, gepackt, überwältigt, hingerissen“. Der sprachgebräuchlich allgemeinste Name, der die stärksten wie auch die schwächsten Gemütsbewegungen umfaßt und unter Absehung vom Anlaß des Erlebens den Ton auf das Erleben selber legt, ist „Gefühl“. Darnach stehen einander entgegen das Fühlen und das Wollen, und der Wille dringt grade insoweit durch, als er Gefühle bemeistert. Zeigt sich in diesen die „Natur“, so in jenem der Geist, der dem Menschen denn freilich zur „zweiten Natur“ geworden ist.

Unser Brunnengräber bemeisterte seine Gefühle nicht, und zwar offensichtlich aus Schwäche seines Willens. Wenn er also in seiner Handschrift Ordnung und Regelmäßigkeit vermissen ließe, so hätte das wirklich die Bedeutung eines Mangels an Willenskraft. Die Umgangssprache bietet uns zahlreiche Wörter dar zur Bezeichnung sowohl verschiedener Arten als auch verschiedener Grade der Willensschwäche, wie etwa: Planlosigkeit, Ziellosigkeit, Ablenkbarkeit, Verführbarkeit, Wankelmut, Inkonsequenz, Unentschlossenheit, Unentschiedenheit, Energielosigkeit, Unbeständigkeit, Unberechenbarkeit, Haltlosigkeit. Jede dieser Eigenschaften kann unter anderem in weitgehender Unregelmäßigkeit der Handschrift zum Ausdruck kommen. Hier herrscht das Gefühl aus Schwäche des Willens, es kann aber auch herrschen aus Stärke der ursprünglichen Triebe. Und alsdann sprächen sich in der Unregelmäßigkeit der Schriftzüge Eigenschaften wie die folgenden aus: Leidenschaftlichkeit, Impulsivität, Heftigkeit, stürmisches Wesen, Hinreißungsvermögen, nicht selten verbunden mit Phantasie und Vorstellungskraft. Das wäre, wie jedermann sieht, etwas wesentlich andres. Und daraus ergibt sich, daß Regelmäßigkeit wie Unregelmäßigkeit auch je zwei Arten von Bedeutungen haben können, die zueinander in gewisser Hinsicht sogar gegensätzlich sind. Regelmäßig schreibt einmal etwa der nüchterne Bücherwurm, der, ohne von

Herzenswünschen sonderlich gestört zu werden, nichts andres weiß, als tagtäglich maschinenmäßig sein „Pensum" erledigen; und regelmäßig schreibt zum andern ein Bismarck, der ein starkes und tiefes Gefühlsleben mit seinem noch mächtigeren Willen bändigt. Unregelmäßig schreibt einmal der haltlos hin- und herschwankende Abenteurer, dem es an Festigkeit der Gesinnung gebricht; und unregelmäßig schreibt zum andern etwa ein Beethoven, dessen leidenschaftlich heftige Gefühlswallungen seinen noch so großen Willen entmächtigen. Betrachten wir daher eine Handschrift nur auf den Grad ihrer Regelmäßigkeit, so können wir durchaus nicht wissen, aus welchen der beiden gegensätzlich gearteten Eigenschaftsgruppen wir ihn herleiten sollen! Aus weiter unten folgenden Gründen versehen wir die eine der beiden jedesmal mit dem Pluszeichen, die andre mit dem Minuszeichen und vereinigen nach diesem Einteilungsgrundsatz die möglichen Hauptbedeutungen der Regelmäßigkeitsgegensätze in nachstehender Übersichtstafel 1.

Tabelle I.

Regelmäßig Vorherrschaft des Willens		Unregelmäßig Vorherrschaft des Gefühls	
+	—	+	—
Willensstärke	Gefühlskälte	Gefühlslebhaftigkeit	Willensschwäche
Widerstandskraft	Nüchternheit	Leidenschaftlichkeit	Unbeständigkeit
Festigkeit	Gemütsarmut	Impulsivität	Wankelmut
Beständigkeit	Gleichgültigkeit	Heftigkeit	Unberechenbarkeit
Entschiedenheit	Langweiligkeit	Gemütswärme	Unbeharrlichkeit
Stetheit	Schablonenhaftigkeit		Unentschiedenheit
Ausdauer			Unentschlossenheit
Folgerichtigkeit			Ablenkbarkeit
„Konsequenz"			Planlosigkeit
Beharrlichkeit			Ziellosigkeit
			Verführbarkeit
			„Inkonsequenz"

Ehe wir es jedoch unternehmen, das Unterscheidungsprinzip zu kennzeichnen, das uns befähigt, zwischen beiden zu wählen, wollen wir ein andres Allgemeinmerkmal der Handschrift ins Auge fassen.

Das Ebenmaß und sein Sinn. — Fig. 33 ist gewiß nicht eben hervorragend regelmäßig, bietet jedoch gleichwohl ein wohltuend harmonisches Gepräge dar, Fig. 16 ist mindestens nicht unregelmäßiger, wirkt

aber auf den unbefangenen Betrachter in solchem Maße störend ein, daß er Gefahr läuft, die tatsächliche Schwankungsbreite ihrer Elemente erheblich zu überschätzen. Beide Handschriften stehen gemeinsam auf der Stufe einer etwas unter dem Durchschnitt bleibenden Regelmäßigkeit; aber sie stehen zugleich an beinahe entgegengesetzten Enden des Ebenmaßes.

Die Regelmäßigkeit ließ sich begrifflich genau bestimmen als Größe der Schwankungsbreite; den Grad des Ebenmaßes müssen wir zuvörderst erfühlen. Hohes Ebenmaß setzt zweierlei voraus: rhythmische Verteilung der Schreibantriebe und Ungestörtheit ihres Ablaufs; niederes Ebenmaß: entweder fehlenden Rhythmus oder Störungen seines Ablaufs oder endlich beides mitsammen. Wir legen vorderhand das Hauptgewicht auf die Störbarkeit des rhythmischen Ablaufs und nennen mithin ebenmäßig eine Handschrift von hervorragend ungestörtem, unebenmäßig eine solche von hervorragend gestörtem Rhythmus. Sobald wir an einem Gebilde den Rhythmus aufgefaßt haben, können wir auf dessen Störungsstellen gewissermaßen den Finger legen, die erforderliche Schätzung des Rhythmus aber erfolgt nur unter Mithilfe des Gefühls. Wieviel uns zu dem Behuf vom Wesen des Rhythmus zu wissen notwendig ist, das wird im nächsten Kapitel zur Sprache kommen. Hier müssen wir zuerst einmal für ihn selber das Auge schärfen am Beispiel seines Vorkommens in der Handschrift. Zuvor indes ist eine Zwischenbetrachtung von grundsätzlicher Wichtigkeit einzuschalten, ohne die unsre Deutungen fortan der festen Unterlage entbehren würden.

Weil man aus Gründen, deren Erörterung hier unterbleiben darf, am Gefühl weit häufiger die Gegensätzlichkeit zum Verstande als die zum Willen würdigt, so huldigen die meisten noch immer der irrigen Ansicht, das Gefühl sei etwas schlechthin „Subjektives", daher vergleichsweise Unbestimmtes und jedenfalls Unverbindliches. Um den Gang der Widerlegung abzukürzen, beschränken wir uns auf diejenigen Gefühle, die sich am anschaulichen Gehalt äußerer Eindrücke entzünden. Gefühle sind Erwartung, Hoffnung, Spannung, Trübsinn, Furcht; Gefühle sind es aber auch, denen zufolge wir von der Schönheit einer Bildsäule sprechen, von der Häßlichkeit eines Kotes, der Erhabenheit eines Sonnenunterganges. Erlebten wir angesichts der Bildsäule, des Kotes, des Sonnenunterganges nicht irgendwelche Gefühle, so wären wir außerstande, von der Bildsäule den Charakter der Schönheit, vom Kot den der Häßlichkeit, vom Sonnenuntergang den der Erhabenheit auszusagen. Nur von dergleichen Gefühlen

soll also die Rede sein, die man auch wohl „Gegenstandsgefühle“ zu nennen pflegt. Wer nun von ihnen behaupten wollte, sie seien etwas „Subjektives“, der verknüpft entweder mit dem allerdings über die Maßen vieldeutigen Worte „subjektiv“ einen ganz unhaltbaren Sinn oder er setzt sich in Widerspruch mit sich selbst. Jenes hätte er getan, wofern seine Meinung dahin ginge, das Gefühl sei deswegen „subjektiv“ zu nennen, weil es notwendig ein Subjekt erheische als gleichsam die Bühne, auf der es sich abspiele; denn das gölte natürlich auch von jedem Gedanken und würde mithin zu der Folgerung zwingen: das Urteil, zweimal zwei ist vier, habe bloß „subjektive“ Gültigkeit, weil es durchaus nur von einem denkenden Subjekt gefällt werden könne. Dieses dagegen, nämlich der Selbstwiderspruch, widerführe ihm, wenn er mit dem Beiwort „subjektiv“ die Willkürlichkeit des Gefühls oder auch nur dessen Abhängigkeit vom Charakter des Trägers zu behaupten gedächte.

Nicht wenige Menschen bringen den fraglichen Selbstwiderspruch beständig zum Ausdruck, ohne im mindesten daran Anstoß zu nehmen. Während sie vor dem Gemälde der Kunstausstellung einander mit Heftigkeit darüber in den Haaren liegen, ob es schön oder widerwärtig, bedeutend oder läppisch sei, geben sie zugleich mit Nachdruck zu verstehen, daß über den Geschmack sich nicht streiten lasse; tun also eben das, was zu tun sie sich wollen verboten haben! Da man die Menschen stets besser nach ihren Handlungen als nach ihren Kernsprüchen beurteilt, so werden wir, was sie betätigen, für glaubwürdiger halten als die Redensarten, mit denen sie es verleugnen, und gehen gewiß nicht mit der Annahme fehl, daß jeder vom sachlichen Werte dessen überzeugt sei, was ihm „gefällt“, vom sachlichen Unwerte dessen, was ihm „mißfällt“. Wenn ein noch nicht gänzlich Verbildeter zum erstenmal eine „futuristische“ Schmiererei erblickt, so sagt er denn auch keineswegs: das mißfällt mir; sondern er sagt: das ist abscheulich; und wenn unter Kunstkennern irgendwer zu behaupten wagte, der Bildhauer Begas übertreffe weit den Bildhauer Michel Angelo, der Zeichner Anton von Werner weit den Maler Leonardo da Vinci, so wäre von den Hörern keiner, der auch nur den kürzesten Augenblick lang die, sei es selbst „subjektive“, Berechtigung dieses Urteils erwöge, sondern es hieße sofort: der Mann versteht nichts von Kunst! Man mißt also nicht sowohl den Wert der Sache am Geschmack als vielmehr den Geschmack am Werte der Sache!

Indessen bedarf es solcher Beispiele nicht, um die Selbsttäuschung

derer zu enthüllen, die an die „Subjektivität“ ihrer Gegenstandsgefühle zu glauben wähnen. Wer eine Bildsäule schön findet, was findet der eigentlich schön, die betrachtete Sache oder sich, den Betrachter? Die Frage aufwerfen, heißt auch, sie beantworten. Ich fühle mich betrübt, erregt, gelangweilt, erhoben, beglückt; aber ich fühle nicht mich schön in der Schönheit der Bildsäule, nicht mich erhaben in der Erhabenheit des Sonnenunterganges, nicht mich häßlich in der Häßlichkeit des Kotes. Wohl werde ich durch die Schönheit anders „gestimmt“ als durch die Erhabenheit, und durch beide wiederum anders als durch die Häßlichkeit; aber so wenig muß meine Eigenstimmung mit dem Gefühlswert des sinnlichen Anlasses dieselbe sein, daß sie mir grade dienen kann, Eigengefühl und Gegenstandsgefühl aufs schärfste zu unterscheiden. Trete ich in gedrückter Stimmung vor die Bildsäule hin, so erlebe ich unter anderem sofort den Gegensatz zwischen der Seligkeit des Bildes und der Kümmerlichkeit meiner eigenen Gemütsverfassung. Wie Feuer und Wasser scheiden sich solchenfalls in mir die Gefühle, die ich vom Gegenstande empfange, und die Gefühle, die aus dem eigenen Innern kommen, womit unwidersprechlich dargetan ist, daß mir das Gegenstandsgefühl von der anschaulichen Beschaffenheit des äußeren Eindrucks aufgezwungen wird. Ich finde das Schönsein nicht minder an der Bildsäule vor, wie ich an ihr die Farbe des Marmors finde, und es steht ebensowenig in der Macht meiner Willkür, jenes durch Häßlichsein wie dieses durch die Farbe der Bronze zu ersetzen. Folglich gibt es genau so gut „objektive“ Werturteile, wie es „objektive“ Tatbestandsurteile gibt!

Aber, so könnte man uns entgegnen, woher rührt denn die unbestreitbar wirklich bestehende Verschiedenheit des Geschmacks? Um darauf zu antworten, müssen wir uns zuvörderst darüber einigen, was unter „Geschmack“ zu verstehen sei. Soll darunter die persönliche Vorliebe für bestimmte Gruppen sinnlicher Arteigenschaften verstanden sein, derzufolge einer etwa die Farbe Rot, ein andrer die Farbe Blau bevorzugt, so ist zwar auch die beileibe nicht etwas Willkürliches, stammt aber allerdings aus dem Charakter ihres Trägers. Soll dagegen unter Geschmack die Empfänglichkeit für Eindruckswerte überhaupt verstanden werden, so haben wir festzustellen, daß sie ein ebenso allgemeines Merkmal des menschlichen Gemütes ist wie die Fähigkeit logischen Denkens ein Allgemeinmerkmal des menschlichen Geistes. Gradeso wie nun aber der eine mehr sachliche Auffassungsgabe besitzt als der andre, gradeso besitzt auch der

eine mehr Wertauffassungsgabe als der andre, und gradeso wie es tausend Gründe gibt, die den Verstand zu Irrtümern über Tatsachen führen, gradeso gibt es tausend Gründe, die das Gemüt zu falscher Beurteilung der Werte verleiten. Die Verschiedenheit der Wertauffassungen spricht ebensowenig gegen die Gültigkeit des wirklichen Wertes, wie der Irrtum überhaupt gegen die Gültigkeit der Wahrheit spricht! Sollte endlich über sinnliche Eindruckswerte noch verschiedener geurteilt werden als über Tatbestände und deren Ursachen (was übrigens nicht einmal zutrifft), so wäre das nur auf Schulungsmangel des Anschauungsvermögens zurückzuführen, der sich denn leicht aus dem Umstande erklären dürfte, daß wir gemeinhin ein größeres Interesse haben an der Abschätzung der Zweckmäßigkeit einer Sache als ihres seelischen Gehalts. — Weil die eben genannte Schulung weniger eine Übung im sinnlichen Anschauen als die Unterdrückung irreleitender Nebenrücksichten erfordert, so wollen wir es nicht unterlassen, wenigstens einige der allerwichtigsten Ursachen anzuführen, die geeignet sind, unsre Wertauffassung zu trüben.

Die weitaus harmloseste liegt in der schon erwähnten Vorliebe des persönlichen Geschmacks. Hat jemand eine Vorliebe für Einfarbigkeit, so neigt er dazu, von zwei künstlerisch gleichwertigen Blumensträußen den auf Einfarbigkeit gestimmten für gelungener zu halten als den auf Buntheit gestimmten. Mit einer Vorliebe für den Barockstil schätzt man einen Barockbau leicht zu hoch, einen gotischen oder gar antiken Bau leicht zu tief. Wer Wellenlinien bevorzugt, bringt einer bogigen Handschrift mehr Wohlwollen entgegen als einer winkligen usw. Ein bescheidenes Maß von Selbstbesinnung genügt indessen, sich von derlei Täuschungen loszumachen, und schon im alltäglichen Leben kann man häufig Urteile wie dieses hören: beide Teppiche sind Meisterwerke; aber ich habe mehr Vorliebe für den persischen als für den türkischen!

Gefährlichere Geschmacksverirrungen richtet erst die Einmischung persönlicher Interessen an. Der Emporkömmling wählt das Aufgedonnerte, weil er damit protzen will; der Sammler opfert Schönheit, Anmut, Kerngehalt der Seltenheit; der Händler jeder Art erschlägt alle nur möglichen Werte mit dem Geldeswert. — Während in solchen und ähnlichen Fällen der Eindruck selber garnicht zur Geltung kommt, wird er verfälscht durch parteiische Wallungen. Der Verliebte ist in Gefahr, die inneren wie äußeren Mängel der Geliebten zu übersehen, ihre Vorzüge zu überschätzen und garnicht vorhandene hinzuzutun; der Hassende er-

blindet für die Vorzüge des Gehaßten, unterstreicht dessen Mängel und erfindet neue hinzu; vollends der Neidische hat den „bösen Blick“, der am Beneideten nichts Gutes mehr übrigläßt. Wir dürfen das umfangreiche Kapitel derartiger Täuschungen jedoch getrost übergehen, weil sie für die Beurteilung der Schriftzüge einer übrigens uns unbekannten Person so gut wie garkeine Rolle spielen, und verfehlen nicht, auf die unvergleichliche Überlegenheit hinzuweisen, die der Handschriftendeutung allein schon daraus erwächst, daß sie gegen so viele der gewöhnlichsten Täuschungsquellen zum vorhinaus sicher ist. Dagegen gibt es nun noch eine Täuschungsursache, die alle bisherigen an verheerender Wirkung übertrifft und, weil sie das ganze Gebiet des Anschaulichen mitumfaßt, auch die Handschrift in ihre Kreise zieht: wir meinen die Täuschung aus falscher Gewohnheit.

Zahllose Sachverhalte stehen nur darum in Geltung, weil sie — aus welchen Gründen immer — nun einmal bisher gegolten haben. Erziehung und Umwelt helfen beständig zusammen, uns von Kindesbeinen an falsche Maßstäbe aufzudrängen. Es genüge, auf die Macht der sog. Mode hinzuweisen, die sich jedesmal auf alle Gebiete erstreckt und mehr oder minder sämtlichen Zeitgenossen die Köpfe verdreht. „Lächerlich“ erschiene ein schlicht gescheitelter Frauenkopf, wenn die Mode grade turmhohe Haartrachten fordert; lächerlich die Ungeschnürte bei herrschender Wespentaille; lächerlich der Unbezopfte unter Bezopften; der Perückenlose unter Perückenstöcken, der Lockenumwallte unter Kurzgeschorenen; lächerlich die Frau in Hosen, der Mann im Rockkleide; aber jedesmal auch umgekehrt bei entgegengesetzter Trachtenregel! „Schönheitspflästerchen“, Naseuringe, Tätowierungen, Hängebrüste, Krüppelfüße können zu den unerläßlichen Vorbedingungen des „guten Eindrucks“ gehören, wenn es die Mode befiehlt, und das ist bei Bildungsvölkern nicht um ein Haar anders als unter „Wilden“! Es läßt sich nicht ausdenken, bis zu welchem Grade das natürliche Gefühl durch Eindrucksgewohnheiten zu verrücken ist, und man versteht es zum mindesten, wenn manche deshalb die Meinung hegen, es könne von einer Naturwüchsigkeit der wertenden Auffassungsweise überhaupt nicht gesprochen werden, da eben alles und jedes, was man dafür halte, doch wieder nur einer herrschenden Mode entspreche! Sie täuschen sich dennoch, wie wir an zwei Beispielen zeigen wollen.

Man durchblättere ein Buch mit Leibesabbildungen der allerverschie-

densten Völker und lasse an seinem Blicke vorüberziehen die männlichen und vor allem die weiblichen „Typen“ der Japaner, Chinesen, Indier, Neger, Indianer, Feuerländer, Eskimos, Andamanen, Ainos, Tschungusen usw., und nun frage man sich, nicht, welches Volk schöner als das andre sei, sondern: welche z. B. Japanerin würde mir unter den übrigen Japanerinnen am schönsten erscheinen, welche Indianerin unter den Indianerinnen, welche Tschungusin unter den Tschungusinnen usw., und man wird die vielleicht überraschende Wahrnehmung machen, daß die Auswahl durchweg auf diejenigen Personen falle, die auch von den fraglichen Völkern für die jeweils schönsten erachtet würden! Es hält aber nicht einmal schwer, wenigstens einen Schlüssel zum Geheimnis der Übereinstimmung zu gewinnen. Zu dem Behuf durchwandere man nacheinander ein Museum für Völkerkunde, eine Antikensammlung und eine Sammlung von Gemälden alter Meister. Ungeachtet des noch viel gewaltigeren Unterschiedes, der zwischen der Harpune oder dem grell bemalten Götzenbild des Ozeaniers, dem Parthenonfries und einem Gemälde Rembrandts besteht, wird man nicht nur deren jedes „genießen“ können, sondern auch alsbald bemerken, daß sie gemeinsam unter der Herrschaft des Rhythmus stehen! Worin übrigens noch der Wert des Anschaulichen liegen möge, soviel ist gewiß, daß unter sonst vergleichbaren Umständen der rhythmischere Eindruck den minder rhythmischen an innerem Gehalt übertrifft. Hier hätten wir mindestens ein Stück der „Gesetzmäßigkeit“, die das sinnliche Auffassen der gesamten Menschheit beherrscht, und zwar, wie sich unten erweisen wird, aus einem Naturgrund. — Wir machen sofort eine Anwendung auf die Handschrift.

Wer den anschaulichen Gehalt einer Handschrift ermitteln will, der muß zunächst einmal beiseite stellen seine persönliche Vorliebe für lateinische oder sog. deutsche Schrift, für Großheit oder Kleinheit der Züge, für Dicke oder Dünnheit, Weite oder Enge, Bogen oder Winkel usw. Er muß ferner auch beiseite stellen jede Gewohnheitsregel. Es hat ihn gar nichts mehr anzugehen, ob die Handschrift leserlich sei oder unleserlich, stahlfedergerecht oder griffelgerecht. Er betrachte sie vielmehr so, als wäre sie nichts als eine mit Linien belebte Fläche, und erleichtere sich das womöglich dadurch, daß er das Blatt auf den Kopf stellt. Gelingt es ihm nun, alle jene Nebenrücksichten auszuschalten, so empfängt er unfehlbar von ihr den Eindruck schlechtweg eines Gebildes und wird alsbald einen ebenso sicheren Blick gewinnen für dessen sinnlichen Charakter wie

für die sachlich bestimmbaren Eigenschaften. Damit lenken wir füglich zum Rhythmus in der Handschrift zurück.

Es wird kaum einen Leser geben, der nicht ohne Besinnen Fig. 3 für rhythmischer hielte als Fig. 4, Fig. 15 für rhythmischer als Fig. 16, Fig. 24 als Fig. 25; aber auch die sehr unregelmäßige Fig. 59 für rhythmischer als die sogar minder unregelmäßige Fig. 61 und für noch wenigstens ebenso rhythmisch als die regelmäßige Fig. 60! Er ist also fraglos imstande, den Rhythmus zu sehen, ohne begrifflich angeben zu können, worin er bestehe; und das dergestalt Gesehene fällt nicht zusammen mit der Regelmäßigkeit, da es sonst unmöglich wäre, beide zu unterscheiden. Fig. 63 ist weitgehend unregelmäßig, Fig. 59 ist es mindestens nicht weniger; aber Fig. 59 hat Rhythmus, Fig. 63 hat keinen! Wer nun auch nur in einem einzigen Falle dasjenige erschaute, wofür ihm sein Wortbedeutungsgefühl den leider nicht genau verdeutschbaren Namen „Rhythmus“ bietet, der darf sich ohne Gefahr die aufzeigbaren Hilfen zu eigen machen, mit denen wir jetzt seine Abschätzung des handschriftlichen Rhythmus unterstützen wollen.

Hatte uns zur Abmessung der Regelmäßigkeit die Schwankungsbreite der Schriftelemente und insonderheit des Neigungswinkels gedient, so dient uns zur Abschätzung des Rhythmus in erster Linie und jedenfalls allein schon ausschlaggebend die Schriftverteilung. Um den Begriff der Schriftverteilung richtig anzuwenden, muß man sich folgendes klarmachen. Die Schrift besteht aus Strichen, die teils winklig aneinanderstoßen, teils bogig ineinander übergehen, teils endlich Schleifen bilden. Die Kurve im ersten Teil des kleinen deutschen g hängt nun im unmittelbaren Eindruck inniger mit der umkurvten Fläche zusammen als die drei Hauptrichtungen des kleinen i mit den zwischen ihnen befindlichen Flächenstücken; die geschlossene Schleife vollends eines g oder h noch inniger mit ihrer Innenfläche als der offene g-Bogen mit der seinigen. Wir werden später sehen, daß gewisse Verschiedenheiten in der Behandlung der Bögen und Schleifen den Unterschied eines linearen von einem flächigen Schrifttypus begründen. Hier sollen uns jene Hinweise nur erst einen Begriff davon geben, inwiefern die einzelnen Buchstaben, unerachtet sie nur aus Linien bestehen, dennoch bald mehr, bald minder geschlossene Flächen darstellen und nicht bloß nach Länge und Richtung ihrer Teile, sondern auch nach dem Ausmaß der hineingenommenen Flächen optisch zur Wirkung kommen. Sofern überdies jedes einzelne Wort vom neben-, darüber-

und darunterbefindlichen sich weiter getrennt zu finden pflegt als Buchstabe von Buchstabe innerhalb des Wortes, hebt sich die Worteinheit wiederum als geschlossene Flächengestalt gegen die lichten Lücken zwischen den Wörtern ab; und es bietet infolgedessen das Schriftfeld ein jeweils eigentümliches Verhältnis der Wortkörper zu den Hintergrundsausschnitten dar, das bald den Eindruck des optischen Gleichgewichts, bald des Widerstreites hervorruft. Jenes weist u. a. auf (unbewußtes) Ebenmaß und mithin auch auf (unbewußten) Rhythmus, dieser auf (unbewußten) Mangel an Ebenmaß der erzeugenden Bewegung zurück. Man faßt die Massenverteilung am schnellsten auf durch heraushebende Beachtung der lückenreißenden Zwischenräume.

Stellen wir Fig. 66 in genügender Entfernung vom Auge auf den Kopf und lassen wir den Blick von links nach rechts das ganze Vertikalband des Schriftfeldes durchlaufen, so erfreut uns ein im großen und ganzen gleichgewichtiger Wechsel von lichten Lücken und Wortsilhouetten. Tun wir dasselbe mit Fig. 16, so meinen wir bald über vorspringende Spitzen und unerwartete Auswüchse der Wortumrisse zu stolpern, bald gewissermaßen ins Leere zu fallen. Fig. 66 ist vorwiegend rhythmisch, Fig. 16 hervorragend unrhythmisch. Jene wäre allenfalls einem dörflichen Gatter, diese einem schiefstreifig geführten Stacheldrahtzaun zu vergleichen. — Man kann die Verschiedenheit der Eindrücke noch genauer beschreiben.

Ein Element der Eindrucksverschiedenheit ist die Art der Zeilenführung. Keineswegs durchgehend wagerecht und bei objektiv ungleichen Abständen halten die Zeilen der Fig. 66 dennoch gleichwertige Zwischenräume inne, wohingegen die der Fig. 16 bald sich einander nähern, ja sich verstricken, bald kraftlos auseinanderfallen. Damit rühren wir schon an das zweite Element der Ebenmaßlosigkeit in dieser. Die Zeilenverstrickung findet jedesmal durch übermäßig verlängerte und widernatürlich aufgebauschte Unterschleifen statt, im Verhältnis zu denen die Oberlängen derselbigen Langbuchstaben verkümmert sind und vollends die Kurzbuchstaben zu klein gerieten. Dagegen zeigt Fig. 66 optisches Gleichgewicht zwischen Oberlängen und Unterlängen, wie ferner auch zwischen langer Länge und kurzer Länge. Wie bald ein Verstoß gegen dieses das Ebenmaß stören müsse, geht aus folgender einfachen Erwägung hervor. Ein Künstler, der einen Text zierschriftlich („ornamental“) ausführen soll, wird seine Aufgabe ungleich leichter lösen mit sog. Antiquaversalien (A, B, C, D, E . .), die samt und sonders innerhalb einer Höhenstufe verbleiben,

als mit Hilfe einer dreistufigen Laufschrift, deren Langlängen die Kurzlängen um das Siebenfache übertreffen! Mit der Ungleichheit der Buchstabenhöhen wächst auch die Schwierigkeit rhythmischer Massenverteilung; daher wir die Regel aufstellen dürfen: bei vergleichbaren Nebeneigenschaften sinkt der Rhythmus der Handschrift mit wachsender Längenunterschiedlichkeit. In Fig. 66 verhält sich der Durchschnitt der Kurzlängen zum Durchschnitt der Langlängen zwar auch schon etwa wie 1:7, in Fig. 16 aber etwa wie 1:25! Die drei Handschriften auf Tafel VI zeigen den erheblichsten Mangel an Rhythmus und gehen demgemäß auch alle weit über den Durchschnitt der Längenunterschiede hinaus. Dabei ist Fig. 20 regelmäßig, Fig. 19 ziemlich regelmäßig und nur Fig. 21 auch noch unregelmäßig.

Haben wir erst für den Rhythmus der Handschrift den Blick geschärft, so werden wir leichtlich seiner Störungen inne. Es genügt im allgemeinen schon zu ermitteln, ob die Unregelmäßigkeit innerhalb des herrschenden Rhythmus selber wieder Rhythmus verrate oder aber eines solchen ermangle. Zur Erleichterung für den Leser ersetzen wir vorderhand die rhythmische Unregelmäßigkeit durch die periodische Schwankung, die unrhythmische Unregelmäßigkeit durch die unperiodische Schwankung. Fig. 66 zeigt ein beträchtliches Schwanken in der Länge der Kurzbuchstaben: der Spielraum reicht von 0,5—4 mm! Gehen wir sie nun aber Wort für Wort und Silbe für Silbe durch, so erweist sich die Höhenverschiedenheit als einem periodischen Wechsel unterworfen. In der zweiten Zeile ist der Grundstrich im Schlußteil des h im „Ich“ kleiner als das voraufgegangene c, im nächsten Worte „sende“ das n kleiner als das s, das Schluß-n im darauffolgenden „Ihnen“ kleiner als das erste n, der zweite Grundstrich im Worte „meines“ der dritten Zeile etwas kleiner als der erste und der dritte wieder kleiner als der zweite, der zweite u-Strich in „Buches“ kleiner als sein Vorläufer, und ähnlich in der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle. Statt schlechthin regelloser Unterschiede von klein und groß finden wir also ein periodisches Kleinerwerden der Wörter, Silben und zum Teil noch der Einzelbuchstaben. Im Verhältnis dazu wirkt z. B. der stark verlängerte Abstrich des zweiten r in „verehrte“ der ersten Zeile sofort im Sinne einer Störung des Rhythmus; ebenso einigermaßen der verkümmerte Schlußteil im h von „Jahrgangs“ der fünften Zeile. Angesichts der verhältnismäßigen Seltenheit solcher Störungen ist die Handschrift der Fig. 66 jedenfalls eine vorwaltend ebenmäßige zu nennen.

Demgegenüber zeigt z. B. Fig. 67 zum ersten eine schon minder günstige Massenverteilung, die sich auch in übertriebener Längenunterschiedlichkeit äußert; zum andern und vor allem aber innerhalb des auch ihr noch eigenen Rhythmus bedeutendere Störungen des periodischen Wechsels. Man braucht etwa nur die Kurzlängen in „erwerben können" der zweiten Zeile zu betrachten, um nicht nur ihre erheblichen Längenunterschiede zu bemerken, sondern auch die Verschiedenheit in der Aufeinanderfolge von größeren und kleineren Längen. Die Langlängen dieser Handschrift werden häufig am Wortschluß schräger, vgl. Zeile 1 „wodurch", „Vermögen", „sich"; aber fast ebenso oft geschieht das Gegenteil; vgl. Zeile 2 „Falls", Zeile 3 „Kapital", Zeile 4 „beteiligen", Zeile 5 „Bibliothek". Der Rhythmus ist also nicht bloß schwächer, sondern zumal auch gestörter oder: Fig. 67 hat vergleichsweise das geringere Ebenmaß.

Fig. 1, Fig. 2 und Fig. 3 sind bei übrigens außerordentlicher Verschiedenheit alle drei ganz hervorragend rhythmisch. Aber das Ebenmaß fällt von Fig. 2 über Fig. 1 bis Fig. 3 dergestalt, daß insbesondere die letztere eine große Anzahl feinerer Störungen aufweist. Man achte auf die ungleichmäßig schwankenden Kurzlängen, die ganz besonders schwankende Weite der n und m, den Neigungswinkel der Langlängen, die Brüchigkeit („Ataxie") der Strichführung (z. B. in „Arbeit" Zeile 2, „fast" Zeile 6), das beständig einsetzende und immer wieder unterdrückte Auf und Ab der Zeilenführung! Umso erstaunlicher ist die vollendet gelungene Massenverteilung.

Wir dürfen es mit diesen Anschauungsübungen genug sein lassen, da deren später noch Dutzende folgen werden, und wenden uns nunmehr zur Bedeutungsermittlung und zwar zunächst des Grades an Ebenmaß. Setzen wir vorderhand ohne Beweis voraus, was weiter unten genauer begründet wird, daß die „Natur" selber ein rhythmischer Sachverhalt sei, so müßten sämtliche Bewegungen auch des Menschen umso rhythmischer verlaufen, je mehr er sich im „Naturzustande" befände. Ein Blick auf die sog. Naturvölker kann das bestätigen. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, sie tanzen ihre Götterdienste, tanzen ihre Feste und verrichten tanzend die bemühendste Arbeit im Takte gemeinsamer Lieder! Aber auch uns noch löst sich die Zunge, rühren sich leichter die Glieder, wird das Schreiten zum Tanz, wann wir das Joch des Geistes vorübergehend abwerfen konnten, sei es aus großer Freude, sei es nach dem Genuß betäubender Getränke; und darum soviel leichter in der Jugend als im Alter! Hat

doch gewiß nicht aus Zufall die Sprache das eine Wort des „Rausches“ bereit, um den Zustand sowohl des Weinberauschten als auch des Glücksberauschten zu kennzeichnen! Der Rausch aber ist ungeistiger, willkürloser und naturhafter als die vollbesinnliche Nüchternheit und bildet im Verhältnis zu ihr den Übergang zum bewußtlosen Schlafzustande, wo die Lebensbewegungen des Pulses und des Atems, wie jedermann weiß, den höchsten Grad von rhythmischer Gleichförmigkeit erreichen. Die Störbarkeit des rhythmischen Ablaufs steigert sich also mit der Wachheit des Geistes. Damit indessen kennen wir nur erst eine notwendige Vorbedingung und noch nicht die unmittelbare Ursache des wirklichen Eintritts der Störung.

Wir können nicht wachsein, ohne nicht fort und fort wechselnde Eindrücke zu empfangen; und wir empfangen keinen einzigen Eindruck, der nicht auch leise Schwankungen unsrer Gefühle mit sich brächte. Für gewöhnlich sind solche viel zu schwach, als daß sie uns könnten bemerklich werden. Nehmen wir indessen an, jemand sitze am Schreibtisch, in eine Arbeit vertieft, und plötzlich ertöne im Nebenzimmer ein lauter Knall; dann mag er beschaffen sein, wie er will, er wird wenigstens einen Augenblick lang erschrecken. Der Eindruck braucht also nur hinreichend stark zu sein, um das Lebensgefühl eines jeden wenigstens vorübergehend zu stören. Aber während nun der eine bloß eine leichte Veränderung von Puls und Atem erlitte, sofort sich wieder beruhigt hätte und darauf gemessen sich anschicken würde, der Ursache des Eindrucks nachzugehen, sähen wir den andern erbleichen, mit Heftigkeit aufspringen und ohne Besinnen entweder die Flucht ergreifen oder denn ins Nebenzimmer stürzen: derselbe Eindruck also wirkt unter übrigens ähnlichen Umständen auf diese Person um viele Male erregender ein als auf jene! Der Grad der Gefühlserregbarkeit ist eine persönliche Eigenschaft, in der Wissenschaft „Affektivität“ genannt, deren Wesen uns noch genauer beschäftigen muß.

Ihre Gegensätze dürfen nicht verwechselt werden mit dem früher besprochenen Gegensatz von Willensvorherrschaft und Vorherrschaft der Triebe. Dort war von Gefühlen schlechthin, hier ist nur insofern von Gefühlen die Rede, als sie von Störungen des inneren Gleichgewichts sprechen. Die „Affekte“ sind nicht sowohl lebendige Wallungen als vielmehr dergleichen Wallungen, mit denen das Lebensgefühl sich eines von außen kommenden Eindrucks erwehrt. Ein anderes ist die verhältnis-

mäßige Stärke der Gefühle, und wieder ein anderes die Stärke der Gefühlserregbarkeit. Das wird uns sogleich verständlicher werden durch Betrachtung der charakterologischen Folgen.

Vorderhand haben wir festzustellen: das Ebenmaß der Handschrift entspricht dem Grade des persönlichen Gleichmuts, der Mangel an Ebenmaß dem Grade der persönlichen Erregbarkeit. Der sehr unebenmäßig Schreibende ist ein hochgradig erregbarer Charakter, der sehr ebenmäßig Schreibende ein gleichmütiger Charakter. — So durchsichtig das Ergebnis auf den ersten Blick erscheinen möchte, so offenbart uns die genauere Betrachtung dennoch wieder einen ganz eigentümlichen Doppelsinn. Fassen wir zunächst die Störbarkeit des Gefühls ins Auge, so zeigt es sich nämlich sofort, daß sie sowohl von Lebensarmut als aber auch von erhöhter Lebendigkeit zeugen könne. Leicht gestört ist der Reizbare und aus geringfügigen Anlässen sich Ärgernde, der beständig Neugierige und Sensationslüsterne, der Klatschsüchtige, der um nichts und wieder nichts „Aufgeregte“, der „Fahrige“ und Unrastvolle; leicht gestört ist aber auch der „Sensible“, Empfängliche, Feinfühlige! Die Störbarkeit der ersten Art entspringt aus der Flachheit des Seelenlebens und einem damit verbundenen Hunger nach Speisung von außen, demzufolge die nichtigsten Eindrücke eine sonst unbegreifliche Bedeutsamkeit erlangen und nur darum auch störend empfunden werden; mit der Störbarkeit der zweiten Art kündet sich eine hohe seelische Zartheit an, die vom Eindruck deshalb leicht beunruhigt wird, weil sie noch seinen schwächsten Gefühlswerten offensteht. Dort ist die Seele nach außen gekehrt, weil es ihr fehlt an Fülle des Eigenlebens, hier aus Aufgeschlossenheit für das fremde Leben. Seelische Flachheit ist ein Zeichen der Lebensarmut, seelische Aufgeschlossenheit ein Zeichen erhöhter Lebendigkeit; denn das Leben an sich ist die alles verwebende Wirklichkeitsmacht! — Umgekehrt dasselbe ergibt sich für den verhältnismäßigen Mangel an Störbarkeit. Wer ganz von einem Gedanken, einem Ziel, einem Herzenswunsch, einer Liebe, einer Leidenschaft voll ist, an dem fliehen tausend Eindrücke unaufgefangen vorbei, die den Lebensflachen reizen oder belästigen. Ihm wohnt Gelassenheit, Ruhe, ja Heiterkeit inne aus seelischer Tiefe, und seelische Tiefe ist ein Merkmal der Fülle. Aber auch derjenige fühlt sich nicht weiter gestört und belästigt, dessen Seele ein „dickes Fell“ besitzt! Unempfänglichkeit, Mangel an Eindrucksvermögen, Empfindungslosigkeit, Stumpfheit, Gleichgültigkeit sind nur verschiedene Namen für das Gegenteil jener Auf-

geschlossenheit, aus der wir die Schwingungsbereitschaft des Zartfühlenden verstanden; und wenn diese ein Zeichen erhöhter Lebendigkeit ist, so zeugt jene von Lebenserstarrung.

Wir erkennen nun klarer den Grund des Unterschiedes von verhältnismäßiger Stärke des Gefühls auf der einen Seite und verhältnismäßiger Leichtigkeit seiner Erregungen auf der andern. Wir gewinnen den Begriff der Gefühlsstärke durch Vergleichung der Wirksamkeit des Gefühls mit der Wirksamkeit des Willens, dagegen den der Gefühlserregbarkeit durch Vergleichung des Gefühls mit seinem Anlaß. Wie es gemeinmenschliche Beziehungen zwischen Fühlen und Wollen gibt, so auch gibt es gemeinmenschliche Beziehungen zwischen dem Gefühl und dem Anlaß desselben, dergestalt, daß wir sowohl ein bestimmtes Gefühl als auch einen bestimmten Erregungsgrad dieses Gefühls erwarten, wofern uns der Anlaß dazu bekannt ist. Beruht die Vorherrschaft des Gefühls bald auf der Stärke des Eigenlebens, bald auf der Schwäche des Willens, so dagegen die hochgradige Gefühlserregbarkeit einmal auf der Flachheit des Eigenlebens, zum andern auf seiner Aufgeschlossenheit; und entspringt die Vorherrschaft des Willens bald aus der Willensstärke, bald aus der Schwäche der Triebe, so dagegen die Schwererregbarkeit des Gefühls einmal aus Lebenstiefe, zum andern aus Lebensstumpfheit. Flachheit wie Aufgeschlossenheit sind aber unverkennbar geeignet, jene Wachheit des Geistes herbeizuführen, in der wir die Vorbedingung der Störbarkeit überhaupt erblickten; Tiefe wie Stumpfheit hingegen müssen der „Ungewecktheit“ förderlich sein. — Endlich kann Leichterregbarkeit des Gefühls die Vorherrschaft des Willens erschweren, Schwererregbarkeit sie erleichtern; daher denn die unebenmäßige Handschrift oft auch noch unregelmäßig, die ebenmäßige wenigstens nicht allzu selten auch noch regelmäßig ausfallen mag. Allein wir haben zum Teil schon gesehen und werden es in der Folge wiederholt bestätigt finden, daß Ebenmaß und Regelmäßigkeit selbst dann noch gradverschieden zur Geltung kommen, wenn beide auf derselben Seite vom Durchschnitt liegen; womit die Verschiedenheit der Erregbarkeit des Gefühls von seiner Stärke im Verhältnis zum Willen auch ausdruckswissenschaftlich bestätigt wird.

Auch für das Ebenmaß also gilt es, daß der Anschein der Eindeutigkeit einer wirklichen Zweideutigkeit zu weichen habe. Ungestörter Ablauf der Schreibbewegung spricht für ruhige Gelassenheit, aber auch für Mangel an Eindrucksvermögen; gestörter Ablauf für Feingefühl, aber auch für

reizbare Flachheit! Übersichtstafel 2 vereinigt wieder nach Plus und Minus die wichtigsten Charakterzüge, die in den Gradgegensätzen des Ebenmaßes zum Ausdruck kommen.

Tabelle II.

Ebenmaß Geringe Erregbarkeit (Gleichmut)		Mangel an Ebenmaß Große Erregbarkeit	
+	—	+	—
Tiefe	Stumpfheit	Aufgeschlossenheit	Flachheit
Gelassenheit	Unempfänglichkeit	Empfänglichkeit	Affizierbarkeit
Ruhe	Starrheit	Zartheit	Reizbarkeit
Beschaulichkeit	Indifferenz	Feingefühl	Leicht geärgert
„Harmonie“	Apathie	Eindrucksvermögen	Empfindlichkeit
(Heiterkeit)		Sensibilität	Aufgeregtheit
			Unruhe
			Fahrigkeit
			Launenhaftigkeit
			Krittelei
			(Sensationsbedürfnis
			(Neugierde)
			(Klatschsucht)

II. KAPITEL

DOPPELDEUTIGKEIT UND FORMNIVEAU

Die Doppeldeutigkeit der Ausdrucksmerkmale. — Die Doppeldeutigkeit, die wir bisher für zwei Schrifteigenschaften, für Ebenmaß und Regelmäßigkeit, erwiesen haben, kehrt nun bei jeder Schrifteigenschaft wieder, ja bei jeder Eigenschaft des Ausdrucks überhaupt, und weist auf einen Sachverhalt von allergrößter Allgemeinheit zurück. Gefühlsschwäche, Willensstärke, Gefühlserregbarkeit usw. sind zwar nicht „Kräfte", aber sie haben mit den Kräften eines gemein: nämlich gesteigert werden zu können. Wen wir mit Recht willensstark nennen, dem messen wir mehr Willensstärke bei als dem zweifellos Willensschwachen, dem Gescheiten mehr Gescheitheit als dem Dummen, dem Aufrichtigen mehr Aufrichtigkeit als dem Lügenhaften und so fort. Da uns die Beantwortung der Frage, wieso überhaupt von einem Mehr und Weniger in Hinsicht auf Eigenschaften könne gesprochen werden, die nichts einer Menge auch nur Ähnliches haben und darum durchaus nicht wie jene durch Zahlen bestimmbar sind, weit über die hier gesteckten Grenzen hinausführen würde, so bescheiden wir uns mit der Tatsache selbst und leiten aus ihr das Recht ab, jede Charaktereigenschaft in Gemäßheit (= nach Analogie) einer Kraft zu betrachten. Dadurch erleichtern wir uns außerordentlich die Herleitung des notwendigen Doppelsinns aller Ausdruckszüge.

Wird auf eine und dieselbe Billardkugel zweimal nacheinander ein Stoß ausgeübt, der zweite doppelt so stark als der erste, so bewegt sie sich beidemal fort, aber im zweiten Fall doppelt so schnell als im ersten. Träfe jedoch der doppelt so starke Stoß eine zweite Billardkugel vom doppelten Gewichte der ersten, so rollte sie nur ebenso schnell wie die erste Kugel beim einfachen Stoß. Um also aus der Geschwindigkeit eines bewegten Körpers die Größe der bewegenden Kraft zu ermitteln, müssen wir außerdem noch kennen die Größe des Widerstandes, die sich im fraglichen

Falle zusammensetzt aus dem Reibungswiderstand des zu durchmessenden Mittels und der Masse des Körpers.

Der meßbaren Geschwindigkeit der Kugel entspricht die äußerlich sichtbare Ausdrucksbewegung. In ihr kommt zur Erscheinung das im Menschen jeweils sich abspielende Erlebnis. Wie nun aber jene Bewegungsgeschwindigkeit das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens von Größe des Antriebs und Größe des körperlichen Widerstandes ist, ebenso ist das sich äußernde Erleben das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens einer seelischen Triebkraft und eines seelischen Widerstandes; und ebenso wie die Geschwindigkeitsgröße bald von der Stärke des Antriebs, bald von der Schwäche des körperlichen Widerstandes herrührt, ebenso rührt die Stärke des Ausdrucks einmal von der Stärke der seelischen Triebkraft her, zum andern von der Schwäche des seelischen Widerstandes. Wir müssen also stets zu zwei auf bestimmte Art gegensätzlichen Schlüssen kommen, je nachdem wir der einen oder der andern Voraussetzung den Vorzug geben. Wir veranschaulichen den Sachverhalt am Beispiel einer sog. Triebhandlung.

Zwei Kinder stehen vor einem Tulpenbeet: das eine (A) reißt sofort einige Blumen ab, das andre (B) unterläßt es. Ginge daraus zwingend hervor, daß A das stärkere Verlangen nach den Blumen besessen habe als B? Gewiß nicht! A kann wirklich das stärkere Verlangen, beide können aber auch das gleiche Verlangen, und endlich kann sogar B das stärkere Verlangen besessen haben. Wir brauchen nämlich nur anzunehmen, daß B sich dreimal so sehr vor Strafe zu fürchten pflege als A, dann würde sein Verlangen doch nicht zum Handeln führen in einem Falle, wo das halb so starke Verlangen des andern Kindes eben noch hinreichte, die Furcht zu überwinden! Wir könnten demnach aus der wahrgenommenen Handlung schließen: A hat von beiden das stärkere Begehrungsvermögen; und wir könnten ebenfalls aus ihr schließen: A hat von beiden die schwächere Widerstandskraft. Das will aber sagen: wir können mit Sicherheit weder das eine noch auch das andre wissen! Und ebenso verhält es sich nun mit jeder Bewegung des Menschen, in der ein Seelenvorgang zu sichtbarer Äußerung kommt. Wie wollten wir aus der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Erregung entnehmen, wenn der eine drauflosschimpft, während der andre geschliffene Bosheiten flüstert; wie aus der Wucht des Auftretens die Stärke der Tatkraft, wenn einer in seinen Entschlüssen „kalt“ bleibt, während der andre sich daran begeistert; wie aus

der entgegenkommenden Gebärde die Größe des Wohlwollens, wenn der eine mit ihr seiner wirklichen Güte folgt, während der andre nur „sich gehen läßt"! Hat ein Ausdrucksmerkmal X die möglichen Bedeutungen a, b, c, so muß es auch noch die möglichen Bedeutungen — a′, — b′, —c′ besitzen; und kann ein Merkmal Y unter anderem f, g, h bedeuten, so muß es zudem bedeuten können — f′, — g′, — h′. — Wie aber werden wir denn nun zwischen den jeweils gegensätzlichen Fällen die richtige Auswahl treffen?

Zur Beantwortung dieser Frage, welche über die Daseinsberechtigung aller Physionomik entscheidet, besitzen wir zwei gleichermaßen wichtige Mittel, wovon das eine erst später (vergl. S. 64), das andre aber schon hier erläutert werden soll. Legen wir dem Merkmal X die Bedeutung a zugrunde, so haben wir es aus dem Dasein eines Triebes verstanden; wenn aber die Bedeutung — a′, alsdann aus der Abwesenheit eines Gegentriebes. Trieb und Gegentrieb mögen übrigens beschaffen sein, wie sie wollen, die Größe ihres Wirkungsvermögens gewinnen sie allemal aus der Stärke des Eigenlebens. Das Leben selber muß den Trieb, das Leben selber aber auch den Gegentrieb speisen, damit jener wie dieser die „Kraft" gewinne, die ihn befähigt, sich geltend zu machen. Das Leben zeigt sich keineswegs nur in der Stärke der Triebe; aber die Stärke der Triebe hängt jedenfalls von der Intensität der Lebendigkeit ab. Wir würden deshalb wissen, ob mehr mit dem Dasein oder mehr mit der Abwesenheit von Trieben zu rechnen sei, wofern wir wüßten, wie das Leben selber zum Ausdruck komme, das Leben abgesehen von seiner Sonderung in verschieden geartete Regungen. Kännten wir nämlich den Ausdruck des Lebens selber, so hätten wir an ihm einen Maßstab der Lebensfülle und könnten daraus für jeden Einzelfall beurteilen, ob er mehr für Lebensreichtum oder mehr für Lebensarmut spreche. In diesem Falle wäre zur Deutung jedes beliebigen Ausdrucksmerkmals die Abwesenheit, in jenem das Dasein eines Triebes herbeizuziehen, insofern es sich irgend mit den sonstigen Befunden vertrüge. Demgemäß stehen wir jetzt vor der neuen Frage: worin drückt sich das Leben selber aus?

Rhythmus und Takt. — Das gesamte erscheinende Weltall ist ein rhythmischer Sachverhalt. Die Naturwissenschaft, die so vieles mißkannte, hat wenigstens richtig herausgefunden, wenn auch schwerlich schon recht verstanden, die rhythmische Natur von Schall, Wärme, Elektrizität

und Licht. Sie braucht den Begriff der Polarität, d. i. der rhythmischen Seitlichkeit, um sei es den Magnetismus, sei es die Bewegungen der Gestirne auf ihre Weise zu deuten. Die Ellipsenbahn fordert Entgegenstellung von rechter und linker Umlaufshälfte; periodisch verlaufen „Konjunktionen“ und „Oppositionen“, periodisch „Präzession“ und „Nutation“; die Achsendrehung verseitlicht die Massenhälften des Einzelsterns; die selbstleuchtenden Stehsterne verhalten sich polar zu den nur beleuchteten Wandersternen usw. Wir können indes auf astronomische Aufschlüsse verzichten und dürfen uns nur an die jedermann geläufigen Erscheinungen des rhythmischen Wechsels von Tag und Nacht, von Ebbe und Flut, von Sommer und Winter erinnern, um es zur Gewißheit zu erheben, worauf an dieser Stelle das ganze Gewicht fällt, daß nämlich ein Stern von durchweg rhythmisch gegliederten Schicksalsläufen auch nur einem rhythmisch gegliederten Eigenleben zur Aufenthaltsstätte dienen könne. Die Polarität von Geburt und Tod, Entstehen und Vergehen, Wachheit und Schlaf umfaßt, in weiterem Sinne verstanden, die ganze organische Welt. Die allgemeine Schwere verseitlicht alle Geschöpfe nach einem wirklichen Oben und Unten. Die Polarität der beiden Geschlechter reicht von der Stufe vielleicht schon des Zellenlebens bis in die höchstentwickelten Metazoen hinauf. Der Gegensatz von arktischer und äquatorialer Zone wiederholt sich in entsprechenden Gegensätzen ihrer Bewohner. Größer noch als die Verschiedenheit zwischen dem Götzenbild des Australnegers und einem Gemälde von Rubens ist die der Pflanzengestalt von der des landbewohnenden Säugetiers; und dennoch zeigen sie beide die nämliche Seitlichkeit! Vogel, Pferd und Mensch, aber auch jedes Blatt jedes beliebigen Baumes hat eine rechte und eine linke Hälfte, die sich annähernd ähnlich verhalten wie Urbild und Spiegelbild! Zeitlich rhythmische Wiederkehr und räumlich rhythmische Seitlichkeit sind den Millionenheeren der Erscheinungsformen alles Erdenlebens gemein! — Wir wollen es am zeitlichen Rhythmus erläutern, worin das Erkennungszeichen der Wiederholung zu suchen sei, die allein mit Recht den Namen der rhythmischen trägt.

Jedes Lied hat seinen Rhythmus und seinen Takt. Vielleicht war es nötig, beide erst einmal miteinander zu verwechseln, damit man es lernte, sie streng begrifflich auseinanderzuhalten. Obgleich sie nämlich in Vers und Lied wie ein Tänzerpaar verbündet scheinen, sind sie nach Wesen und Herkunft nicht bloß Gegensätze, sondern selbst feindliche Gegensätze, die von allen Geschöpfen allein der Mensch nicht ohne Gewalt

zusammenzwang. Rhythmisch ist das Flügelschlagen ziehender Wandervögel, das Traben noch ungebändigter Pferde, das wellenhafte Gleiten der Fische; aber nach dem Takte zu laufen, zu fliegen, zu schwimmen vermögen die Tiere ebensowenig, wie etwa wir es fertigbrächten, nach dem Takte zu atmen. Dampfmaschinen, Schmiedehämmer, Pendeluhren gehen im Takt, aber nicht im Rhythmus; eine vollendete Prosa hat vollendeten Rhythmus, aber durchaus keinen Takt. Nietzsche vergleichnist gelegentlich den Widerstreit mit der geistvollen Bemerkung, dichten heiße „in Ketten tanzen“: der Tanz wäre hier der Rhythmus der Sprachbewegung, die Kette das Metrum! Mancher Jünger der Kunstmusik schärft im Anfang sein Taktgefühl durch Zuhilfenahme eines Metronoms; allein das dergestalt Erlernte muß er beizeiten wieder zu verlernen trachten, wenn es nicht heißen soll, sein Spiel sei „mechanisch“, seelenlos, tot! Rhythmisch äußert sich und erscheint das Leben; mit dem Takte dagegen zwingt den rhythmischen Lebenspulsschlag unter das nur ihm eigentümliche Gesetz der Geist. Die räumliche Regelung eines Gebildes stammt aus derselben Quelle wie die zeitliche Regelung, auf die man den Taktbegriff zu beschränken pflegt. „Takt“, von tangere = schlagen, nennt den in immer selbigen Zeitabschnitten erfolgenden Schlag, der den rhythmischen Ablauf jedesmal unterbricht und seinem stetigen Auf und Ab die Unstetigkeit einer Reihe unterstellt. Wie die Folge der Taktschläge eine zeitliche Reihe, so bildet die Folge etwa der Teilungsstriche der Meßschnur eine räumliche Reihe, und wie diese der fast mathematisch genauen Wiederholung von Raumstrecken, so dient jene der gleicherweise genauen Wiederholung von Zeitabschnitten. Was wäre nun demgegenüber der Rhythmus?

Die eine Seite seines wesentlichen Eigencharakters enthüllt uns bereits der Name „Rhythmus“, von rheein = fließen, mit dem nicht zu verkennenden Hinweis auf jene schon flüchtig berührte Stetigkeit, die uns am schönsten der Anblick der Wasserwelle versinnlicht. Ihr unablässiger Wechsel von Berg und Tal vollzieht sich ohne Einschnitt, Sprung oder Riß aus einer unmerklich allmählichen Wandlung zwischen zwei Grenzzuständen. Sie offenbart uns auch gleich das zweite Wesensmerkmal des Rhythmus: nämlich in stets nur ähnlichen Zeiten immer nur Ähnliches wiederzubringen! Keine Wasserwelle hat genau die gleiche Gestalt und Dauer der vorigen, kein Atemzug und Pulsschlag genau die gleiche Länge des nächsten, keine linke Seite eines Blattes, Tieres oder Menschen spiegelt genau die rechte. Wenn die nie zu vermeidende Teilhaberschaft

von Lebensvorgängen an ausnahmslos jeder menschlichen Handlung überdies sogar die Herstellung von zwei mathematisch genau gleichlangen Maßstäben oder von zwei mathematisch genau gleichgehenden Uhren unmöglich macht, ja selbst zwei mathematisch genau gleiche Ablesungen derselbigen Zeitfrist oder derselbigen Raumstrecke ausschließt, so zeugt das natürlich erst recht von der soeben entwickelten Grundeigenschaft des lebendigen Rhythmus, darf aber nicht etwa dienen sollen, um den Unterschied von mechanischen und lebendigen Gebilden zu verwischen. Denn die Größenverschiedenheiten mechanischer Kopien können nur mit Hilfe besonderer Werkzeuge, welche das Leistungsvermögen der Sinne vervielfältigen, und an der Hand wissenschaftlicher Vergleichungsmethoden festgestellt werden, wohingegen diejenigen der rhythmischen Wiederkehr merklich und ein Bestandstück des unmittelbaren Eindrucks sind. Das Ähnlichkeitserlebnis, das der Auffassung zeitlicher und räumlicher Rhythmen zugrunde liegt, ist ein Urphänomen, das ebenso zur Schätzung der Gleichheit wie auch der Ungleichheit taugt. Sofern zwei Gebilde einander bloß ähneln, sind sie voneinander merklich verschieden; und darin nun besteht das Eigentümliche der rhythmischen Gliederung, daß innerhalb eines Grenzbereichs, jenseits dessen die Störung des Rhythmus begänne, die Abweichung von der Regel einer beständigen Größenschwankung unterliegt, die sich jeder Berechnung entzieht. Mäßen wir mathematisch genau die Taktlängen eines tonkünstlerischen Vortrags von rhythmischer Vollkommenheit, so ergäbe sich ein Nacheinander von bald um ein weniges zu kurzen, bald um ein weniges zu langen Takten, für das wir nicht einmal imstande wären, ein Gesetz der Abfolge aufzufinden, geschweige denn der Abweichungsgrößen! Die rhythmische Überlegenheit antiker und mittelalterlicher Bruchsteinbauten über solche der Neuzeit liegt nicht bloß in der höheren Vollkommenheit des sog. Stils, sondern, wie denkenden Architekten auch nicht entging, vorzüglich darin, daß man es vermied, mit fabrikmäßig zugeschnittenen Steinen von genau gleicher Größe zu bauen, und dergestalt die Wandflächen mit einer fesselnden Mannigfaltigkeit merklich verschiedener Fugenlinien belebte!

Absichtlich haben wir bei der Aufzählung rhythmischer Züge der Lebenserscheinungen den allerwichtigsten übergangen, weil er in der Geschichte des bisherigen Denkens nur selten zutreffend gewürdigt wurde: wir meinen die sog. Fortpflanzlichkeit. Ihr zufolge hängt alles heute Lebendige mit den allerersten Protoplasmen zusammen, die vor Jahresmillionen auf

Erden entstanden. Eine nirgends unterbrochene Kette knüpft jedes Lebewesen der Gegenwart an die Lebewesen der frühesten Vorzeit an und nimmt sie alle in den einen und selben durch Jahresäonen und über die ganze Erde ausgespannten Lebensverband. Worin besteht nun aber das Bindende, da doch die Einzelwesen voneinander getrennt und für sich selber lebendig sind?

Vom Buchbaum fällt eine Buchecker und gedeiht im Waldesboden zum neuen Baum. Lebt etwa die Mutterbuche im Buchenkinde fort? Gewiß nicht! Jene können wir umhauen und verbrennen, dieses wächst fröhlich weiter. Oder lebt etwas vom Stoff der alten in der erneuerten Buche? Ebenfalls nicht! Denn der vollerwachsene Jungbaum birgt auch nicht ein Atom mehr vom Stoff der Frucht, aus der er gedieh! Wenn aber im neuen Individuum weder das alte Individuum noch auch dessen Materie erhalten bleibt, was ist es denn eigentlich, das durch Abertausende von Geschlechtern ununterbrochen hindurchreicht? Die Antwort lautet: ein Bild! Das Bild der Eiche, das Bild der Föhre, das Bild des Fisches, das Bild des Hundes, das Bild des Menschen kehrt in jedem Einzelträger der Gattung wieder. „Fortpflanzung" heißt der physikalisch ewig unzugängliche Vorgang der Weitergabe des Urbilds der Gattung von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit. Das wandernde aber ist ein sichwandelndes Bild, und unser Vermögen des Wiedererkennens der Gattung in jeglichem Einzelträger zusamt der Befähigung, nach jener ihn zu benennen, gründet wiederum im Erlebnis der Ähnlichkeit. Nicht gleich, aber ähnlich ist dem Jüngling der Mann, nicht gleich, aber ähnlich das Kind seinen Eltern, nicht gleich, aber ähnlich jede heutige Gattung der Stammesart, der sie entzweigte, da denn in nur weit längeren Fristen die Arten nicht weniger entstehen und vergehen wie ihre einzellebendigen Träger. „Keiner bleibt", sagt Plutarch, „keiner ist ein Einziger, sondern wir werden viele, indem nur die Materie sich um ein einziges Bild ... herumtreibt und wieder entschlüpft." Fortpflanzung ist die in ähnlichen Zeitspannen erfolgende Wiederkehr ähnlicher Bilder; womit der Beweis geschlossen wäre, daß der Rhythmus die Urerscheinung des Lebens sei.

Das Formniveau. — Die Ähnlichkeiten der Bilder in der rhythmischen Lebenskette sind nicht zu zerlegen und können nur im groben beschrieben werden. Jedes Folgeglied steht jedem vorhergehenden nahe und ist gleichwohl von jedem auf eine jedesmal wieder andre Weise ver-

schieden. Verglichen mit allen schon dagewesenen Formen hat es den Charakter jener nie zu berechnenden Neuheit, die man „Eigenart“ oder noch besser „Ursprünglichkeit“ nennt. Das Leben steht immer im schöpferischen Anbeginn, trinkt stets aus einer und der ersten Quelle und ist heute so urgewachsen wie es vor beliebigen Jahrtausenden war. — Demgemäß hat das Gepräge der Eigenart auch jede Bewegung des Menschen, soweit sie vom Leben getragen ist, insonderheit also die Schreibbewegung und deren bleibend gegenständlicher Niederschlag, die handschriftlich erzeugte Schriftgestalt. Wie sich innerhalb des Schriftfeldes das Leben im Rhythmus der Massenverteilung zeigte, so ragt an Lebensfülle die eine Handschrift der andern vor durch Überlegenheit an Eigenart und Ursprünglichkeit. Angesichts dessen, daß man den Lebensgehalt künstlerischer Gebilde die „Form“ zu nennen übereingekommen ist, können wir endlich sagen: das Leben der Handschrift liege in der Stärke der Form.

Da wir zum Zweck der Entwicklung des Lebensausdrucks von den außergeistigen Naturformen ausgegangen sind, so müssen wir der Formeigentümlichkeit geistiger Erzeugnisse umso mehr eine kurze Sonderbetrachtung widmen, als die darüber umlaufenden Ansichten völlig in die Irre gehen. Zum vorhinaus sei ausdrücklich bestätigt, was unsre Darlegung zwingend fordert, daß die reine Naturgestalt an und für sich schlechtweg vollkommener Ausdruck des Lebens sei und demgemäß allemal auch vollkommene Form besitze. Die Gestalt der Pflanzen und die Gestalt wie Bewegung der Tiere ist in jedem Augenblick von grenzenloser Ursprünglichkeit, soweit nur der Organismus die ihm völlig angemessenen Lebensbedingungen fand, und es wäre freilich nicht anders mit der Leibes- und Bewegungsgestalt des Menschen, wenn dieser nicht unter einem grundsätzlich andern, nämlich teilweise außernatürlichen, Zwange stände. Wir vervollständigen nur den umrißmäßig geführten Beweis von der Störbarkeit des vorhandenen Rhythmus durch die Wachheit des Geistes, indem wir den selbstverständlichen, aber wichtigen Zusatz machen, daß der Rhythmus selber sich unausweichlich eingeschränkt und behindert finde vom Dasein des Geistes. Ausdruck des Lebens ist der Rhythmus, Ausdruck des Geistes die Verdrängung des Rhythmus durch die regelnde Kraft des Gesetzes. Je mehr im „Innern“ der Geist das Leben überwältigt hat, umso mehr tritt an der Erscheinung des Innern der Rhythmus hinter der Regel zurück. Wie aber niemals die bloße Nachahmung eines schon vorhandenen Gebildes den Namen einer Schöpfung

verdient, ebensowenig den der Ursprünglichkeit eine Körperbewegung, soweit sie nichts als Befolgung einer vorgeschriebenen Regel bietet. Bedenken wir nun, daß es kein Gebiet menschlicher Tätigkeit gibt, das nicht die Erlernung und Beherrschung überlieferter Regeln erforderlich machte, so sehen wir das Eigenleben des Menschen in einen beständigen Kampf mit der Macht der Schablone verwickelt und gewinnen den Maßstab für seine Ausdrucksursprünglichkeit zumal durch Veranschlagung dessen, worüber es Herr geworden, indem es die Regel einverleibte.

Sooft man auch die hier umschriebene Schätzungsweise tatsächlich zur Anwendung bringt, so selten findet sich ein Bewußtsein von ihr. Wer ein Kunstwerk verurteilt, weil es schablonenhaft sei (oder „trivial" oder „banal"), weil es eine „Manier" erkennen lasse, in ausgetretenen Gleisen fahre, statt innern Gehalts berechnete Effekte, eine trügliche Politur und „kitschige" Glätte zeige, hat offenbar nicht nur die Eigenart zum Maßstab der echten Form gemacht, sondern auch zutreffend gewürdigt, was ihr den Rang ablief: die dem bloßen Verstande zugängliche Vorschrift. Nichtsdestoweniger führt man Redensarten wie vom „Gesetz der künstlerischen Form" im Munde und wähnt das Gewordene und Gewachsene übersteigern zu können durch sog. Vergeistigung. Allein das Gesetz ist nichts andres als die Aussageform der Regel, das Durchgeistigte nichts andres als das Geregelte und Mechanische, und das Lebendige, das man doch sucht und fordert, kann niemals reiner zum Ausdruck kommen als im schlechthin Gewachsenen, das überhaupt nicht das Mittel eines menschlichen „Machens" durchmaß. „Kunst" kommt von „Können", das Können wird mit Recht aus einer Gabe erklärt, die der Willkür weder erreichbar noch von ihr zu überbieten ist, und das Geisteswerk von tiefer Ursprünglichkeit tritt dem Naturerzeugnis zur Seite im Vergleich mit dem zu beiden gegensätzlichen „Machwerk".

Je höher der Eigenartsgrad einer Handschrift über dem zeitabhängigen Durchschnitt steht, umso entschiedener gelten ihre Einzelzüge positiv, wie im umgekehrten Falle negativ, soweit es nur irgend die andre Scheidungsmethode erlaubt, die uns erst später beschäftigen wird. Zwecks sicherer Einschätzung des Formniveaus empfiehlt es sich zunächst, bei jeder Handschrift zu erkunden, ob und wieweit ihr Gepräge an solchen Eigenschaften beteiligt sei, die der Ursprünglichkeit widerstreiten. „Banalität", Schablonenhaftigkeit, Schulmäßigkeit bedeuten ebenso viele Verneinungen der Form! — Des weiteren muß man auch hier von persön-

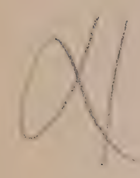
lichen Vorlieben absehen lernen und darf nicht verwechseln den Grad der Lebendigkeit mit einer bevorzugten Lebensgestalt. Bald ist es die Fülle im engeren Sinne, bald die Schwere, Dichtigkeit, Wärme, bald helldunkle Tiefe, bald loderndes Schweifen, bald wurzelndes Glühen, worin sich die eine und selbe Macht des Lebens bekunden kann. Die Baukunst der Inder fesselt durch flackernde Üppigkeit, die der Ägypter durch tiefen Geheimsinn, das russische Volkslied durch fernende Schwermut. Statt schlechtweg nach der Formstufe einer Handschrift zu fahnden, frage man besser: wirkt sie tief oder flach, voll oder leer, reich oder arm, dicht oder dünn, warm oder kalt? Die Stärke der Form erscheint als Tiefengehalt des Ausdrucks, aber auch als Fülle, Flackerpracht, Dichtigkeit, Wärme; die Schwäche der Form gleichermaßen als Flachheit, Leerheit, Armut, Magerkeit, Kälte. — Endlich werden wir nicht verabsäumen, den Rhythmus des Schriftfeldes (abzüglich seiner Störungen) in Rechnung zu ziehen, ohne jedoch aus ihm allein schon den Eigenartsgrad ermessen zu wollen. Die Erneuerung der lebendigen Form, die aus der Schöpferkraft des natürlichen Wachstums quillt, liegt ja keineswegs nur in der Anordnungsweise der Glieder, sondern bereits auch im einzelnen Gliede, ja noch gleichsam in dessen Splittern und beprägt mit demselben Siegel den winzigen Federzug, der den Aufstrich des kleinen i zurückläßt, wie das Gesamtbild der schriftüberzogenen Folioseite. In der kleinen Abhandlung „Von der Physiognomik", welche Lavater 1772 seinem leider enttäuschenden Hauptwerke vorangehen ließ, findet sich eine treffende Erörterung über die „Zusammenschicklichkeit" aller Teile jeder gewachsenen Form, aus der wir nicht ohne Nutzen für unsern Gegenstand einige Bemerkungen wiedergeben.

„Die Natur wirkt in allen ihren Organisationen immer von innen heraus, aus einem Mittelpunkte auf den ganzen Umkreis. Dieselbe Lebenskraft, die das Herz schlagen macht, bewegt den Finger, dieselbe Kraft wölbt den Schädel und den kleinsten Nagel an der kleinsten Zehe. Die Kunst flickt zusammen, die Natur nicht." „Alles ist länglich, wenn es der Kopf ist; alles runder, wenn dieser rund ist; alles geviert, wenn er geviert ist . . . Daher ist jeder organische Körper so ein Ganzes, daß ohne Zerrüttung oder Verunstaltung nichts weggeschnitten, nichts angeflickt werden kann." „Jedes Gesicht verändert sich . . . obgleich unmerklich, auch in seinen festen Teilen alle Augenblicke; aber jede Veränderung des Gesichtes ist dem Gesichte angemessen. Jedes hat eine besondere ihm eigentümliche

Art von Veränderlichkeit. Selbst das Affektierte, Nachgeahmte, Heterogene hat wieder seine Eigentümlichkeit, die abermals aus der Natur des Ganzen entspringt und so bestimmt nur in diesem und keinem anderen Wesen möglich ist." „Eine andere Hand, als ich habe, würde schon eine ganz andere Proportion aller Teile meines Körpers erfordern." „Eine Hand von van Dyk paßt nicht zu einer Figur von Rubens." „Die Entwürfe der Natur sind Entwürfe eines Momentes." „Vielleicht findet man es lächerlich, aus einem Knochen oder einem Zahne physiognomische Beobachtungen herzuleiten. Ich finde es gerade ebenso natürlich, als aus einem Gesichte. Nicht, daß das ganze Gesicht als ein Zusammenfluß von lebendigen Expressionen nicht viel stärker und entscheidender spräche als ein einzelnes kleines Glied. Allein ich getraue mir zu behaupten, der preiswürdige Schöpfer habe eine solche Proportion ... zwischen allen Teilen ... des menschlichen Körpers festgesetzt, daß ein höherer Verstand aus einem Gelenke oder Muskel die ganze äußerliche Bildung ... des ganzen Menschen bestimmen könnte und daß folglich ihm ein einziger Muskel hinreichend wäre, den ganzen Charakter des Menschen daraus zu kalkulieren."

Weil nun aber ohne Frage nur ein „höherer Verstand" und nicht der unsrige in der Lage wäre, unter anderem auch den Rhythmus überhaupt, der allerdings mit der Eigenart zusammenfiele, schon im einzelnen Buchstaben oder gar im Buchstabenbruchstück zu finden, so müssen wir seine gröbere Bekundungsweise im Rhythmus bloß der Massenverteilung von jener gleichsam verborgenen Wirksamkeit unterscheiden, durch die er ein selbst ebenmaßloses Schriftfeld wie mit einer zitternden Atmosphäre lebendiger Schwingungen überhauchen kann, und zuerst die Ursprünglichkeit selbst zu erhaschen suchen, ehe wir dann auch in Anschlag bringen ihre besondere Kraft zu rhythmischer Gliederung. Ein Schriftfeld wie das der Fig. 5 bleibt an ebenmäßiger Gliederung erheblich hinter dem Schriftfelde etwa der Fig. 24 zurück; dennoch ist die Handschrift der Fig. 5 um vieles lebensvoller und ursprünglicher als die der Fig. 24! Ihre Formen sind noch in den kleinsten Bruchstücken eigenartig, und über dem ganzen Bilde liegt ein pulsierendes Wallen, das die übrigens auf guter Durchschnittsstufe stehende Fig. 24 vermissen läßt. Hätte nun freilich eine andre Handschrift bei auch noch rhythmischer Massenverteilung das gleiche Formniveau, so stände sie in Wirklichkeit um ein weniges höher. Insonderheit aber spräche sie für die höhere Vollkommenheit

des Charakters; worunter zu verstehen die größere Einheitlichkeit aus entweder dem entschiedenen Übergewicht eines einzigen Triebes oder dem besser abgestimmten Zusammenklange aller etwa gleichstark entwickelten. — Kaum braucht es gesagt zu werden, daß es Sache der Übung sei, wie viele Stufen man aufzufassen und zu verwerten wisse. Der Anfänger möge sich mit ihrer nur fünf begnügen: sehr hohes Formniveau = 1; recht hohes Formniveau = 2; mittleres Formniveau = 3; niedriges Formniveau = 4; sehr niedriges Formniveau = 5.



Wenn wir es jetzt unternehmen, für alle fünf Stufen Beispiele zu bieten, so kann es sich natürlich nur darum handeln, an der Hand ausmalender, hinweisender und insbesondere auch bildlicher Wendungen die seelische Schaukraft zu wecken, für die der gemeinte Sachverhalt ebenso unmittelbare und bestimmt unterscheidbare Realität besitzt wie für den erfassenden Blick des körperlichen Auges etwa die Farben. Sowenig man diese mit noch soviel Worten einem Blinden könnte verständlich machen, ebensowenig den Lebensgehalt des Ausdrucksgebildes einem Betrachter, dessen Fähigkeit zur Beschaulichkeit entweder völlig verkümmert oder aber lahmgelegt wäre durch den unbezwinglichen Hang parteiischen Forschens und gruppierenden Suchens. Wer das Formniveau ermitteln will, muß ein Schriftstück zunächst weder lesen wollen noch sich kümmern um die landesübliche „Korrektheit", „Schönheit" oder gar schulmäßige Richtigkeit, sondern ganz und ausschließlich auf sich wirken lassen dessen sinnliche Erscheinung. Diese, soweit möglich, zu beschreiben, ist die einzige Aufgabe nachstehender Darlegung.

Als erstes Beispiel der höchsten Formstufe wählen wir die Handschrift Fig. 2. Sie hat zugleich den „bürgerlichen" Vorzug großer Leserlichkeit und weist in der Typenbildung keinerlei ungewöhnliche Besonderheiten auf. Allein sie zeigt in der Massenverteilung einen störungslos perlenden Rhythmus und zwingt mit scheinbar spielender Leichtigkeit jede Einzelform unter dasselbe, freilich wie stets nur erfühlbare, Bildungsgesetz. Kein Buchstabe, der nicht im besten Sinne „geistvoll" durchgemodelt wäre, und nirgends die kleinste Entgleisung, die geringste Ermattung! Den durchweg in schwungvoll linksläufiger Kurve ausklingenden Unterlängen der h und g entspricht oberhalb der Zeile die bogenförmige Behandlung der Lang-s und die ausladende Rundung des ß; die anmutig einfache Doppelkurve des F führt zur Ersetzung des schwerfälligen deutschen durch das gestaltverwandte lateinische S; der ebenso formbestimmte

als weiche Ansatz der I und J wiederholt sich in der schalenförmigen Gestalt der u-Haken und mancher Schlußzüge. Trotz vollendetem Ebenmaß ist die Schrift ohne starre Gesetzlichkeit; trotz äußerster Einfachheit formenreich, fließend, leichtfüßig, härtelos, biegsam; trotz erheblich wechselnder Längenunterschiedlichkeit von übrigens wunderbarer Belebungskraft im ganzen horizontal gelagert. (Man vergleiche im Gegensatz dazu die vertikal gelagerte und gleichsam gotische Handschrift Bismarcks, Fig. 32.) Wie durch ein fließendes Mittel von kristallischer Durchsichtigkeit — man weiß nicht, ob es helle Mittagsluft oder klarblaues Wasser sei — scheinen Gebilde von gewachsener Plastik zu leuchten.

Nicht ganz so hoch, aber kaum mehr als eine halbe Note tiefer, steht Fig. 1. Aber welche Verschiedenheit der Lebensartung bei nahezu gleicher Größe der Lebendigkeit! Während Fig. 2 bewältigtes Leben gibt — Urgranit in der Hand des Meisters, mit derselben Sicherheit in die Gestalt der tragenden Säule wie des zartgeschwungenen Ornaments gebändigt — spricht aus den wogend bewegten Zügen von Fig. 1 ein elementarisches Wallen von naturhafter Ursprünglichkeit. Fig. 2 hat vollkommenen Rhythmus, aber auch ebenso vollkommenen Takt; Fig. 1, obschon nicht weniger rhythmisch, bestürmt alle Sinne ohne Einschnitt und Atempause mit der wilden Einförmigkeit der Meeresbrandung. Und wie diese nicht die Deiche achtet von Menschenhand, so achtet die ungezügelte Federbewegung des Schrifturhebers die Vorschrift nicht, schlingt alle Formen, ihre Unterschiede verwischend, in das eine breite Rollen ein und rauscht mit unbewußter Mißachtung über die vorgedruckten Linien hin. Hier ist Fülle, Schwere und immerwährendes Strömen der Seele; aber der Geist hat noch die Kraft und Freiheit nicht, sich solcher Hochflut ungefährdet hinzugeben; und so fehlt es nicht ganz an widerstrebenden Einzelformen (vgl. die F in „Flut“ und „Feuer“, das G in „Glut“ der zweiten Zeile, das p in „punkt“ der sechsten, das H in „Hallunzinationen“ der siebenten Zeile).

Auch die gleichhoch stehende Handschrift Fig. 5 ist regellos, entbehrt überdies jedoch fast jeglichen Ebenmaßes. Hier haben wir nicht das elementarische Wallen der Seele selbst, wohl aber das beinahe fassungslose Schwanken eines den seelischen Flutungen offenen Geistes. Diese Schrift bleibt hinter Fig. 1 wie Fig. 2 zurück an persönlicher Lebensnähe, übertrifft aber beide an „Differenziertheit“ und an „durchgeistigter“ Besonderheit der Formensprache.

Letztere teilt mit ihr die zudem noch perlend rhythmische Handschrift Nietzsches, Fig. 3, welche uns auf die oberste Stufe des Formniveaus zurückführt. Natürliches Ebenmaß und gegliederte Massenteilung vereinen sich in seltener Weise mit geistvoller Besonderheit und geschliffener Prägnanz der Einzelformen. Im Vergleich mit dem fließenden Charakter von Fig. 2, dem wogenden von Fig. 1 und dem schwankenden von Fig. 5 hat Fig. 3 ein mehr stationäres Gepräge und bezeichnet innerhalb der Laufschrift den Übergang zur Monumentalschrift der Alten, wie uns denn das Geheimnis ihrer Eigenart in einem seidigen Glanze zu liegen scheint, athmosphärisch der Welt des Südens und der Antike verwandt.

Vollends in die Nähe gemeißelter Antiqua führt uns die Unterschrift des Papstes Alexanders VI., ein prachtvolles Dokument aus den Tagen der Renaissance, Fig. 8. Wenn der feinfühlige Leser ihr eine Ausnahmeklasse zubilligen sollte, so sei er indes davor gewarnt, dergleichen Unterschiede noch individuell zu bewerten. Lebensfülle der Menschheit und Ausdrucksgehalt ihrer seelischen Niederschläge sind seit der Renaissance in beständigem, seit der französischen Revolution in reißendem Absinken begriffen, dergestalt, daß auch die reichste und begabteste Persönlichkeit von heute, aus einem wesentlich ärmeren Lebensmittel gespeist, nur allerhöchstens die Fülle dessen erreicht, was vor vier oder fünf Jahrhunderten Durchschnitt war. — Davon abgesehen ist nichts besser geeignet, uns vom oberen Ende der Höhenstufen einen Begriff zu geben, als Schriften aus verflossenen Geschichtsabschnitten. —

Nicht abschließend entscheiden endlich wollen wir über die Schrift Napoleon Bonapartes, Fig. 4. — Hier haben wir einen der äußerst seltenen Fälle, wo persönliche Verschiedenheiten der wertenden Betrachtung unausbleiblich sind. Uns scheinen diese Züge von einem mächtigen, aber blinden Leben erfüllt zu sein, welches den, der es nicht sowohl hat als vielmehr von ihm besessen ist, in Bahnen zwingt, hinter denen die Maße seines erbeigentümlichen Charakters als klein und gewöhnlich zurückbleiben mögen. So könnte es wenigstens annähernd verständlich erscheinen, daß hier unzweifelhaft kein Rhythmus waltet und dennoch ein gleichsam unterirdisches Leben wühlt.

Wir verlassen die erste und betreten die zweite Stufe mit der Handschrift Fig. 6 und 7 (Oskar Wilde). Da sind schwungvolle, gleichgewichtige, ebenmäßige (beachte insbesondere Fig. 7), anmutige und entschieden

eigenartige Züge von unverkennbarem Formenreichtum, aber das sie erfüllende Leben wiegt fühlbar leichter als in den bisher betrachteten Schriften. So hoch diese Handschrift steht und so sehr sie zumal ein Bedürfnis nach „Schönheit“ befriedigt, so sehr ist sie dennoch um ein beträchtliches flacher als etwa Fig. 3.

Wiederum eine volle Stufe tiefer steht die übrigens „harmonische“, sympathische, in jeder Beziehung ansprechende Handschrift Fig. 15 (um die Hälfte verkleinert). „Diese Züge sind einfach und liebenswürdig, aber verglichen mit denen Nietzsches unverhältnismäßig banaler. Mit einer aufzählenden Angabe ihrer Eigenschaften, betreffend Bindungsform, Weite, Höhe, Druckverteilung, Längenunterschiedlichkeit usw., blieben wir hinter ihrem tatsächlichen Bilde viel weniger weit zurück, als wenn wir ein gleiches bei der Handschrift Jordans versuchten, so etwa wie man zwar von einer Zeitungsnachricht über Kriegsvorgänge alles Wesentliche auch mit andern Worten wiedergäbe, nicht aber von einem Gedicht[1]).“ Man möge in der Folge dieses Beispiel als Mittellinie zugrunde legen und jeweils die Frage entscheiden, ob und in welchem Maße die zu prüfende Handschrift höher oder tiefer steht. —

„Wir vertauschen die deutsame Mittelstufe mit einer ausgesprochen negativen durch den weiteren Abstieg zu Fig. 16, deren lebensdünne Spitzigkeit weder durch Haltung noch Harmonie gemildert wird. Obschon übersät so mit besonderen als allgemeinen Zeichen, die im Zweifelsfalle ein Wiedererkennen leicht machen würden, ist sie nichtsdestoweniger derart unlebendig, daß sie eher auf dem Wege zur schulmäßigen Richtigkeit erstarrt als aus dieser herausgewachsen scheint[2]).“

„Angesichts der Fig. 19 endlich, welche auf tiefster Stufe steht, dürfte denn doch wohl dem ärgsten Zweifler eine Fühlung kommen, was es mit dem Formniveau auf sich habe. Man halte eine solche Schrift neben diejenige Nietzsches oder Wildes, und man wird sich eingestehen, daß es unmöglich wäre, beide zu vergleichen durch Nebeneinanderstellung ihrer sachlich bestimmbaren Eigenschaften. Mit Angaben wie, eine sei schräg, die andre steiler, eine weiter, die andre enger, eine bogiger, die andre winkeliger, und wie weit wir es damit treiben möchten, wüßten wir schlechterdings nichts von der Unvereinbarkeit ihrer unmittelbaren Wertarome,

---

[1]) Aus unsrer Schrift: „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ (IV. Aufl. Barth, Leipzig) S. 143.

[2]) Klages, Die Probleme der Graphologie (Barth 1910), S. 143. (Vergriffen).

die der Vergleichung nicht minder widerstreben als Wasser und Öl der Mischung. Zur noch weit über Fig. 16 hinausgehenden Leerheit kommt hier ein Zug abstoßender Widrigkeit, der die innere Dürre gewissermaßen noch frech ans Licht stellt. Zudem veranschaulicht der Fall überzeugend, daß lebendige Eigenart so garnichts zu tun hat mit irgendwelcher Besonderheit, die ja in übergewöhnlichem Grade vorhanden ist: man beachte das ungewöhnliche Längenverhältnis der Lettern, die sonderbare Schleifenausbildung, die Behandlung des t-Querstriches, die Häufigkeit des Winkels, die Teigigkeit, die Verbundenheit, die Art der Hinzufügungen. Mit Leichtigkeit würde man aus ihren „besonderen Merkmalen“ dieser Schrift einen Steckbrief ausstellen und bei verfügbarem Vergleichungsmaterial den Anonymus fassen. Besonderheit mag gedeihen bis zu äußerster Mißgestalt; das Geheimnis lebendiger Eigenart aber liegt in der immer ursprünglichen Ähnlichkeit, mit der sie oft nahe an Gleichheit grenzt, ohne jedoch ihr wirklich anheimzufallen. — Damit man endlich nicht meine, tote Formen rührten von niedriger Bildung her, weisen wir noch auf die Handschrift Fig. 21 hin, die an Leerheit nichts zu wünschen übrigläßt, obwohl ihr Urheber ein Mann der obersten Bildungsstufe[1]).“

Der Leser möge nun prüfen, ob sein Blick an dieser Beschreibung genügend erstarkte, um nachstehender Bestimmung des Formniveaus für verschiedene Charaktere folgen zu können. — Formniveau 2: Fig. 66, 67; Formniveau 2—3: Fig. 31, 33, 59, 69, 70, 77, 101, 102; Formniveau 3: Fig. 24, 28, 45, 72, 110, 115; Formniveau 3—4: Fig. 25, 29, 30, 107, 108; Formniveau 4: Fig. 18, 20, 49, 51, 52, 56, 109, 114; Formniveau 4—5: Fig. 48, 65, 104, 105; Formniveau 5: Fig. 83. —

Wir haben gesehen, daß die Natur vergleichbar einer rüstigen Weberin unablässig neue Muster wirkt, wohingegen es das Geschäft des Geistes ist, diese aufzuteilen, anzuordnen und gleichsam in die Fächer der Begriffe zu legen. Wenn nun in einem Charakter Verstand und Wille herrschen, so regelt sich unbewußt auch sein Bewegungsleben, und es wächst am Ende in ein Schema hinein sogar seine Handschrift. — Wir haben aber ferner gesehen, daß auch die Regelmäßigkeit einer gegensätzlichen Beurteilung unterliegt, insofern sie einmal konnte entstanden sein aus der Stärke des Willens, zum andern aus der Verkümmerung des Gemütes. Nun ist zu beachten: auch der Wille schöpft seine Kraft aus der Lebens-

---

[1]) Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft, S. 144—145.

stärke, so etwa wie die Tätigkeit einer Maschine aus der Wärme des Feuers unter dem Kessel stammt. In der Form der Willensenergie hat also das Ich in sich aufgenommen und gleichsam eingegeistet ein Stück Lebendigkeit, und darum muß solchenfalls selbst in der Schranke, an der die Lebenswelle sich bricht, und durch sie hindurch noch spürbar bleiben der Pulsschlag des „Herzens“, vergleichbar dem Zittern der Wände eines leichtgebauten Hauses, über das ein starker Donner rollt. Es gibt mit andern Worten einen leeren Schematismus und einen verhältnismäßig vollen, der unter dem Panzer der Gesetzlichkeit die Schwingung der Seele nicht völlig verleugnen kann. Man nennt solche Schriften in besonderen Fällen, die wir später betrachten werden, „stilisierte“.

Eine regelmäßige Schrift, die zugleich jeder Eigenart ermangelt (Formniveau 4—5), gibt uns mit ihrer gestochenen Glätte Fig. 55; sicher noch unter dem Mittel bleiben die schablonenhaften Schriften Fig. 22 und 54, und etwa eben an dieses heran reicht Fig. 26; dagegen steht bereits höher die schönschriftlich stilisierte Probe von Conrad Ferdinand Meyer, Fig. 111 und fast eine halbe Note über dem Mittel der gleichartig angelegte Abschnitt aus einer Gedichtabschrift des älteren Goethe (Fig. 112). Nahezu bis zur zweiten Stufe erhebt sich die streng geregelte und dennoch eigenartige und vibrierende Handschrift Bismarcks, Fig. 32, und schon der obersten Stufe nähert sich an die geistvoll ornamentale Probe Fig. 120. Man halte nur einmal nebeneinander Fig. 32 und Fig. 55, um mit einem Blick zu erfassen den Unterschied von erfüllter und toter Gesetzlichkeit. —

III. KAPITEL

AUSGIEBIGKEIT, GESCHWINDIGKEIT UND WUCHT

Die Bewegungsgrößen in der Handschrift. — Drei Merkmale jeder lebendigen Bewegung sind auf ihre Größe vergleichbar: Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Wucht. Ich kann meinen Arm weiter und weniger weit ausstrecken, schneller und langsamer, wuchtig oder sanft. — Beim Schreiben hinterläßt die Ausgiebigkeit der Fingerbewegungen unmittelbar eine Spur in der Grundstrichlänge der Kurzbuchstaben. Nur diese haben wir im Auge, wenn wir von großen, mittelgroßen und kleinen Handschriften sprechen; und zwar nennen wir groß jede Handschrift, deren Kurzlängen 3 mm durchweg überschreiten, mittelgroß jede mit Kurzlängen von höchstens 3 mm, klein jede hinter 2 mm mehr oder minder zurückbleibende. Ausgesprochen große Handschriften wären darnach: Fig. 22, 26, 32, 103, 114; mittelgroße: Fig. 12, 19, 33, 40, 77; ausgesprochen kleine: Fig. 37, 39, 42, 58, 62.

Die Eile des Schreibens kann verschieden ausfallen für die Finger- und Handgelenksbewegungen einerseits und für die seitlich fortschreitende Armbewegung anderseits. Da uns indessen von der Verschiedenheit der Ursachen noch so gut wie garnichts bekannt ist, entwickeln wir die Merkmale der Schreibgeschwindigkeit schlechtweg aufgrund der Frage, wie sich gesetzmäßig jede Handschrift verändere, deren Urheber schneller und schneller schreibt. — Käme es vorzugsweise auf die Ermittlung der zahlenmäßigen (= absoluten) Geschwindigkeit an, so müßten wir freilich entweder dem Schreibenden beim Schreiben auf die Finger sehen und sie darnach abschätzen oder denn die sog. Schriftwage in Anwendung bringen, eine federnd bewegliche Unterlage, welche mittelst einer sinnreichen Hebelvorrichtung die Länge des Schreibwegs abzutragen gestattet an einer mit bekannter Geschwindigkeit rotierenden Trommel. Charakterologisch ungleich wichtiger ist jedoch die verhältnismäßige (= relative) Geschwindigkeit, und die nun wird mit hinreichender Genauigkeit aus dem fertigen

Schriftstück ermittelt. Bei nur einigermaßen erheblichen Geschwindigkeitsunterschieden können wir es einer Schrift ansehen, sowohl ob sie schneller oder langsamer als eine andre Schrift entstand, als auch, welche ihrer Abschnitte schneller, welche weniger schnell hervorgebracht wurden. Dabei leiten uns vornehmlich folgende Erwägungen.

Wenn man mit einem einzigen Ruck eine Seite durchstreicht, so pflegt der Durchstrich in jedem geradläufigen Teilstück ebenso schlank auszusehen, als ob er mit dem Maßstab gezogen wäre; tut man es dagegen absichtlich sehr langsam, so wird jedes Teilstück bei schärferem Hinschauen (und zumal mit der Lupe) ein wellenhaftes Schwanken erkennen lassen. Daraus folgt: eine Schrift fällt unter sonst gleichen Umständen umso „schlanker“ oder „flotter“ oder zügiger aus, je schneller, umso unschlanker, je langsamer sie geschrieben wurde. Zur Abschätzung der Schlankheit werden wir besonders die Langlängen heranziehen, die bei sehr langsamer Schreibbewegung sogar deutliche Zitterformen verraten. Auf Tafel 5 sind Fig. 15 und 17 am schlanksten, zügigsten, nächstdem kommt Fig. 16 und an letzter Stelle Fig. 18, die von allen vier Proben zweifellos mit der verhältnismäßig geringsten Geschwindigkeit erzeugt worden ist. Ein Höchstmaß von Zügigkeit zeigt die überaus eilige Fig. 20, Unschlankheit die ziemlich langsame Fig. 21. Sehr schlanke Schriftzüge finden sich bei Männern ungefähr dreimal öfter als bei Frauen und herrschen am stärksten vor in den Handschriften von Kaufleuten und Kanzlisten. Vgl. etwa Fig. 109.

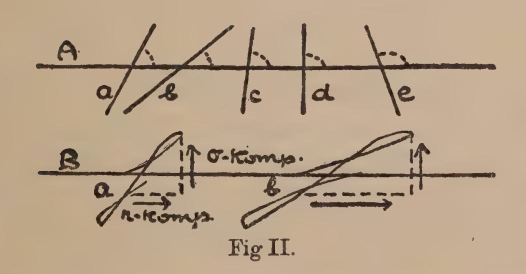


Fig II.

Ferner: je schneller die Schreibbewegung vonstatten geht, umso mehr ist die nach rechts gerichtete (r) vor der nach vorn (oder oben = o) gerichteten Teilkraft betont, und das führt u. a. zur Schrägerstellung der Grundstriche. Denken wir uns nämlich den nach obenrechts (or) weisenden Bewegungsantrieb, der den Aufstrich des kleinen h der Kurrentschrift erzeugt, in seine r- und o-Komponente auseinandergelegt und lassen wir

erstere infolge wachsender Eile größer werden, so ergibt sich eine schrägere Lage zunächst dieses Anfangszuges und, weil dessen Verbindung mit dem Grundstrich in jeweils persönlich charakteristischem Winkel geschieht, sekundär auch des Grundstriches. Textfigur 2B. Bedeutende Schrägheit überhaupt kann daher für erhebliche Schreibgeschwindigkeit sprechen, wachsende Schrägheit spricht immer für wachsende Eile.

Ferner: wenn jemand ein längeres Wort, etwa „immer", gewohnt ist, in einem Zuge hinzuschreiben und dann erst den i-Punkt anzubringen, so wird er die Rückbewegung, welche dazu erforderlich ist, bei großer Eile zu kurz ausführen und darum den Punkt an eine Stelle setzen, die von der Verlängerungslinie des i-Grundstriches mehr oder minder rechts verbleibt. Seine i-Punkte, u-Haken, ü-Striche, kurz sämtliche Oberzeichen, erscheinen — bisweilen um mehrere Typenbreiten — zu weit nach rechts gerückt oder, wie man auch sagt, „voreilend". Der gleiche Vorgang wiederholt sich beim Beginn jeder neuen Zeile. Indem auch hier die Rückbewegung aus Eile zu kurz gerät, wird der linke Rand von oben nach unten breiter, dergestalt, daß er bisweilen nahezu in der Diagonale über die Seite läuft! — Ferner erschwert die Eile jedes Verweilen der Federspitze auf der nämlichen Stelle. Statt der i-Punkte bekommen wir in lebhaften Schriften nach untenrechts, wenn nicht nach rechts, gerichtete Kommata zu sehen, statt der ü-Striche horizontale Überstreichungen mit angedeutetem Endhäkchen. — Endlich pflegen — wenigstens in ohnedies „schwungvollen" Schriften — die nach rechts gerichteten Schlußzüge, t-Querstriche und Überstreichungen aus Eile erheblich verlängert zu werden.

Dazu kommen noch einige Nebensymptome, die zwar nicht an und für sich auf Eile deuten, wohl aber die Zeichenkraft der Hauptsymptome verstärken. Um einen Winkel zu schreiben, muß man die Federbewegung am Umkehrpunkte bremsen können. Gleitet nun die Feder rascher und rascher dahin, so wird solche Bremsung und zwar zumal an der Basis nicht mehr gelingen. Infolgedessen geht die Wendung in fließenden Kurven vor sich, und so ist denn die Basiskurve gelegentlich eine Folgeerscheinung der Eile. Man vergleiche etwa die ziemlich häufigen Basiskurven in der sonst mehr winkelreichen, aber überaus eiligen Handschrift Fig. 27. Endlich pflegt bei den meisten Menschen mit wachsender Eile die Bindung der Schriftelemente zu wachsen und bei immerhin noch der Mehrzahl auch die Weite der Schrift. Übersichtstafel 3.

Tabelle III.

Hauptmerkmale der Eile:	Hauptmerkmale der Langsamkeit:
1. Schlanke Strichführung.	1. Unschlanke Strichführung.
2. Kommaförmige Oberzeichen.	2. Vorschriftsmäßige Oberzeichen.
3. „Voreilen“ der Oberzeichen.	3. Richtungsgenaue Oberzeichen.
4. Breiterwerden des linken Randes	4. Fallrechter Linksrand.
5. Wachsende Schrägheit.	5. Gleichbleibende Schrägheit.
Nebenmerkmale der Eile:	**Nebenmerkmale der Langsamkeit:**
1. Verlängerte Schlußzüge.	1. Gekürzte Schlußzüge.
2. Basisbögen.	2. Basiswinkel.
3. Bindungen.	3. Unterbrechungen.
4. Weite.	4. Enge.

Die wichtigsten dieser Merkmale finden wir erläutert durch Textfigur 3, deren „köstlichem“ dreimal von derselben Person in drei Geschwindigkeitsstufen geschrieben wurde. Verglichen mit dem sehr langsam geschriebenen ersten, zeigt das sehr schnell geschriebene letzte Basisbögen statt Basiswinkel, voreilende und kommaförmige statt richtungsgenauer Oberzeichen, gesteigerte und wachsende Schrägheit, einige Vergrößerung und Weitung. —

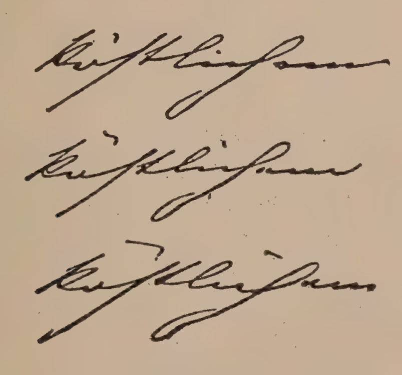


Fig. III.

Die Anstrengung, die jemand beim Schreiben aufwendet, kann sich auf dreierlei Weise äußern: in der Festigkeit, womit er den Griffel umspannt, im Pressen von Handwurzel oder Unterarm gegen das Schreib-

pult; im Reibungsdruck der Griffelspitze gegen die Schreibfläche. Davon zu merklicher Auswirkung kommt jedoch nur der Reibungsdruck und auch er in erheblicher Weise nur bei Anwendung elastischer Schreibwerkzeuge wie Gänsekiel, Rohrfeder, Stahlfeder. Weil als ein Wirkendes und Bewirkendes vom Schrifturheber nur der Teil seines Müheaufwandes erlebt wird, der sich im Pressen des Griffels gegen die Fläche äußert, so nehmen wir ausschließlich den Reibungsdruck zum Gradmesser der lebendigen Wucht. Seine absolute Größe kann wiederum nur mit der schon erwähnten Schriftwage ermittelt werden, das charakterologisch wichtigere Größenverhältnis läßt sich dagegen aus dem fertigen Schriftstück entnehmen durch Vergleichung der Breitenunterschiede von Streckstrich und Beugestrich.

Jede Laufschrift entsteht, wie wir wissen, durch Aneinanderreihung von Aufbewegungen und Abbewegungen. (Man denke stets an das kleine deutsche oder lateinische i). Die Aufbewegung kommt bei gewöhnlicher Federhaltung durch Streckung der Glieder, die Abbewegung durch Beu-

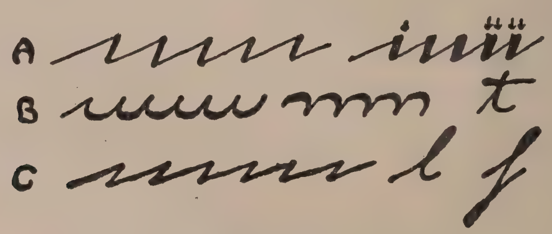


Fig. IV.

gung zustande. Die Streckung verringert, die Beugung vergrößert den Reibungsdruck. Schreiben wir mit der Spitzfeder, so findet bei jeder Beugung eine Spaltung der Spitzen statt, wodurch zwei nebeneinander laufende Striche entstehen, deren Zwischenraum sich mit Tinte füllt. Man kann in druckstarken Schriften die beiden Ansätze unschwer mit bloßem Auge erkennen (Textfigur 4A, zweites Bild), und wenn aus Tintenmangel der Zwischenraum streckenweis freibleibt, nicht selten sogar die begrenzenden Striche selbst. Liegt der Halter entsprechend dem gewöhnlichen Schreibebrauch in der Mittelebene, so fällt die Schattierung wie in Textfigur 4A mit dem Abstrich zusammen; wird dagegen die Hand auf die Seite gelegt oder der Griffel wohl gar zwischen Zeigefinger und Mittelfinger geklemmt (= seitliche oder frontale Federhaltung), so fällt sie

in den sonst sog. Haarstrich bei gleichzeitiger Steilstellung der Grundstriche. Aber auch bei medialer Federhaltung und gewöhnlicher Schriftlage wird der Druck in den Übergangsrichtungen angebracht, wenn der Schreiber die Feder stark auf die innere Spitze stellt. Textfigur 4B. Nicht die Anordnung der Schattierung, wie sich versteht, sondern nur die verhältnismäßige Breite der Schattenstriche gibt uns das Maß für die Größe des aufgewendeten Druckes. Wenn nun auch breitere und weichere Federn natürlich stärkere Schattierungen erzeugen als spitze und harte, so wird davon doch mehr die Strichbreite der Schrift überhaupt betroffen als der Unterschied der Breiten von Streckstrich und Beugestrich; daher wir im allgemeinen nicht Gefahr laufen, den Reibungsdruck infolge der Weichheit der Feder zu überschätzen. Sehr druckstarke Schriften wären darnach: Fig. 36, 91, 96, 110, 114; mitteldruckstarke: Fig. 3, 15, 20, 40, 67; sehr druckschwache: Fig. 7, 21, 29, 35, 42.

Obwohl wir erst später zu sprechen kommen auf die Teigigkeit (oder Pastosität), so sei sie doch schon hier in Kürze umschrieben, damit jede Verwechslung mit der Druckbetonung von vornherein vermieden werde. — Manche Personen fassen den Halter kurz und steil, andre lang und flach an. In jenem Falle bildet die Feder mit der Schreibfläche einen großen, in diesem einen kleinen, d. h. spitzen Winkel. Je spitzer aber der Winkel zwischen Feder und Fläche ist, umso mehr Tinte fließt auf das Papier und umso breiter erscheinen s ä m t l i c h e Striche. Dadurch pflegen die Schleifen mit Tinte ausgefüllt oder, wie man auch sagt, verkleckst zu werden. Das ergibt den t e i g i g e n, breiigen oder pastosen Duktus (Textfigur 4C), dem der scharfe Duktus gegenübersteht. — Eine ungemein teigige Schrift zeigt uns Fig. 6—7, wo mehr oder minder sämtliche Striche breit und weich sind. Um ihren Unterschied von einer ungemein scharfen Schrift zu erkennen, halte man daneben etwa Fig. 26 mit ihrem scharfen Wechsel druckloser Haarstriche und druckbetonter Grundstriche.

Um in aller Strenge den Ausdrucksgehalt der drei Größenmerkmale herzuleiten, müßten wir zunächst das Ausdrucksgesetz selbst, sodann seine Anwendung auf die Deutung der Bewegungsintensität überhaupt entwickeln und endlich die Deutung eines jeden ihrer drei „Momente“ begründen. Da die beiden ersten Schritte indes der theoretischen Ausdruckslehre zufallen, von der, wie bemerkt, unsre Schrift „Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ handelt, so stützen wir uns an dieser Stelle auf ihre nur eben zu wiederholenden Ergebnisse.

Das Ausdrucksgesetz besagt, daß jeder innern Bewegung eine analoge Bewegung des Körpers entspreche oder daß jede Ausdrucksbewegung unwillkürlich auf das Triebziel gerichtet sei, welches dem Erlebnisvorgang innewohnt. Wir können mit seiner Hilfe sowohl die Ausdrucksform jedes hinreichend erkennbaren Erlebens als auch den Lebensgehalt jeder hinreichend erkennbaren Ausdrucksbewegung ermitteln, wie an einem Beispiel erläutert werde. „Das Entsetzen ist u. a. ein Drang, nicht nur zu fliehen, sondern dem entsetzenerregenden Etwas zu entfliehen, aus seinem Wirkungsbereich herauszukommen, es sich ‚vom Leibe zu halten'. Unsre Frage lautet deshalb: Was tun wir, wenn wir uns von etwas abwenden wollen, etwa eine Sache nicht zu sehen wünschen? Wir schließen z. B. die Augen oder drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder, falls die Sache uns nahe genug, so schieben wir sie fort oder auch wir gehen davon. Diese sehr unterschiedlichen Funktionen gehören dennoch zusammen in Hinsicht auf den Endzweck des Nichtsehenwollens. Und ebendie treten nun ungewollt, ja selbst zweckwidrig ein, sooft wir uns innerlich von etwas abwenden, also ganz besonders im Zustande des Entsetzens. Ein geschickter Erzähler schildere in einer Gesellschaft spannend das Auftreten eines Seiltänzers, der aus schwindelnder Höhe herabfiel und zerschellte: und unfehlbar werden im entscheidenden Moment sensible Zuhörer ganz oder teilweise die Augen schließen, den Kopf zur Seite wenden und vielleicht gar die Hände abwehrend vorstrecken, wobei der Handteller dem Erzähler zugekehrt ist, so sehr auch dies alles gar keinen Zweck hat, indem dadurch weder etwas fortgeschoben noch ein wirklicher Anblick gemieden wird[1]." In der Stärke schlechthin des körperlichen Antriebs äußert sich demgemäß die Stärke schlechthin des seelischen Antriebs. Welche Seite dieser Antriebsstärke ist es nun aber, die zur Vergrößerung der Ausgiebigkeit, welche, die zur Vergrößerung der Geschwindigkeit, welche, die zur Steigerung des Nachdrucks führt?

Sinn der Ausgiebigkeit. — Um dem Leser wenigstens an einem Beispiel das Grundsätzliche des Herleitungsverfahrens durchsichtig zu machen, geben wir aus unsern „Problemen der Graphologie" nahezu ungekürzt den Gedankengang wieder, mit dem man den Sinn der drei Intensitätseigenschaften begründet. Beginnend mit der Ausgiebigkeit stellen wir

---

[1]) Aus unsern „Problemen der Graphologie" (Barth, 1910), S. 128 (Vergriffen).

wiederum die Vorfrage: weshalb wollen wir große Bewegungen machen? „Offenbar, um ein räumlich entferntes Ziel zu erreichen. Wir neigen demnach zur Größe der Bewegung zunächst einmal umso mehr, je räumlich entfernter das innerlich erstrebte Ziel ist. Wer beispielsweise immer große Märsche zu machen gezwungen wäre, der würde im Ausmaß seiner Körperlänge zur Größe auch des einzelnen Schrittes zweifellos eher neigen, als wer in kleinen Zimmern und zwischen winkeligen Gäßchen sich zu bewegen die Gewohnheit hätte. Gleich allen Eigenschaften des Raumes aber hat auch Entfernung für uns eine symbolische Bedeutung: sie repräsentiert Entfernung des Ziels überhaupt. Wir sprechen von Zeitraum, Zeitstrecke usw., und so verdichtet sich uns die Fülle alles dessen, was irgend vom Ziele uns trennt, zum Gefühl einer zu durchmessenden Distanz. Die Ausgiebigkeit unsrer unwillkürlichen Bewegungen hängt daher vom Grade der Verwirklichungsnähe unsrer Ziele ab. — Wir erleben nun als Ferne oder Größe eines Zieles in erster Linie das Maß der zu überwindenden Schwierigkeiten. Der Gedanke, über einen schmalen Fluß zu rudern, erscheint uns „kleiner“ als die Durchquerung eines großen Sees auf gleiche Weise, und beide Unternehmungen müßten als bedeutungslos verblassen vor einer Ruderpartie über den Ozean. Ebenso ist die Vorstellung eines morgen zu unternehmenden Spazierganges „kleiner“ als die einer Reise, die man in einem Jahre machen will. — Mehr indes als mit der Summe der Schwierigkeiten wächst das Ziel mit deren Unübersehbarkeit. Die noch so halsbrecherische Erkletterung einer Kirchturmspitze wäre für unser Gefühl stets ein „kleineres“ Ziel als die Erstbesteigung eines noch wenig bekannten Gebirges, indem nur hier, nicht aber dort die Hindernisse den Charakter verhältnismäßiger Dunkelheit hätten. Selbst bei mechanisch größerer Schwierigkeit schiene jenes nur ein „Kunststück“, dieses eine „Tat“ zu sein. Und so verleiht denn niemals schon die genau veranschlagbare Summe der Hindernisse, sondern erst der Einschlag unbestimmter Möglichkeiten einem Ziel „Erhabenheit“ und unsern darauf gerichteten Wünschen jene Schwungkraft, welche die Alten „Pathos“ tauften. — Man erkennt wohl ohne weiteres die tiefe Berechtigung dieses von der Antike für alle Zeiten wahr geprägten Namens. „Pathos“ heißt in wörtlicher Übertragung etwa „Begegnis“, „Erleidnis“ und bezeichnet jedenfalls den Zustand dessen, dem etwas widerfährt, im Gegensatz zur eigenmächtigen und ichbedingten Kraft des Wollenden. Die Wahrscheinlichkeit mannigfacher Widerfahrnisse auf dem Wege zum

Ziel wächst aber mit der Unübersehbarkeit dieses Weges. Wer die Kirchturmspitze zu erklettern sich anschickt, der sieht und bemißt zum voraus, was er wagen will, und hat nur eines genau zu prüfen: seine Kraft und Geschicklichkeit; dahingegen, wer in ein fremdes Gebirge eindringt, überdies noch unbekannten Fährlichkeiten zustrebt. Gesetzt, er vermag das Endziel gedanklich vorwegzunehmen, was denn zwar nicht jedermanns Sache ist, so wird ein Gefühl des kräftigen Entschlusses in ihm unfehlbar verwoben sein mit dem grade umgekehrten der Passivität und des unbegründeten Vertrauens auf die Gunst des „Zufalls". Und nun nehme man vollends das Endziel des Staatsmanns, der eine Umwälzung des Gemeinwesens zu bewirken, des Feldherrn, welcher Heere zu schlagen, des Eroberers, der ein Weltreich zu begründen gesonnen ist, wo vor der Unsumme der „Zufälle", der sie sich aussetzt, auch die stolzeste Willenskraft lächerlich zusammenschrumpft; und man begreift, daß solche Bahnen zu betreten minder ein Wille als ein Glaube befähigt. An den Tatnaturen aller Zeiten und Völker kommt denn das „Pathos" im Wollen am deutlichsten zum Vorschein. Kaum einer dieser Täter war und ist nicht, was die Menge abergläubisch nennt und womit in Wahrheit der Instinkt gebietet: sich Werkzeug zu glauben und vollziehende Kraft einer weltgestaltenden Notwendigkeit. Als das eigentliche Täterpathos trifft man überall ein Grundgefühl nicht des Wollens, sondern des Müssens an: bald in Form des unerbittlichen Nichtanderskönnens, bald zu wunderlich mysteriösen Systemen ausgesponnen, wie man von „höheren Mächten" geheimen Befehl erlausche. Den Sieges- oder Todeswagen noch jedes Eroberers lenkte nicht er, sondern das „Schicksal". — An Bestätigungen für das Gesagte kann es nicht fehlen. Die Sprache nennt ein pathosloses Streben „kleinlich", „engherzig", „beschränkt", ein von Pathos erfülltes „weitausgreifend", „hoch" oder „groß" und zuerteilt ihm eine die Seele befreiende Wirksamkeit. Nietzsche kennzeichnet das Wesen des Pathos schlechthin, wenn er das Merkmal der Vornehmheit in einem „Pathos der Distanz" erblickt. Ferner deuten wir gefühlsmäßig als pathosvoll niemals kleine, kurze, abgebrochene Bewegungen, sondern stets nur lange, ausladende, also recht eigentlich „großzügige". Die „Majestät" des Königs etwa würde ein Schauspieler glaubhaft versinnlichen nur durch große, getragene Bewegungen. Ferner sei an eine bildungsgeschichtliche Parallele erinnert. Im Altertum herrschte das Pathos, das Christentum schuf in immer zunehmendem Maße eine Menschlichkeit des „Fortschritts" und

des Willens. Daß in Übereinstimmung damit dem heutigen Leben Größe der Bewegung abhanden kam, sehen wir; daß sie dem Altertum im höchsten Grade eignete, machen schon die Berichte wahrscheinlich, und es wird vollends gewiß bei Betrachtung seiner künstlerischen Hinterlassenschaften. Der großen Bewegung nämlich entspricht im räumlichen Gebilde die große Linie. Auf ihr allein wiederum beruht jener Charakter des „Monumentalen“, durch den die Kulturniederschläge der gesamten Antike (von den Bauten bis zu den Gewändern) denen der Neuzeit unstreitig überlegen sind.“ (S. 132—135.)

Darnach stände also fest: je größer eine Schrift, umso mehr waltet im Charakter des Urhebers die Eigenschaft des Pathos vor; je kleiner, umso mehr tritt diese zurück. Wir gehen der Deutung für einmal in ihre Einzelanwendungen nach und unterscheiden zu dem Behuf rein aus praktischen Gründen drei Arten von Pathos: das Pathos des Gefühls, das Pathos des Willens (ein uneigentlicher Ausdruck, der aber zu technischem Zweck gefahrlos Verwendung findet) und das Pathos des Selbstbewußtseins.

Gleich dem Übergewicht der Gefühle und dem Grade der Gefühlserregbarkeit kann auch das Übergewicht pathischer Züge im System des Charakters gegensätzliche Ursachen haben, von denen wir jeweils die eine Gruppe mit positivem Vorzeichen, jeweils die andre mit negativem Vorzeichen versehen müssen. Suchen wir unter den Wörtern der Umgangssprache nach einem Namen, der vornehmlich die Anlage zum Pathos des Fühlens bedeute, so treffen wir auf die Fähigkeit zur Begeisterung. Die Ermittlung der Gegenanlage geschieht nach folgendem immer wiederkehrenden Muster. Wir fragen: gesetzt, daß die seelische Vorbedingung zur Begeisterung vorhanden wäre, welche Eigenschaften würden das wirkliche Eintreten der begeisterten Stimmung erschweren? Jedermann weiß, daß die Begeisterung Erwartungen erregt, denen die Wirklichkeit nur selten zu entsprechen vermag. Darum, wem sich das Nüchterntatsächliche aufdrängt, der büßt dadurch an Begeisterung ein. Aber auch dazu bedarf es einer Charakteranlage, daß man die Dinge nehme, wie sie sind, das „Gewicht der Tatsachen“ wäge, im Fühlen und Wollen beim Möglichen bleibe; und wir meinen, die Sprache nenne sie Wirklichkeitssinn. In je höherem Grade wir diesen entwickelt denken, um desto schwächer fällt unter sonst vergleichbaren Umständen die Begeisterung aus. Mithin äußert sich in der gewohnheitsmäßigen Ausgiebigkeit der Federführung positiv die Stärke der Begeisterungskraft, negativ die Schwäche

des Wirklichkeitssinnes; in der gewohnheitsmäßigen Unausgiebigkeit positiv die Stärke des Wirklichkeitssinnes, negativ die Schwäche der Begeisterungskraft.

Die Anlage zum Willenspathos heißt Tatendrang. Wie die Begeisterung nicht mit dem Widerstand der Dinge rechnet, so liegt es im Wesen des Tatendranges, nicht verharren zu können beim jeweils Erreichten, sondern statt dessen von Ziel zu Ziel zu fliegen und die Erfüllung im Geiste vorwegzunehmen. Soll er nicht in ein bloßes Planen und Wünschen geraten, so muß ihm regelnd entgegenstehen eine Kraft zur Sammlung oder Konzentration. In einer willensbetonten Handschrift rührt deshalb die Großheit positiv her von der Stärke des Tatendranges, negativ vom Mangel an Konzentrationsvermögen; die Kleinheit positiv vom Konzentrationsvermögen, negativ von der Engherzigkeit (wie wir mit Rücksicht auf die dem Tatendrange eigentümliche „Großzügigkeit" dessen Gegenteil füglich benennen werden).

Kommen wir endlich zum Pathos des Selbstbewußtseins, so darf man es nicht verwechseln mit der Größe des Selbstvertrauens. Diesem nämlich entspricht das Bewußtsein des Umfangs der persönlichen Macht, das zum Hingebungsdrange grade das völlige Widerspiel ist. Für den Träger des unpathischen Selbstgefühls fällt Glück zusammen mit Willensbefriedigung oder Erfolg, Unglück mit Mißerfolg. Der Pathiker dagegen erlebt sich als wertvoll nicht durch Verdienst, sondern aus „Gnade", als wertlos oder gar unwert nicht durch Schuld, sondern aus „Ungnade". Er glaubt teilzuhaben an einer außer ihm und weit über ihm stehenden Macht, bald unter Menschen ihre Würde vertretend, bald dankbarkeitspflichtig für ihre Geschenke. Seine Lebensgrundstimmung ist echter Frommsinn, mag er dabei an Götter denken oder an die Natur, die Vorfahrenschaft oder was nun immer.

Wer mit Hilfe der richtigen Frage forscht, muß stets von neuem staunen über den Finderblick und das Unterscheidungsvermögen der Sprache. Kein Sittlichkeitsforscher hat uns mit voller Schärfe zu sagen vermocht, worin die Eigenart des „Stolzes" liege. Bringen wir aber von vornherein den Begriff des persönlichen Pathos mit, so erkennen wir in ihm die pathische Gestalt des Selbstgefühls. Mit dem natürlichen Stolz erhebt sich im Bewußtsein der Teilhaberschaft daran das Selbstgefühl zur Größe einer überpersönlichen Lebensmacht; mit der natürlichen Demut beugt es sich ihr in bejahender Ehrfurcht. Sowohl die Erhebung als

aber auch das Gefühl der Abhängigkeit wird indessen erschwert durch den vergleichenden Seitenblick auf andre Träger der nämlichen Teilhaberschaft und durch die daraus sich etwa entwickelnde Rivalität. Demzufolge schlägt bei fehlender Wertkritik die Selbsterhebung des Stolzes in Selbstüberhebung, die Selbsterniedrigung der Demut in Kleinmut um. In Anbetracht des Selbstbewußtseins kann daher Großheit der Handschrift positiv von Stolz und Würde sprechen, negativ von Hoffart und Dünkel; Kleinheit der Handschrift positiv von Demut und Ehrfürchtigkeit, negativ von Kleingläubigkeit.

Indem wir den zweimal drei Paaren gegensätzlicher Eigenschaften, die wir dergestalt für den Ausgiebigkeitsgegensatz der Schreibbewegung ermittelt haben, in nachstehender Übersichtstafel 4 je noch einige nahe verwandten Anlagen hinzugesellen (die schon etwas entfernteren sind eingeklammert), kommen wir auf nicht weniger als 48 „Bedeutungen" der großen und 45 der kleinen Schrift, eine Gesamtzahl, die, wenn anders es erforderlich schiene, unschwer könnte verdoppelt werden. Daraus erhellt, wie sehr die alte Graphologie fehlging, wenn sie in jedem Merkmal das „feste Zeichen" (signe fixe) erblickte für einen und nur diesen einen Charakterzug; denn eben so groß ist die Anzahl möglicher Entstehungsgründe für alle übrigen Schriftmerkmale, ob wir auch fürder mit kürzeren Anführungen uns begnügen werden.

Tabelle IV.

Große Schrift		Kleine Schrift	
I. Pathos des Gefühls.			
+	—	+	—
Begeisterungsvermögen	Mangel an Wirklichkeitssinn	Wirklichkeitssinn	Mangel an Begeisterungsvermögen
Gefühlstiefe	Illusionsfähigkeit	Realismus	Nüchternheit
Enthusiasmus	Überspanntheit	Gründlichkeit	Trockenheit
Schwärmerei	Exaltiertheit	Sachlichkeit	Dürre
Überschwänglichkeit	(Parteilichkeit)	Besonnenheit	Schwunglosigkeit
(Leidenschaftlichkeit)	(Kritiklosigkeit)	Umsicht	Strenge
(Idealismus)		(Beobachtungsgabe)	Unerbittlichkeit
		(Feinfühligkeit)	
		(Unparteilichkeit)	

II. Pathos des Willens.

+	—	+	—
Tatendrang	Mangel an Konzentrationsvermögen	Konzentrationsvermögen	Engherzigkeit
Unternehmungsgeist	Flüchtigkeit	Sinn für engen Wirkungskreis	Beschränktheit
Großzügigkeit	Unvorsichtigkeit		Kleinlichkeit
Weitblick	„Leichtsinn“	(Häuslichkeit)	Pedanterie
Unabhängigkeitssinn	Zerstreutheit	Pflichtgefühl	Bedenklichkeit
(Freimut)	(Inkonsequenz)	Bedachtsamkeit	Kurzsichtigkeit
	(Gewissenlosigkeit)	Mäßigung	
		Bündigkeit	
		Präzision	

III. Pathos des Selbstgefühls.

+	—	+	—
Stolz	Dünkel	Demut	Kleingläubigkeit
Vornehmheit	Hoffart	Ehrfurchtsfähigkeit	Selbstzweifel
Würde	Hochmut	Bescheidenheit	Kleinmut
Ernst	Aufgeblasenheit	Anspruchslosigkeit	Ängstlichkeit
Feierlichkeit		Ergebenheit	Selbstquälerei
Großmut	Anmaßlichkeit	Friedfertigkeit	
Ritterlichkeit	Großsprecherei	Genügsamkeit	
„Noblesse oblige“	„Prätention“	Frömmigkeit	
„Feudalität“		Fügsamkeit	
„Herrennatur“	Befehlshaberei	„Duldernatur“	
„Ahnenstolz“	Despotie		
	Eingebildetheit		
	Größenwahn		

Sinn der Geschwindigkeit. — Zur Geschwindigkeit überleitend werfen wir die Frage auf: wann beeilen wir uns geflissentlich? „Offenbar, wenn Eile zu den Mitteln der Verwirklichung eines Zweckes gehört. Dazu aber ist erforderlich, daß der Gedanke an den Zweck uns mehr beherrsche als die Vorstellung der Hindernisse. Wir *durchlaufen*, weil der Zug in fünf Minuten abfährt, die zwischenbefindliche Straße nur dann, wenn der Wunsch, ihn zu besteigen, in uns mächtiger ist als der Seitenblick auf die deshalb aufzuwendende Mühe. Wir *neigen* folglich zur Eile genau in dem Grade, als wir etwaiger Hemmungen ungeachtet innerlich auf etwas lossteuern. Die unwillkürliche Geschwindigkeit der Funktionen drückt den Zustand des strebenden Fortschreitens aus oder der „Aktivität“ im engeren Sinne. — Es hat sich wohl jedermann schon einmal auf zwecklos eiliger Gangart ertappt beim Ausmalen künftiger Taten. Eine Unter-

nehmung, ein Werk, ein Wiedersehen planend, schreitet er schneller und schneller aus und erlebt die plötzliche Zügelung durch eine die Straße sperrende Wagenkette mit weit größerem Widerspruch der Ungeduld als in einem Augenblick, wo er der Vergangenheit gedenkt. Träumerisch veranlagte Individuen pflegen, sich selbst überlassen, mehr langsam zu gehen, während notorische „Pläneschmieder" sogar unter Mitgängern unfehlbar ins „Rennen" kommen, wofern man sie nicht beständig zurückhält. Umgekehrt zeigt sich Verlangsamung des Tempos beim erweislichen Stocken der Gedanken. Zahlreiche Personen haben die Angewohnheit, die Höhepunkte eines im Gehen geführten Gesprächs gradezu durch Stehenbleiben zu markieren. Der Wunsch nach Eindringlichkeit hemmt mit den Forderungen an die Darstellung ihren Redefluß so sehr, daß auch ihr Körper wie vor einem Hindernisse haltmacht." (S. 132.) — Nach den ausführlichen Darlegungen über die Ausgiebigkeit leuchtet es wohl ohne nähere Begründung ein, daß der Eile positiv entspreche: inbetreff des Willens Tätigkeitsdrang und Betriebsamkeit, inbetreff des Gefühls Lebhaftigkeit („sanguinisches Temperament"); negativ: dort Unruhe und Hast, hier Aufgeregtheit und Haltlosigkeit; der Langsamkeit beziehungsweise positiv: Ruhe und Gelassenheit sowie Gleichmut („Phlegma"); negativ: Untätigkeit und Willensschwäche sowie Stumpfheit und Apathie. Übersichtstafel 5.

Tabelle V.

Eile		Langsamkeit	
I. Wille.			
+	—	+	—
Tätigkeitsdrang	Unruhe	Ruhe	Untätigkeit
Rührigkeit	Hast	Sammlung	Unschlüssigkeit
Betriebsamkeit	Ungeduld	Bedächtigkeit	Unentschlossenheit
Geschäftigkeit	Flüchtigkeit	Besonnenheit	Unentschiedenheit
Emsigkeit	Oberflächlichkeit	Vorsicht	Willensschwäche
Regsamkeit	Ablenkbarkeit	Unablenkbarkeit	Trägheit
Strebsamkeit	Unbeständigkeit	Beständigkeit	
Eifer	Planlosigkeit	(Tatsachensinn)	
Flottheit	Eilfertigkeit	(Konkretes Denken)	
„Elan"	(Unzuverlässigkeit)	(Verläßlichkeit)	
Rastlosigkeit			
(Initiative)			
(Abwechslungsbedürfnis)			
(Veränderlichkeit)			
(Abstraktionsvermögen)			
(Kombinationsgabe)			

II. Gefühlsbeschaffenheit.

+	—	+	—
Lebhaftigkeit	**Aufgeregtheit**	**Gleichmut**	**Stumpfheit**
„Sanguiniker“	Unstätheit	„Phlegmatiker“	Indolenz
„Temperament“	Fahrigkeit	„Passivität“	Apathie
Erregbarkeit	Flatterhaftigkeit	Beschaulichkeit	Unbeweglichkeit
Beweglichkeit	Wetterwendischkeit	Stetheit	(Ungewecktheit)
Leichtblütigkeit	Verführbarkeit	Gelassenheit	(Befangenheit)
(Sorglosigkeit)	Wankelmut		(Furchtsamkeit)
(Gewecktheit)	Haltlosigkeit		

Sinn der Wucht. — Wir wenden uns schließlich derjenigen Seite des Ausdrucks zu, welche die Wucht der Bewegung herbeiführt. „Zweck jeder Nachdrücklichkeit der Bewegung ist offenbar die Überwindung irgendwelcher Widerstände. Die Wucht nimmt zu mit deren Größe, sofern die Absicht, ihrer Herr zu werden, nicht aufhört. Wir neigen darnach zur Wucht des Ausdrucks, wenn die auf das Ziel gerichtete Tätigkeit Hemmungen erleidet. Auf die Hemmung bezogen, wird unser Trieb zu dem, was wir im engeren Sinne als Betätigung einer „Kraft“ erleben; und dies ist die Wurzel des bloßen Existenzgefühls wie jeder äußersten Anspannung unseres Wollens. Indem wir „Kraft“ durch das hier noch bessere Fremdwort „Energie“ ersetzen, können wir sagen: In der Wucht der Bewegung bekundet sich die „Energie“ der inneren Tätigkeit. — Von den äußerst mannigfachen Belegen dafür sei nur ein einziger angeführt. Von allen Affekten die größte seelische Energie entwickelt der Zorn: daher die Wucht seines Ausdrucks. Bei der Freude hingegen herrscht Abfluß und Eile bei weitem über die Spannungserzeugung: daher die so viel größere „Leichtigkeit“ ihrer Bewegungen. Die Freude „beflügelt“.“ (S. 135—136.)

Die Energie oder Anstrengung hat nun wiederum bald mehr die Form der Willensenergie, bald der Intensität von Spannungsgefühlen, und es beruht daher der Nachdruck in regelmäßigen Schriften positiv auf Willenskraft, Selbstbeherrschung, Zähigkeit; in unregelmäßigen auf Impulsivität und Streitbarkeit; der Mangel an Nachdruck dort auf Rührigkeit und Gewandtheit, hier auf Zartgefühl. Wir finden die Kehrseite durch Betonung des Hemmungsgefühls im Kraftaufwande. Demgemäß: negative Bedingung des Drucks in Willensschriften Schwerfälligkeit und Gehemmtheit; in Affektschriften Reizbarkeit; des Mangels an Druck dort Willensschwäche, hier Labilität. Übersichtstafel 6.

Tabelle VI.

Druckstärke Gespanntheit		Druckschwäche Spannungslosigkeit	
I. Wille.			
+	—	+	—
Willenskraft	Schwerfälligkeit	Rührigkeit	Willensschwäche
Ausdauer	Gedrücktheit	Tätigkeitslust	„Schwacher Charakter“
Fleiß	Gehemmtheit	Betriebsamkeit	Mangel an Widerstandskraft
Widerstandskraft	Krampfhaftigkeit		Mangel an Initiative
Selbstbeherrschung	(Gemütsschwere)		Unentschiedenheit
Beständigkeit			Unbeständigkeit
Zähigkeit			Haltlosigkeit
Gewissenhaftigkeit			
Verläßlichkeit			
II. Gefühl.			
Impulsivität	Reizbarkeit	Erregbarkeit	Labilität
Oppositionslust	Heftigkeit	Zartgefühl	Empfindlichkeit
Streitbarkeit	Affektation	Sensibilität	Furchtsamkeit
Eigensinn		Ablenkbarkeit	

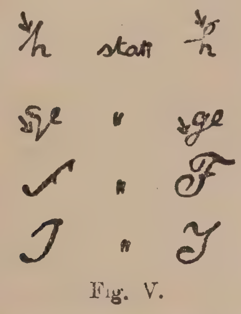
Ein vergleichender Blick auf die drei Übersichtstafeln zeigt uns die Wiederkehr der nämlichen Eigenschaft an verschiedenen Stellen und läßt uns unter den fraglichen Schrifteigenschaften eine bemerkenswerte Beziehung erkennen. Auf der Plusseite der Größe finden wir etwa Tatendrang und Unternehmungsgeist, und diese stehen mindestens nahe der Strebsamkeit, Rührigkeit, Betriebsamkeit auf der Plusseite der Eile. Besonnenheit, Umsicht, Bedachtsamkeit begegnen uns auf den gleichnamigen Seiten der Kleinheit wie der Langsamkeit. Die Ausgiebigkeit erscheint mit der Eile, die Unausgiebigkeit mit der Langsamkeit bedeutungsverwandt, und die Gründe dafür sind kaum zu verkennen. In der Ausgiebigkeit *entfaltet* sich der seelische Antrieb und ebenso in der Eile, in der Unausgiebigkeit scheint er sich *einzuschränken* und ebenso in der Langsamkeit. Dort äußert sich eine *Lösung*, hier eine *Bindung* der Antriebskraft. Das gilt auch, aber im Gegensinn, für die Pole des Nachdrucks, dessen Wachsen einer *Bindung* der Kraft im Erlebnis des Widerstandes entspricht, und umgekehrt. Wir finden daher folgerichtig nicht wenige Vorbedingungen der Eile und Größe wie Rührigkeit, Betriebsamkeit, Erregbarkeit, Ablenkbarkeit, Willensschwäche, Haltlosigkeit unter

den Vorbedingungen der Drucklosigkeit wieder, manche der Langsamkeit und Unausgiebigkeit wie Beschaulichkeit, Gewissenhaftigkeit, Verläßlichkeit unter denen des Druckes.

Der Gegensatz von Lösung und Bindung hälftet nahezu sämtliche Schrifteigenschaften, worauf wir zurückkommen werden, und gibt uns eine neue Handhabe zur Bedeutungseinschränkung. Der Zeichenwert etwa der Ausgiebigkeit wird sich gesteigert finden durch gleichzeitige Eile und Drucklosigkeit, dagegen herabgesetzt durch mitvorkommende Nachdruckstärke und Langsamkeit. Ferner aber auch hätten wir bei weitgehender Häufung der Lösungsmerkmale mit einer Abwesenheit normaler Hemmungen, bei weitgehender Häufung der Bindungsmerkmale mit einem Überreichtum an Hemmungen zu rechnen und deshalb ohne Rücksicht auf die Höhe des Formniveaus den Sinn der Lösungen dort, der Widerstände hier entsprechend herabzuwerten. Die Untergliederung der Übersichtstafeln 4, 5 und 6 wurde bereits durch grundsätzliche Anwendung einer Methode erzielt, die seelische Lösung gegen seelische Bindung wog. Wenn wir z. B. den positiv zu bewertenden Druck nicht nur aus Willensstärke verstanden haben, sondern auch aus impulsiver Streitbarkeit, den negativ zu bewertenden nicht nur aus Schwerfälligkeit, sondern auch aus Ärger, so dachten wir ihn jedesmal näher bestimmt durch sein Zusammentreffen mit entweder der Spannungseigenschaft der Regelmäßigkeit oder der Lösungseigenschaft der Unregelmäßigkeit. Fig. 23 und 36 sind beide druckbetont; aber selbst, wenn sie auf gleichem Formniveau ständen, so wäre die Vorbedingung des Nachdrucks in Fig. 23 angesichts ihrer Unregelmäßigkeit nur in der Beschaffenheit der Triebe, in Fig. 36 angesichts ihrer Regelmäßigkeit nur in der Beschaffenheit des Willens zu suchen. Allgemein gesprochen, ist das zweite Mittel der Bedeutungsauswahl, das uns nächst dem Formniveau zur Entscheidung auch über Plus und Minus verhilft, die Wiedereinfügung des herausgelösten Einzelzuges in das grundsätzlich eindeutige Gesamtbild der immerdar einmaligen Handschrift. Das leitet uns füglich zu einigen Beispielen über.

Beispiele. — Um die Sonderbedeutung der Größe in der Handschrift Fig. 27 zu ermitteln, fragen wir (wie immer) zu allererst nach dem Formniveau. Wenn wir dieses mit „nahezu 3“ ansetzen, statt wie der Neuling vermutlich mit 4, so müssen wir zur Erklärung dessen unsre grundsätzlichen Ausführungen in einem wichtigen Punkte ergänzen.

Die Vergleichung verschiedener Schriften auf ihren Eigenartsgrad setzt allemal voraus: annähernd gleiche Federgewandtheit der Schrifturheber und annähernd gleiche Bildungsstufe. Nur an den zweiten Punkt knüpfen wir vorderhand die Bemerkung an, daß mit dem Bildungsgrade immer auch die Fähigkeit zum schriftlichen Gedankenausdruck zunimmt und mit ihr die Innigkeit der Beziehung zur Schreibbewegung schlechthin. Je gebildeter jemand, umso mehr ist er in der Tätigkeit des Schreibens „zu Hause", je ungebildeter, umso mehr steht er zeitlebens ihr fremd gegenüber. Man vermag seinen Lebensgehalt aber nur in einer solchen Tätigkeit voll zu entfalten, die einem zur „zweiten Natur" geworden; welchem gemäß wir das Formniveau einer Handschrift umso strenger bewerten müssen, je mehr sie von hoher Bildung ihres Urhebers zeugt, umso milder, je mehr von geringer.


Fig. V.

Die Hauptkennzeichen der Bildung sind: zweckmäßige Vereinfachung der Lettern (Textfigur 5 das I und F; Fig. 77 Z, I und B); Abkürzung des Schreibweges unter Bevorzugung rechtsläufiger Knüpfungen (Textfigur 5 h und g; Fig. 77 durchgehend); Einführung von Drucktypen oder wenigstens Anähnlichung der Großbuchstaben an solche (Fig. 66 das D in „Da" letzte Zeile, Fig. 91 das G, Fig. 93 V, D, B, Fig. 101 I und E); eigenartig gestaltete Einzelformen (Fig. 3 die großen G; Fig. 66 das B am Schluß der ersten Zeile; Fig. 102 durchgehend); geschmackvolle Anordnung des Gesamttextes (Fig. 2). Muster gebildeter Schriften wären darnach z. B. Fig. 7 (beachte die Einführung des griechischen ε an Stelle des lateinischen e), Fig. 66, 67, 77, 101, 102; Muster ungebildeter Fig. 65 und 78, beide ausgezeichnet durch völlige Abwesenheit rechtsläufiger Verknüpfungen, unbeholfene Formgebung und schlechte Verteilung.

Ein Blick auf die wenig geschmackvolle Anordnung und die ungestalten Formen der Fig. 27 verrät uns eine nur knappmittlere Bildungs-

stufe und nötigt uns, für das Formniveau keinen geringeren Wert als eine schwache 3 zu wählen. Bevor wir mit diesem Befund der Deutung der Größe nähertreten, sei ein für allemal vorausgeschickt, daß es nicht im Wesen der tabellarisch verzeichneten Züge liegt, sich gegenseitig auszuschließen. Mit der Begeisterung geht oft auch Tatendrang einher, mit der Nüchternheit häufig Engherzigkeit, mit der Schwäche des Wirklichkeitssinnes nicht selten Mangel an Konzentrationsvermögen. Und ebensowenig verbieten einander die gegensätzlichen Eigenschaften. Jede „Tugend" hat ihre Gefahr oder Vorzugsschwäche. Dem Begeisterten droht die Illusionenbildung, dem Sachlichen die Trockenheit, dem Unternehmenden der Leichtsinn, dem Rührigen die Ungeduld, dem Leichtblütigen die Flatterhaftigkeit, dem Bedächtigen die Unentschlossenheit, dem Gleichmütigen die Unbeweglichkeit usw. Ein übermittleres Formniveau darf uns nicht dazu verleiten, Licht ohne Schatten, ein untermittleres nicht, Schatten ohne Licht zu suchen. Was wir aus dem Eigenartsgrade vom Charakter wirklich erfahren, sind dessen innerlich bestimmende Mächte. Stellen wir in Rücksicht auf ein hohes Formniveau fest, daß jemand leidenschaftlich und darum gelegentlich auch haltlos sei, so ist das etwas durchaus andres, als wenn wir in Rücksicht auf ein niederes Formniveau vorherrschende Haltlosigkeit zu erschließen hätten, die immerhin nicht einer leidenschaftlichen Färbung entbehre. Dort wäre die Haltlosigkeit bloß der Nebenerfolg eines positiven Charakterzuges, hier dagegen die bestimmende Eigenschaft, die ihrer Natur eines Mangel nicht dadurch entkleidet würde, daß es daneben nicht völlig gebräche an tieferer Erregbarkeit des Gefühls. Und ebenso steht es in allen ähnlichen Fällen.

Da wir uns mit dem Formniveau der Fig. 27 innerhalb der Breite der 3 befinden und deshalb beide Deutungsmöglichkeiten zu erwägen haben, die positive und die negative, so richten wir unser Augenmerk zuerst einmal auf jene, und werfen die Frage auf, ob wir mehr an Begeisterungsvermögen oder mehr an Tatendrang zu denken hätten. Nun ermangelt die Federführung des Schrifturhebers zwar völlig des Ebenmaßes, zeigt aber im Verhältnis dazu bemerkenswerte Regelmäßigkeit. Man beachte die Gleichläufigkeit der Grundstriche und die engen Schwankungsgrenzen der Grundstrichlängen. Es fehlt also dem Schreiber zwar nicht an Affizierbarkeit, aber sein Gefühlsleben überhaupt tritt in den Hintergrund gegenüber seiner Bereitschaft zum Wollen. Der dieserhalb anzusetzende Tatendrang findet zudem eine Stütze in der Federgeschwindigkeit, die von

Betriebsamkeit und Geschäftigkeit zeugt. Man beachte die am Zeilenschluß bisweilen um Buchstabenbreite voreilenden Oberzeichen, z. B. im „Sie" der siebenten Zeile. Aus den starken, jedoch etwas unregelmäßigen Druckbetonungen geht einesteils, unsre Deutung bestätigend, Widerstandskraft und Anspannungsgabe hervor, andernteils aber auch innere Gehemmtheit und daher in Rücksicht auf die bedeutende Aktivität „cholerisches" Temperament und Reizbarkeit. — Eindeutiger spricht die Größe von Fig. 36 für kaufmännischen Unternehmungsgeist und weitblickende Praxis, und als nahezu auf der zweiten Stufe des Formniveaus verrät uns vollends ein mächtiges Willenspathos die streng geregelte und keineswegs unebenmäßige Handschrift Bismarcks, Fig. 32. Demgegenüber zeugt in der gleichfalls übermittleren Fig. 9 bei schwankendem Neigungswinkel die Größe zumal von Fähigkeit zur Leidenschaft. Entschieden unvorteilhaft präsentiert sich endlich die wenigstens gelegentliche Größe der untermittleren Fig. 18, die mit dem Mangel an Straffheit ebenmaßlose Verteilung verbindet: Schreiber ist überspannt, ungründlich, ohne Konzentrationsvermögen. — Die erhebliche Kleinheit der gutmittleren Fig. 39 deutet im Verein mit Ebenmaß und hinreichender Regelmäßigkeit auf Pflichtgefühl, Takt und Sinn für engen Wirkungskreis hin; die von Fig. 48 bei völlig fehlendem Ebenmaß und tiefstem Formniveau auf Kleinmut, Beschränktheit und Nüchternheit.

Zwecks Deutung der erheblichen Eile von Fig. 20 ziehen wir außer dem schon untermittleren Formniveau noch den Umstand heran, daß wesentliche Buchstabenteile (z. B. die ü-Striche in „für") fortgelassen sind: allzu hastiger Unternehmungsgeist, Flüchtigkeit, Oberflächlichkeit, Ungeduld. — Erhebliche Langsamkeit geht hervor aus den Rückbiegungen, ausführlichen Schleifen, verweilenden Kurven der Fig. 43, die daher in Anbetracht des noch mittleren Formniveaus „Phlegma" verrät neben einiger Schwerfälligkeit.

Für nachstehende Deutungen der Druckunterschiede wird der Leser die Gründe ohne Schwierigkeit selbst ermitteln. — Druckstärke: Fig. 26: Zähigkeit; Fig. 28: Impulsivität; Fig. 32: große Beharrlichkeit; Fig. 36: resolute Tatkraft; Fig. 48: Hemmungen, Krampfhaftigkeit und Gesuchtheit; Fig. 81: (in Anbetracht der unorganischen Schwellzüge) unterdrückte Befangenheit; Fig. 82: reizbarer Widerspruchsgeist. Druckschwäche: Fig. 33: Beweglichkeit und Geistigkeit neben einiger Willensschwäche; Fig. 39: Feinfühligkeit; Fig. 60, 62, 64: diplomatische Intelligenz; Fig. 73: Mangel an Beständigkeit; Fig. 109: wortreiche Verkehrsgewandtheit.

IV. KAPITEL

WEITE, NEIGUNGSWINKEL, TEIGIGKEIT

Weite. — Wie schon angedeutet, bestimmt man die Weite der Schrift aus dem Verhältnis der Basisbreite (etwa des n) zur Grundstrichlänge: echter Bruch ergibt eine weite, unechter eine enge Schrift. Sehr weite Schriften liegen vor in Fig. 2, 12, 14, 16, 20, 42; mittelweite in: Fig. 1, 15, 17, 24, 29, 38; sehr enge in Fig. 22, 26, 32, 34, 95, 103. — Der außerordentlich seltene Fall, daß bei übrigens mittlerer Weite oder gar Enge der Schrift die Verbindung der Buchstaben untereinander eher als weit sich erwiese (sehr schwache Andeutung dessen etwa in Fig. 50), würde lediglich jene bedeutungsmäßige Gliederung verstärken, die wir später bei der Besprechung der wörtertrennenden Zwischenräume ins Auge fassen, und ließe die Enge der Schrift unangetastet.

Wir schreiben von links nach rechts mit dem rechten Arm und mithin naturgemäß umso weiter, jemehr die r-Komponente vorherrscht. Da diese zusammenfällt mit der Richtung auf das Bewegungsziel, so entspricht ihrer Überbetonung die Stärke der Zielvorstellung oder: in der Weite der Schrift drückt sich positiv der persönliche Eifer aus. Ebendenselben Erfolg hätte aber auch ein bloßer Mangel an Rücksichtnahme auf die unvermeidlichen Hindernisse; und so rührt denn die Weite der Schrift negativ von Ungebundenheit her. — In der Enge erscheint die Zielbewegung als aufgehalten und eingeschränkt durch eine Gegenbewegung, die im positiven Falle der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung entstammt. — Wer das Wort „Selbstbeherrschung“ ohne nähere Erläuterung gebraucht, meint damit jene schlechthin wertvolle Eigenschaft, derzufolge die Persönlichkeit mittelst einer innewohnenden Widerstandskraft augenblickliche Wallungen meistert und ihrem äußeren Leben eine abgemessene Haltung gibt. Diese Stärke hat ihren Quell stets in der Wirksamkeit allgemeiner Forderungen, sei es der Logik, sei es der Sittlichkeit, oder kürzer in der Wirksamkeit des geistigen Prinzips im Menschen. Dagegen

spricht man nicht von Selbstbeherrschung, wenn das Ansichhalten unwillkürlich aus selbstischer Vorsicht geschieht. Hier nämlich wäre die Zugkraft des Zieles nicht sowohl eingeschränkt als vielmehr abgeschwächt, indem die verfügbare Triebkraft teilweise in den Dienst des persönlichen Selbstschutzes tritt. Eifer und Strebsamkeit setzen voraus eine gewisse Liebe zur Sache, und die nun kommt überhaupt nicht mehr zustande bei unablässig sich vordrängender Bedachtheit auf persönliche Sicherungen. Der egoistisch Besorgte geizt gewissermaßen mit der Ausgabe seiner Kräfte, um sie fortwährend möglichst unverbraucht in Bereitschaft zu halten zur Verteidigung seiner Stellung. Demgemäß werden wir die negative Vorbedingung der Enge in einem Mangel an Unmittelbarkeit erblicken, der bald mehr im Vorwalten mißtrauischer und ängstlicher Gefühle, bald vorzugsweise in kleinlich egoistischer Berechnung gründet. Im letzteren Falle besteht eine nahe Beziehung zu Ehrgeiz, Mißgunst, Bosheit. Übersichtstafel 7.

Tabelle VII.

Weite		Enge	
+	—	+	—
Eifer	Ungebundenheit	Selbstbeherrschung	Mangel an Unmittelbarkeit
Strebsamkeit	Flüchtigkeit	Mäßigung	Ängstlichkeit
Freimut	Ungeduld	Zügelung	Egoistische Vorsicht
Zwanglosigkeit	Mangel an Gründlichkeit	Zurückhaltung	Mißtrauen
Frische	Ungenauigkeit	„Haltung“	Zaghaftigkeit
Beweglichkeit	Nachlässigkeit		(Verlegenheit)
(Liebe zur Sache)			
			Berechnung
			Mangel an Sachlichkeit
			(Ehrgeiz)
			(Mißgunst)
			(Bosheit)

In der Weite offenbart sich also positiv und negativ eine Lösung, in der Enge eine Bindung der Antriebskraft. Jene steht auf derselben Seite mit Ausgiebigkeit, Eile und Mangel an Nachdruck, diese mit Langsamkeit, Unausgiebigkeit und Druck.

Die immerhin vorwaltende Enge der Fig. 27 verstärkt deren Willens-

bedeutung, vermehrt aber auch die Zahl ihrer Hemmungen. Umgekehrt bekräftigt die Weite der Fig. 18 in Ansehung des niedrigen Formniveaus unsre Deutung auf einen Mangel an Halt. Für die Weite der gutmittleren Fig. 42 wählen wir füglich Eifer und Strebsamkeit neben einiger Ungebundenheit. Diese tritt stärker hervor bei der schwachuntermittleren, wenig ebenmäßigen und ungeregelten Fig. 73 und ist in Anbetracht der fast völligen Drucklosigkeit außerdem zu beziehen auf Ablenkbarkeit, Stimmungswechsel und häufig planlosen Tätigkeitsdrang. — Als mit hervorragender Regelmäßigkeit verknüpft deutet die Enge der mittleren Fig. 26 auf erhebliche Selbstbeherrschung, diejenige der fast zweitstufigen Handschrift Bismarcks, Fig. 32, auf ungewöhnliche Beharrlichkeit. Ungünstig dagegen muß die Enge der Fig. 34 beurteilt werden. Die Handschrift bleibt unter der Mittelstufe, ermangelt des Ebenmaßes und weist mit verschiedenen erst später zu erläuternden Nebenzügen für die beträchtliche Enge auf intrigante Berechnung hin.

Neigungswinkel. — Der Neigungswinkel in heutigen Schriften bewegt sich in einem Spielraum von 30—130°. (Vgl. unser Muster in Textfigur 2A, S. 49; von Handschriften etwa Fig. 20 mit Fig. 96.) Im Vergleich mit andern Schrifteigenschaften ist er sowohl einer stärkeren Schwankung als aber auch einer bedeutenderen Entwicklung ausgesetzt, deren überwiegender Verlauf von größerer zu minderer Schiefheit geht. Die steilgestellte, ja leicht zurückgelehnte Fig. 38 rührt von demselben Schrifturheber her, der zwölf Jahre früher die Probe Fig. 37 erzeugte. Obwohl auch in diesem Falle die Steilschrift nicht etwa Zufall ist, so büßt sie doch an Bedeutungsgewicht durch den Umstand ein, daß sie bloß aus veränderter Fassung des Halters erfolgte. Wie wir nämlich aus der Anordnung des Druckes ersehen, ging Schreiber inzwischen über zur seitlichen Griffelhaltung, die ohne weiteres Steilstellung nach sich zieht. Dagegen entstanden die nahezu steile Fig. 45, die völlig steilen Fig. 77 und Fig. 102 mit gewöhnlicher Federhaltung. Ebenso wie die Steilschrift infolge von Seitlichkeit auftritt, so die Rechtsneigung bisweilen infolge von Eile oder denn ebenderselben Zielläufigkeit, die übrigens auch zur Weitung führt. Erhebliche Rechtsneigung, Weite und Eile finden wir vereinigt in Fig. 20, wo daher jedes von ihnen nur eben bekräftigen hilft die Deutung auf Eifer, Ungeduld, Betätigungsdrang, Flüchtigkeit, Unrast. Demgegenüber brauchen wir nur etwa Fig. 112 zu betrachten, um zu bemerken, daß beträcht-

liche Rechtsneigung auch mit mehr langsamer Federbewegung verknüpft sein könne, und wiederum Fig. 76 als Beleg für das Zusammenvorkommen von äußerster Eile mit geringerer Schrägheit. Wer Tausende von Schriften durchgeprüft hat, zweifelt nicht daran, daß jede beliebige Größe des Neigungswinkels unmittelbaren Ausdrucksgehalt besitzen könne. Nur von ihm soll in der Folge die Rede sein.

Lassen wir zunächst die stets erworbene Lotlage aus dem Spiel und halten wir uns an die Lageverschiedenheiten zwischen 30 und 85° (Textfigur 2A, b, a, c, S. 49), so hat die über rund ein halbes Jahrhundert sich erstreckende Erfahrung der Handschriftenforscher den Beweis erbracht, daß die jeweils schiefere Schrift im Verhältnis zur minder schiefen eine dem Ausmaß des Unterschiedes entsprechende Vorherrschaft des Gefühls vor dem Verstande bedeute. Diese der Praxis entnommene Fassung ist der wissenschaftlich genaueren Bestimmung und, wie wir sehen werden, einer nicht unwesentlichen Einschränkung bedürftig; allein im großen und groben hat sie sich dermaßen bewährt, daß heute kein Analytiker mehr an der grundsätzlichen Richtigkeit dessen zweifelt, worauf sie sozusagen hinauswill. Wir müssen darum mit ihr beginnen, wenn wir versuchen wollen, das Zustandekommen der Lageverschiedenheiten von unmittelbarem Zeichenwert verständlich zu machen.

Hier aber zeigt sich ein völliges Versagen des Ausdrucksgesetzes. Halte ich nämlich den Griffel bei normaler Schrägstellung der Schreibfläche zur Tischkante in der üblichen Mittellage und will ich nun schräger, aber nicht zugleich schneller schreiben, so muß ich das Handgelenk ein wenig nach außen drehen. Damit indessen fänden wir uns vor die hoffnungslose Aufgabe gestellt, es plausibel zu machen, daß die Anlage zur Vorherrschaft der Gefühle vor dem Verstande in einem Antrieb zum Ausdruck komme, der das Handgelenk in die zweifellos unbequemere Lage drängt, oder daß der Vorherrschaft des Verstandes vor den Gefühlen eine Gegenkraft entspreche, die jene Richtungsdrehung verhindert! Wir haben den Sachverhalt nach allen Richtungen durchgedacht, ohne irgendwo die Möglichkeit einer Erklärung aufblitzen zu sehen. Dazu kommt eine Tatsache, welche die Aussichtslosigkeit des Beginnens vollends ans Licht bringt. Viele, ja die meisten Schrägschreiber mit mehr als normaler Rechtsneigung machen es wirklich so; andre hingegen kommen zu ihrer nicht minder ursprünglichen Schiefheit, indem sie unwillkürlich die Schreibfläche schräger gegen die Tischkante stellen! Es kann nämlich auch der gewohn-

heitsmäßige Steilschreiber eine sogar „liegende“ Schrift erzeugen, wenn er den Winkel zwischen Schreibfläche und Pultkante entsprechend vergrößert, zunächst allerdings mit der Nebenwirkung fallender Zeilen. Man ginge jedoch fehl, wollte man deswegen etwa einen Zusammenhang zwischen Schriftlage und Zeilenführung vermuten; denn erfahrungsgemäß tritt jeder beliebige Neigungswinkel zusammen auf mit jeder beliebigen Zeilenbeschaffenheit. Aus alledem ist es uns zur Gewißheit geworden, daß die persönliche Schriftlage nur mit Hilfe des zweiten Prinzips erklärt werden kann, das den Ausdruck beherrscht: mit Hilfe des persönlichen Raumgefühls.

Da der Gegenstand dieses Buches nicht die Lehre vom Ausdruck ist, sondern deren Anwendung auf die Deutung der Handschrift, so begnügen wir uns wieder mit dem Allernotwendigsten, schicken aber voraus, daß wir zum Behuf der Erläuterung des Raumgefühls in einem theoretischen Lehrgange als Anfangsbeispiel nicht grade das Problem der Schriftlage ausgewählt hätten und darum auf die weit größere Überzeugungskraft späterer Erklärungen hinweisen müssen, wenn hier etwa noch ein Fraglichkeitsrest verbliebe. — Alle menschlichen Bewegungen werden mitgestaltet von unbewußten Erwartungen ihres Erfolges. Weil z. B. das Sprechen nicht nur vom Hörer, sondern auch vom Sprecher vernommen wird, so überwacht und modelt die Sprechbewegungen unwillkürlich der Hörsinn des Sprechenden, was sogleich an den Tag tritt, wenn der gewöhnliche Erfolg einmal ausbleibt. Wessen Stimme sich im Zorn überschlägt oder aus plötzlicher Heiserkeit klanglos wird, der fühlt sich augenblicklich vom Ergebnis seines Sprechens enttäuscht und bekundet dadurch, daß er, ohne davon zu wissen, ein bestimmtes Ergebnis erwartet hatte. Dann muß an der Eigenart seiner Stimmentfaltung aber mitteilhaben sein persönlicher Klangsinn, der seinerseits wieder, wie sich versteht, eine Teildarstellung seines Charakters bildet und deshalb in irgendeiner Hinsicht diesen zu enthüllen vermag. Da die Wirksamkeit des Klangsinns weitgehend herabgesetzt, wenn nicht völlig vernichtet wird bei fehlender Ohrenkontrolle, so erklären sich daraus die mancherlei stimmlichen Abänderungen, die nach kürzerer oder längerer Frist mehr oder minder jeder gänzlich Ertaubte aufweist. — Indem die Schreibbewegung ein nicht bloß gegenständliches, sondern selbst bleibend gegenständliches Ergebnis liefert, so wird sie naturgemäß in noch viel höherem Grade gemodelt vom persönlichen Raumsinn. Legen wir nun diesen

zugrunde, so enthüllen wir mit einem einzigen Griff den Ausdrucksgehalt des Neigungswinkels.

Wie schon früher bemerkt, ist für unser optisches Erfassen die Schrift ein auf der Schreibfläche stehendes Gebilde. (Man beachte die Wendungen „über“ und „unter“ der Zeile, „steigende“ und „fallende“ Zeile, „Oberlänge“ und „Unterlänge“, „hohe“ und „niedrige“ i-Punkte, „steile“ und „liegende“ Schrift usw.) Je mehr sich daher der Neigungswinkel der Grundstriche der Lotlinie nähert, umso mehr scheint der Buchstabe aufgerichtet zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, unbekümmert um seine Nebenbuchstaben sich selber genug zu tun; je mehr der Neigungswinkel spitzer und spitzer wird, umso mehr scheint der Buchstabe „sich vorzuneigen“, schließlich zu „liegen“, unter Verzicht auf „Selbständigkeit“ mit seinen Nachbarn in Verbindung zu treten. Demgemäß bestimmen zwar nicht die Gefühle überhaupt den Neigungswinkel, wohl aber solche Gefühle, auf denen die Wahlverwandtschaft zur sei es Verknüpfung, sei es Vereinzelung räumlicher Formen beruht. Die Sprache orientiert uns an der vorgeneigten Haltung dessen, der mit einem andern in Verkehr tritt, wenn sie den Zustand der Sympathie mit „Neigung“, „Zuneigung“ benennt oder die davon zeugende Verhaltungsweise als „entgegenkommend“, „zuvorkommend“, „verbindlich“ bezeichnet und für die entgegengesetzten Zustände und Verhaltungsweisen Wörter wie „Abneigung“, „Zurückhaltung“, „Ablehnung“ wählt.

Wir haben mit dieser Erklärung mehr gewonnen als nur die Einsicht in einen erfahrungsmäßig wahrscheinlichen Sachverhalt, und zwar zunächst einmal etwas zur Vervollständigung der Formel selbst. Wenn wir inbetreff der Regelmäßigkeitsgrade das Gefühl dem Willen gegenüberstellten, so wiese uns freilich schon der empirisch angesetzte Unterschied von Gefühl und Verstand darauf hin, daß inbetreff des Neigungswinkels ein andrer Gegensatz in Frage komme. Wir können es jetzt aber auch ausdruckstheoretisch näher bestimmen, was dabei eigentlich vorgeschwebt habe. Die Tätigkeit des Verstandes und des Willens wird natürlich ebenfalls von den verschiedensten Gefühlen begleitet (sog. logische und voluntarische Gefühle), nur daß in ihnen allen die Persönlichkeit gegen die Macht des äußeren wie des innern Eindrucks, sei es sich behauptet, sei es aus ihr sich zurückgewinnt; und insbesondere sind es die Verstandesgefühle, mit denen der Geist im Menschen jedem Anheimfall an die Lockung so der sinnlichen als aber auch der seelischen Regungen widerstrebt.

Darum geht mit dem Übergewicht des Verstandes oder der „Kopfgefühle“ der Hang einher, den Geist auf sich selber zu stellen und, soweit möglich, aus dem Zusammenhange der Welt zu lösen, und es braucht nicht betont zu werden, daß dabei der Nachdruck liegt auf der Wahrung der Selbstbestimmung gegenüber dem Nebenmenschen. Dem stehen entgegen zumal die geselligen Neigungsgefühle mit ihrer das Urteil parteiisch machenden Auswahl. Der Gegensatz, von dem wir handeln, ist der Gegensatz der hinreißungsfähigen „Herzgefühle“ zur griechischen Sophrosyne, die mit „Besonnenheit“ nur ungefähr übertragen wird. Gemäß dem gewöhnlichen Gange der Dinge im Menschenleben folgt aber auf einen jugendlichen Abschnitt überwiegender Hingebungsbereitschaft der „reifere“ Abschnitt überwiegender Besonnenheit, bald aus Erkaltung des Herzens, bald aus Erstarkung des Kopfes, und mit ihm jene Wahlverwandtschaft des Auges zur unbewegteren Raumgestalt, die den Neigungswinkel in immer „aufrechtere“ Lagen hinüberzwingt. — Sogar für die nur mittelbare, von der Eile abhängige Schiefschrift, die dem schnellschriftlichen Duktus händlerischer Zeitalter das Gepräge gibt, wird dergestalt die Begründung aus der Erwägung ergänzbar, daß die Geselligkeit der Gefühle allerdings auch zur Veräußerlichung, die Ungeselligkeit zur Verinnerlichung zu führen vermöge. Droht dieser durch Verdorrung die Gefahr einer hochmütigen Selbstgerechtigkeit, so jener durch Verflachung die einer Mußelosigkeit, die in lauter „Verkehr“ jede Selbstbesinnung und am Ende die Gefühle selber erstickt. Nicht die Eile allein trägt das unerfreuliche Berufsmuster der formenarmen, überaus schiefen und sozusagen durchgekämmten Kaufmannsschriften (zumal in den achtziger Jahren), sondern mit ihr gemeinsam die leitbildliche Beziehung zur unrastigen Geschäftigkeit der vornübergeneigten Langbuchstaben, von denen ein feinfühliger Betrachter zu sagen wußte, sie lägen auf der Linie wie „englische Pferde beim Wettrennen“. (Vgl. etwa Fig. 20.) — Endlich aber setzt uns die Lehre vom Raumgefühl in den Stand, aus demselben Gesichtspunkt zu verstehen das unwillkürliche Aufrichten der Grundstriche und die erworbene Steilschrift.

Eine Schriftlage, die bei gewöhnlicher Mittelstellung des Halters der Lotlage nicht nur nahekommt (wie etwa Fig. 43), sondern mit ihr zusammenfällt (wie Fig. 44, 77, 91, 95, 101), ist anfangs immer absichtlich erzeugt und erst in der Folge ebenfalls automatisch geworden. In einem stark stilisierten oder völlig ornamentalen Zusammenhange (Fig. 101,

102, 119, 120) spricht sie vornehmlich für eine besondere Richtung des künstlerischen Geschmacks, wovon wir erst später handeln. Davon abgesehen wurzelt sie jedoch allemal im allgemeinen Raumgefühl des Schrifturhebers und bekundet unter allen Umständen seine Vorliebe für eine Formgestaltung, die den Eindruck des Beisichbleibens und Nichtaussichherausgehens, der Unbeirrbarkeit und Geschlossenheit macht. Die aber kann zwiefache Ursache haben. Entweder es liegt ihr zugrunde die soeben erörterte Entwicklung von impulsivem „Sichgehenlassen" zu besonnenem „Ansichhalten" oder aber der Wunsch, eine mehr als gewöhnliche Reizbarkeit, Empfänglichkeit und Beeinflußbarkeit hinter dem Anschein der Unablenkbarkeit und Selbständigkeit zu verbergen. Dort pflegt die Auslotung, wenn auch nicht immer, nur den Abschluß einer Lageentwicklung von schräg bis nahezu steil zu bilden; hier tritt sie, zumal in den Übergangsjahren, nicht selten ganz unvermittelt auf neben einer äußerst schiefliegenden Ursprungsschrift, die dann gewöhnlich noch mehr oder minder lange erhalten bleibt in Niederschriften nur für den Eigengebrauch. Wie jemand, der trotz seiner von Natur etwas lässigen Körperhaltung straff und zusammengefaßt erscheinen möchte, das Rückgrat meist mehr als erforderlich durchbiegt und sich wohl gar „in die Brust wirft", so auch pflegt erzwungene Steilheit in Übersteilheit hineinzugeraten (Fig. 96, 97, 103, 104, 106, 107). — Dank der Ausführlichkeit unsrer Ableitung dürfte jeder Leser imstande sein, sich die Minusseite der Lagegegensätze selber zu entwickeln, weshalb wir in der Beziehung auf Übersichtstafel 8 verweisen.

Schiefheit, wie man bemerkt, steht mit Weite, Eile, Größe und Drucklosigkeit auf der Seite der Lösung; Steilheit mit Enge, Langsamkeit, Kleinheit und Druck auf der Seite der Bindung. — Zur Eile und Größe der Fig. 27 tritt bedeutungverstärkend die verhältnismäßige Schiefheit hinzu, wodurch angesichts des Mangels an Ebenmaß aber auch verstärkt erscheint der Widerstreit zwischen „cholerischem" Tatendrange und den zügelnden und hemmenden Kräften, von denen die Regelmäßigkeit und druckfeste Enge zeugt.

Stuft man mehrere übermittlere Bildungsschriften von ähnlichem Tempo nach ihrer Lage ab, so meint man unmittelbar zu s e h e n den Übergang von leichter Entzündbarkeit zu, sei es sinnender Innerlichkeit und Verhaltenheit, sei es verständiger Kühle. Man überfliege nacheinander Fig. 112, 2, 1, 3, 77! Fig. 112: obwohl von Goethe im Alter geschrieben

Tabelle VIII.

Schrägheit		Steilheit	
+	—	+	—
Vorwalten der geselligen Gefühle	Unbesonnenheit	Vorwalten des Verstandes	Kälte
„Herzgefühle“	Haltlosigkeit	„Kopfgefühle“	Teilnahmlosigkeit
Liebefähigkeit	Maßlosigkeit	Besonnenheit	Kaltherzigkeit
Hingebungsvermögen	Zügellosigkeit	Selbstbeherrschung	Herzlosigkeit
	(Zuchtlosigkeit)	Mäßigung	
Entzündbarkeit	(„Leichtsinn“)	Zurückhaltung	
Hinreißungsfähigkeit		„Reserve“	
Leidenschaftlichkeit		„Ansichhalten“	
(Aufopferungsfähigkeit)		Selbständigkeit	
„Gemütsbedürfnisse“		Gefaßtheit	
(Triebhaftigkeit)		Unbeirrbarkeit	
(Ursprünglichkeit)			
(„Instinktmensch“)			
Geselligkeit	Mußelosigkeit		Ungeselligkeit
Geschmeidigkeit	Hast		
Gelehrigkeit	Unruhe		
Weltgewandtheit	Unstätheit		
Vielgeschäftigkeit	Zerfahrenheit		

Linksschrägheit	
+	—
Selbstüberwindung	Gezwungenheit
Selbstverleugnung	Gemachtheit
	Affektation
	Verstelltheit
	Gekünsteltheit
	Selbstgerechtigkeit
	Selbstüberhebung
	Unzugänglichkeit
	Unnahbarkeit

und schönschriftmäßige Abschrift, mit schwungvoller Schiefe der Langbuchstaben den noch ungebrochenen Hingebungsdrang verratend! Fig. 2: wiederum Schrift eines Siebzigjährigen, der noch mit einem Fuß im Goethezeitalter steht; aber welche Hinreißungsfähigkeit spricht allein aus dem J in „Jordan“! Fig. 1: Schrift eines Achtzehnjährigen von elementarster Ursprünglichkeit; aber viel in sich gekehrter, weltfremder, unteilnehmender, gemäß ihrem Neigungswinkel von etwa schon 60°! Fig. 3: noch er-

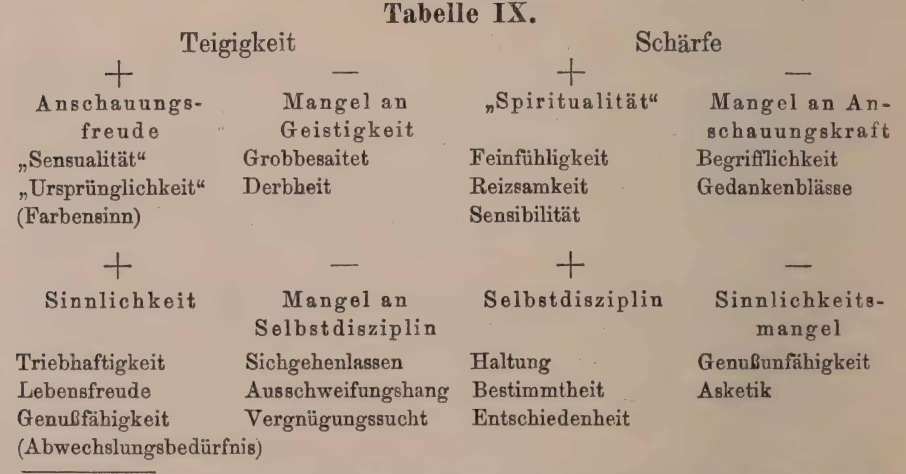
heblich unschräger; Einsamkeit, Verschlossenheit des Herzens aus Herrschaft einer unerbittlichen Geistigkeit; Fig. 77: zwanglose Steilschrift aus unbestrittenem Übergewicht der „Kopfgefühle“! — Die Steilschrift Fig. 91 läßt uns in Anbetracht der Kleinheit, Druckstärke und der gestalteten G-Form vor allem das erfolgreiche Streben nach Selbstbeherrschung erkennen, woraus wir auf die Unterschicht eines triebkräftigen Gefühlslebens schließen, wie es unmittelbar aus der Schräge und Eile der von der gleichen Hand herrührenden Fig. 92 hervorgeht. Wir haben den nicht allzu seltenen Fall vor Augen, daß grade die Heftigkeit der Gefühle die Schutzwehr der „Haltung“ errichten half, infolge wovon sich die Handschrift in zwei verschiedene Schriften gegabelt hat, eine zwanglose Schrägschrift in mehr vertraulichen Schriftstücken und eine gehaltene Steilschrift in geschäftlichen und „offiziellen“. — Weniger günstig wirkt die Steilheit in Fig. 103, die schon zur Übersteilheit hinüberschwankt und trotz offenbar gewollter Regelmäßigkeit ein feineres Schwanken nicht verleugnet. Die verhältnismäßige Künstlichkeit wird verstärkt durch die dreiecksförmigen Unterschleifen, die in Schau- und Zierschriften häufig wiederkehren. Angesichts des immerhin mittleren Formniveaus schließen wir auf einen großzügig angelegten, aber schwachen Charakter, dessen Haltung nicht frei von „Gemachtheit“ ist. In weit höherem Grade gilt das aber von der untermittleren Fig. 106, in der sich mit entschiedener Linksschrägheit zahlreiche „unechte“ Züge zusammenfinden, wie freilich erst in der Folge begründet wird.

Teigigkeit und Schärfe. — Den Gegensatz der graphisch schon erläuterten teigigen oder pastosen Schrift (Fig. 7, 14, 25) bildet die scharfe Schrift (Fig. 26), die durch Kurzhaltung des Griffels entsteht. — Die Teigigkeit erklärt sich entweder aus den Ursachen der Langhaltung oder aber raumästhetisch aus der Wahlverwandtschaft des Schrifturhebers zu jener gleichsam farbigen Sattheit des Tons, die nur der teigigen Schrift eigentümlich ist. Diese wiederum beruht auf einem Anschauungsvermögen, das nach kräftigen Reizen verlangt, und zeigt daher sinnenfreudige Ursprünglichkeit (bisweilen insonderheit Farbensinn) an; welchem gemäß die zu ihr gegensätzliche Schärfe eine vergeistigte Reizsamkeit und Sensibilität bekundet. Die Kehrseite jener wäre Mangel an Geistigkeit, dieser gedankenblasse Begrifflichkeit aus Mangel an Anschauungskraft. — Den Unterschied einer farbenfrohen „Sensualität“ von vergei-

stigter Feinfühligkeit vergegenwärtigt aufs beste das Schriftenpaar Fig. 85 und 86[1]).

Gehen wir von den Unterschieden der Griffelfassung aus, so verrät sich in der Langhaltung offenbar weitgehende Unbekümmertheit um die regelgenaue Gestaltung der Lettern, die ihrerseits wieder Teilerscheinung allgemeiner Zwanglosigkeit, Unmittelbarkeit und Legerheit ist, in der Kurzhaltung Sorgfalt und Genauigkeit. Aus dem Bemühen, vorlagemäßig zu schreiben, faßt jedes Kind den Halter bekanntlich ganz vorn an der Spitze an! Es hat sich nun erwiesen, daß die Ursache jener Unmittelbarkeit in vorwaltender Triebhaftigkeit, dieser Sorgfalt in allgemeiner Selbstdisziplin gesucht werden müsse; oder negativ in haltlosem Sichgehenlassen, bzw. in der Unfähigkeit zum Lebensgenuß. — Da die Triebe überhaupt und insbesondere der Geschlechtstrieb durch Sinneseindrücke erregt werden, so hat das Wort „Sinnlichkeit" die Bedeutung von „geschlechtlicher Erregbarkeit" angenommen, und die kann natürlich ebenfalls aus dem Gesichtspunkt bald einer starken Vitalität, bald einer mangelhaften Selbstbeherrschung betrachtet werden. Die eigentümliche Doppelbedeutung von „Sinnlichkeit" weist auf den fraglos bestehenden Zusammenhang hin zwischen Sinnenfreudigkeit und Triebhaftigkeit auf der einen Seite, zwischen „Spiritualität" und Selbstdisziplin auf der andern. Die Teigigkeit steht auf der Seite der seelischen Lösung, die Schärfe auf derjenigen der seelischen Bindung. — Übersichtstafel 9.

Tabelle IX.



Teigigkeit		Schärfe	
+	—	+	—
Anschauungsfreude	Mangel an Geistigkeit	„Spiritualität"	Mangel an Anschauungskraft
„Sensualität" „Ursprünglichkeit" (Farbensinn)	Grobbesaitet Derbheit	Feinfühligkeit Reizsamkeit Sensibilität	Begrifflichkeit Gedankenblässe
+	—	+	—
Sinnlichkeit	Mangel an Selbstdisziplin	Selbstdisziplin	Sinnlichkeitsmangel
Triebhaftigkeit Lebensfreude Genußfähigkeit (Abwechslungsbedürfnis)	Sichgehenlassen Ausschweifungshang Vergnügungssucht	Haltung Bestimmtheit Entschiedenheit	Genußunfähigkeit Asketik

[1]) Die beiden Proben sind einem kleinen Aufsatz „Über den Farbensinn" von Dolphine Poppée entnommen. Graph. Monatshefte, 1899, S. 49—51.

Beispiele. — Wir geben einige Deutungen unter Betonung des Gegensatzes von Schärfe und Teigigkeit. Fig. 1: sehr teigig, einige Druckbetonung, Eile, hohes Formniveau, Ebenmaß: sinnlich gefärbte Phantasie von großer Lebhaftigkeit. — Fig. 6—7: sehr teigig, schwacher Druck, geringe Geschwindigkeit, gutes Formniveau, Ebenmaß, gestaltete Formen: sinnliches Eindrucksvermögen von ästhetischem Gepräge. — Fig. 13: sehr teigig, starker Druck, ungestalte Formen: brutale Triebhaftigkeit. — Fig. 14: sehr teigig, druckstark, Eile, Weite, Flottheit: Gemütswärme und Tatendrang. — Fig. 17: teigig bei vorwaltendem Druck und lebhafter Federbewegung: männliche Vitalität. — Fig. 25: teigig, erheblicher Mangel an Ebenmaß: Mangel an Widerstandskraft gegen erotische Stimmungen. — Fig. 59: sehr teigig, einiger Druck, gutes Formniveau, mittleres Ebenmaß, sehr unregelmäßig, Eile: sinnliche Auffassungsweise und einige Zerfahrenheit. — Fig. 78: sehr teigig, niedriges Niveau, ordinäre Formen: materielle Genußsucht. — Fig. 83: teigig, unregelmäßiger Druck, sehr niedriges Formniveau, Schrägheit: Naschhaftigkeit. — Fig. 115: einige Teigigkeit, Drucklosigkeit, Künstlichkeit: sinnlich erregbare Geistigkeit. — Fig. 2: unteigig, einiger Druck, höchstes Formniveau und vollendetes Ebenmaß: vollkommenes Gleichgewicht der Triebe, „Harmonie“. — Fig. 3: scharf, Druckbetonung, höchstes Formniveau, erhebliches Ebenmaß: Geistigkeit und Selbstdisziplin. — Fig. 22: Schärfe, Drucklosigkeit, Regelmäßigkeit, Schrägheit: Kälte und Zähigkeit. — Fig. 29: unteigig, drucklos, regelmäßig, eigenartslos: Sinnlichkeitsschwäche. — Fig. 30: unteigig, unregelmäßiger Druck, wenig Ebenmaß: Eigensinn und Rechthaberei. — Fig. 35: unteigig, drucklos, schwankend: reizbare Sensibilität.

V. KAPITEL

BINDUNGSFORM UND VERBUNDENHEIT

Beschreibung und Würdigung der Bindungsformen. — Wie schon angeführt wurde, entstehen sämtliche Formen deutscher wie lateinischer Laufschrift aus den Richtungselementen: Aufstrich, Abstrich und Endstrich, und zwar teils durch deren unterschiedliche Dauer, teils durch verschiedene Arten ihrer Aneinanderreihung. Bald geschieht sie im Winkel

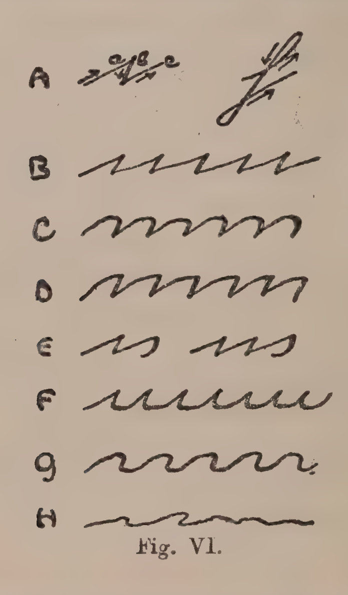


Fig. VI.

oder „gebrochen" (Frakturschrift), bald im Bogen entweder oben oder unten, bald im Schleifenbogen (vgl. das h in Textfig. 6). — Die handschriftlichen Besonderheiten erfordern in erster Linie eine Teilung nach scharfer und unscharfer Bindungsform. Unter den scharfen oder ausgeprägten Bindungsformen unterscheiden wir folgende Hauptarten:

1. Doppelte Winkelbindung (W) = Winkel oben wie unten. Textfigur 6B.
2. Arkadenbindung (A) = oben Bogen, unten Winkel. Textfigur 6C.

3. Girlandenbindung (G) = unten Bogen, oben Winkel. Textfigur 6F.
4. Doppelte Bogenbindung (B) = beiderseits Bogen. Textfigur 6G.

Davon hat indes die doppelte Bogenbindung so gut wie garkeine praktische Bedeutung, weil sie fast stets in unscharfe Bindung übergeht. Zu den ausgeprägten Bindungsweisen ist es ferner noch zu rechnen, wenn Arkade oder Girlande mit Winkeln abwechseln, oder wenn Winkel und Arkade sich miteinander verweben zur:

5. Winkelarkade (WA) = winkliger Arkadenbogen. Textfigur 6D.

Unter den unausgesprochenen Bindungsweisen haben wir vornehmlich drei Fälle auseinanderzuhalten:

1. Schulmäßige Bindung.
2. Wechsel von Arkade und Girlande.
3. Fadenbindung (F) = beiderseits unscharf. Textfigur 6H.

Der Grad der Unausgesprochenheit ist als wachsend zu erachten im Sinne vorstehender Reihenfolge. — Wir wollen uns zuvörderst an tatsächlichen Vorkommnissen davon überzeugen, daß jede ausgeprägte Bindungsform gegen das gewählte Schriftsystem vollständig unempfindlich ist. Doppelte Winkelbindung sehen wir in den lateinischen Schriften Fig. 22, 26, 101, 102; doppelte Bogenbindung in der zweiten Zeile der deutschen Schrift Fig. 29, sowie etwas schwächer ausgeprägt in der ebenfalls deutschen Fig. 86; klare Arkaden in den deutschen Schriften Fig. 49 und 54 und in der lateinischen Fig. 45, wo im Doppel-n der vorschriftsmäßige Basisbogen jedesmal fortgefallen ist (vgl. „kann" der ersten, „Kenntnis" der zweiten und „wenn" der dritten Zeile) und das u im „nun" der dritten Zeile zwischen die ausladenden Arkadenbögen der umrahmenden n gleichsam eingeklemmt erscheint. Die deutsche Probe Fig. 46 rührt vom gleichen Schreiber her, Beweis dafür, daß vom Wechsel des Schriftsystems die Bindungsform nicht betroffen wird! Breite Girlanden finden wir in den deutschen Schriften Fig. 43, 103, 108, wie ebenso in der lateinischen Fig. 115; unscharfe oder Fadenbindung u. a. in Fig. 5, 21, 59, 61, 79, 98, 106; eine überaus deutliche Winkelarkade in Fig. 56. Endlich zeigen uns nebeneinander: Winkel und Girlande Fig. 2, 27, 77 — Winkel und Arkade Fig. 65.

Zum Verständnis des ungemein wichtigen Unterschiedes von scharfer und unscharfer Bindungsform ist eine Vorbetrachtung erforderlich über die Bedeutung der Bindungsform überhaupt. — Außer dem Formniveau und dem Ebenmaß kann keine Schrifteigenschaft an diagnostischer Wich-

tigkeit der Bindungsform verglichen werden. Man überzeugt sich davon in unmittelbarer Weise ebenso aus der anschaulichen Wirkung fester Gebilde wie aus der Charakterverschiedenheit flüchtiger Bewegungen. Blicken wir etwa auf die Natur, so treten vom Größten bis zum Kleinsten die Formen gegensätzlich auseinander nach dem Vorwiegen entweder des Bogens oder des Winkels. Die ganze Welt der Wolken und Gewässer weist niemals, die ganze Welt des Steinigen fast immer eckige Umrisse auf, dergestalt, daß ein Zeichner uns zwar die türmendsten Haufenwolken und mächtigsten Gebirge im winzigen Rahmen einer Postkartenfläche vorführen kann, dagegen auch bei wandgroßem Bildraum unverständlich bliebe, wenn er es unternähme, jene eckig, diese rundlich zu gliedern. Im Verhältnis ferner zur Welt des Steinigen wird die Welt des organisch Lebendigen von der Kurve beherrscht, während hinwieder innerhalb ihrer durch einen größeren Reichtum an Winkeln das Pflanzliche sich gegen das Tierische abhebt. Die fragliche Teilung hälftet das Ganze wie jeweils auch dessen mindeste Einzelheiten. Linden, Buchen und Weiden sind wesentlich weich und „fließend" gebaut, Eichen wesentlich eckig und hart, und jene Bogigkeit, diese Eckigkeit wiederholt sich in den Formen der Blätter. Vergleichsweise rundlich ist das Kind, eckiger der Greis; rundlicher das Weib, eckiger der Mann; rundlicher der Asiat, eckiger der Europäer usw. Den Stil des abendländischen Altertums kennzeichnet die gerade Linie, den ihm am meisten verwandten romanischen Stil die gebogene Linie, den ganz bedeutungsverschiedenen gotischen Stil die gebrochene Linie; und auch hier kehrt das je eigentümliche Bildungsprinzip in sämtlichen Niederschlägen des Geistes wieder, in den Gewändern, Waffen, Gebrauchsgegenständen und nicht zuletzt in den Schriftsystemen: Antiqua, Unziale, Fraktur. — Und ebenso gliedern sich darnach die Bewegungsarten: geradlinig z. B. Hagelschauer und Regengüsse, bogig die Wasserwellen, eckig der Blitz. Wer endlich hätte es nicht schon beachtet, daß manche Menschen durchgängig geradlinig-eckige, andere bogig-geschweifte Bewegungen bevorzugen!

Vergleichen wir nun den Eindruck, sei es der bogigen Linie, sei es Bewegung, mit dem Eindruck des Winkels, so erleben wir diesen als etwas verhältnismäßig Festes, Entschiedenes, Hartes, jene als ein mehr Fließendes, Weiches, „Verbindliches". Wir kommen aber zu ebendemselben Bedeutungsgehalt durch Zurückführung der Bewegung auf den erzeugenden Antrieb nach dem Ausdrucksgesetz. Es fällt nämlich die Bewegung offen-

bar umso geradliniger aus, je mehr der Antrieb ausschließlich vom Bilde des Zieles bestimmt wird; umso winkeliger, je mehr in derselben Weise die Wendung geschieht auf das neue Ziel; dagegen umso bogiger, je mehr er nicht so sehr dem Bilde des Ziels als dem Bedürfnis nach Knüpfung und Vereinigung folgt. Die gerade Linie ist der Ausdruck einer schlechtweg zielenden und treffenden, die gebogene einer vornehmlich umfangenden Seelenbewegung. In beiden Bewegungsgestalten offenbaren sich ganz bestimmte Verhaltungsarten, denen naturgemäß ganz bestimmte Artungen des Gefühls entsprechen. Daraus folgt, daß es an einer gefühlsbedingten Artung des Wünschens und Wollens gebricht, wenn die Bewegungsgestalt diejenige Bestimmtheit des Gepräges vermissen läßt, die es ermöglichen würde, sie zuzuteilen dem Typus des Bogens oder dem Typus des Winkels. Es fehlt aber z. B. daran, wenn die Bindung den schulmäßigen Wechsel von Winkel und Bogen innehält, wie er nicht bloß in der lateinischen, sondern mit Bezug auf die Rundung der a und o auch in der sog. deutschen Vorlage stattfindet; und es fehlt daran in noch höherem Grade, wenn die Bewegung der bestimmten Richtungsverknüpfung schlechterdings ausweicht.

Mathematisch freilich besteht zwischen Winkel und Bogen kein Übergang, anschaulich aber eine beliebige Stufenreihe. Fig. 3, 22, 26 zeigen scharfe, Fig. 24, 35, 94 unscharfe, weiche Winkel; Fig. 43, 103, 108 ausgeprägte, Fig. 27, 73, 76 unausgeprägte Girlanden; Fig. 45, 49, 54 ausgeprägte, Fig. 31, 53, 60 unausgeprägte Arkaden. Jede Verknüpfungsweise mit andern Worten stellt sich mehr oder minder deutlich dar und demgemäß kann die Bindungsform überhaupt einen Grad von Unbestimmtheit erreichen, der es nicht mehr gestattet, ihren Typus auch nur näherungsweise festzustellen. So z. B. könnten wir angesichts der Fig. 61 ebensogut von weichen Winkeln sprechen wie von unscharfen Girlanden, endlich aber auch von unscharfen Arkaden. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß dergleichen Schriften in ihrer weit überwiegenden Mehrzahl die regelmäßigen Druckunterschiede vermissen lassen, wird ihre Bindungsweise „Fadenduktus“ und bei gleichzeitig schwankender Haltung mehr oder minder aller Schriftelemente „labiler Fadenduktus“ genannt. — Inwiefern von der vorlagemäßigen Bindungsgestaltung zum Fadenduktus die Mischung Arkade-Girlande den Übergang bilde, besprechen wir weiter unten. — Um dem Leser Gelegenheit zur Übung im Sehen zu geben, stellen wir eine größere Zahl von Figuren in der Reihenfolge von völ-

liger Schärfe der Richtungsverknüpfung bis zu völliger Labilität zusammen.

1. Schärfe der Bindungsform: Fig. 1 = G; 2 = G + W; 3 = W; 16 = A; 19, 22, 23, 26, 32 sämtlich = W; 43 = G; 45 = A; 56 = WA.

2. Beginnende Unschärfe bei noch vorwaltendem Typus: Fig. 24 = weicher W; 31 = unscharfe A; 35 = unscharfer W; 69 = unscharfe G.

3. Fadenhafter Doppelbogen oder „stabiler Fadenduktus“: Fig. 29 = B + fadenhafte A; 64 ebenso; 106 = B + fadenhafte G.

4. Nahezu aufgelöste Bindungsform:
   a) Fadenwinkel: Fig. 21; 62; 65 (mit eingestreuter A).
   b) Fadenarkade: Fig. 53; 60; 81.
   c) Fadengirlande: Fig. 76; 107 (mit W vermengt).

5. Völlig aufgelöste Bindungsform oder „labiler Fadenduktus“, begleitet vom allgemeinen Schwanken der Schriftelemente:
   a) Winkelhaft: Fig. 59; 98.
   b) Arkadenhaft: Fig. 63.
   c) Girlandenhaft: Fig. 73; 104.
   d) Ungruppierbar: Fig. 5; 18; 61; 79; 97; 105.
   e) Doppelbogig: Fig. 4; 58.

Wir fassen jetzt vorstehende Schriften in zwei Gruppen zusammen: solche von ausgesprochenem Bindungscharakter (Abt. 1 und 2) und solche von unausgesprochenem Bindungscharakter (Abt. 3 bis 5) und geben für jede die Stufe des Formniveaus sowie nach demselben Zählungsprinzip den Grad von Regelmäßigkeit und Ebenmaß. Eine Fragezeichen deutet sachliche Unentscheidbarkeit an.

Ausgesprochener Bindungscharakter

Figur	Formniveau	Ebenmaß	Regelmäßigkeit
3	1	1—2	3—4
19	5	5	3
22	4	3—4	1
23	3—4	4—5	4
26	3	3	1
32	2	2	1—2
1	2—1	2—1	3
43	3	3—4	3
2	1	1	2
16	4	4—5	3—4
45	3	3	3—4

Figur	Formniveau	Ebenmaß	Regelmäßigkeit
56	4	4	2
24	3	3—2	3—2
31	3—2	3—2	3
35	3	3—4	4
69	3—2	3—2	3

Unausgesprochener Bindungscharakter.

Figur	Formniveau	Ebenmaß	Regelmäßigkeit
29	3—4	3—4	2
64	3	3	3
106	4	3—4	3—2
21	5	5	3—4
62	3	4	3—4
65	4—5	4—5	3—4
53	3	3	3—4
60	3	3—4	3—2
81	4	4	3—2
76	3—2	3—4	3—4
107	3—4	4	3—4
59	2—3	3	4
98	3—4	3	3
63	4	4	4
73	3—4	4	4
104	4—5	5	3—4
5	2—1	?	5
18	4	4—5	4
105	4—5	4—5	4—5
61	4	4	4
79	3—4	4	3
97	3—4	3—4	3
4	?	5	5
58	4	4	3

Ergebnis.

Unter 16 Handschriften von ausgesprochenem Bindungscharakter zeigen:

Formniveau	übermittel	6,	untermittel	5,
Ebenmaß	„	7,	„	7,
Regelmäßigkeit	„	6,	„	5.

Unter 24 Handschriften von unausgesprochenem Bindungscharakter zeigen:

Formniveau	übermittel	3,	untermittel	16,
Ebenmaß	„	0 (!),	„	19,
Regelmäßigkeit	„	4,	„	15.

Zur Psychologie der Fadenbindung. — Wenn die Fadenbindung dem Bedürfnis entspringt, die bestimmte Bindungsform zu vermeiden, und daher mindestens eine Vieldeutigkeit der Bewegung anzeigt, und wenn vollends der labile Fadenduktus gleichsam die Flucht vor der festen Entscheidung ausdrückt, so wählen wir zur Ermittlung des tieferen Sinnes füglich die Minusseite des Sachverhalts. — Da hätten wir denn in erster Linie festzustellen, daß im System der Triebfedern der monarchische Aufbau einem Zustande Raum zu geben begonnen habe, den wir am besten als Anarchie der Triebe bezeichnen werden. Die aber konnte nur dadurch entstehen, daß von sämtlichen Trieben kein einziger genügend Farbe besaß, um unter den möglichen Zielen zu wählen und dem Wünschen und Wollen von Fall zu Fall die Richtung zu geben. Wenn wir mit Wendungen wie vom „ausweichenden" und „gewundenen" Verhalten gewissermaßen einen Fadenduktus des Betragens aufstellen oder mit der artverwandten Wendung, jemand wolle nicht „Farbe bekennen", den Nachdruck auf das Hehlen und Ableugnen der wirklich vorhandenen Farbe legen, so muß indessen gesagt werden, daß die gewohnheitsmäßige Gewundenheit, von der die Auflösung der handschriftlichen Bindungsform kündet, vielmehr aus dem Verlust der wahlbestimmenden Gefühlsqualitäten und aus der Unfähigkeit zum Ja oder Nein herrühre. Der Fadenschreiber bekennt nicht Farbe, weil er keine hat, und er weicht, soweit möglich, solchem Bekenntnis aus, weil es ihm keine innere Notwendigkeit vorschreibt. Er weiß im Grunde nicht, was er bevorzugen soll: rot oder blau, Töne oder Farben, Kunst oder Wissenschaft, Geschäft oder Politik, Island oder Capri, Sommer oder Winter, Mondschein oder Mittag, Weib oder Mann, den Peter oder den Paul. Er könnte immer ebensogut das eine wie auch das andre tun und sucht sich daher stets ein Seitenpförtchen offenzuhalten, das etwa diene, aus der soeben bekundeten Gesinnung wieder heraus- und zur entgegengesetzten hinüberzuschlüpfen. „Der moderne Mensch", sagt Nietzsche in „Contra Wagner", „stellt biologisch einen Widerspruch der Werte dar, er sitzt zwischen zwei Stühlen, er sagt in einem Atem Ja und Nein."

Mag nun aber das Leben noch so entblutet sein, so berührt das doch nicht die geistige Triebfeder der Selbsterhaltung, die sogar umso beherrschender hervortritt, als „instinktive" Nötigungen zurücktreten. So gewiß der Fadenschreiber der Sachinteressen ermangelt, so gewiß doch kann er in jedem Ausmaß „Egoismus" besitzen, sei es in der Form erwerb-

lichen Eigennutzes, sei es von Ehrgeiz, Geltungstrieb, „Willen zur Macht“! Erwägen wir endlich, daß zum Daseinswillen des Ichs auch dessen Wille gehört, sich für wertvoll zu halten; daß die Selbstwertung wiederum der Unterstützung bedarf durch die Anerkennung des „Anderen“, daß endlich diese am ehesten zuerteilt wird der echten „Liebe zur Sache“, so werden wir uns nicht darüber wundern, wenn nach Maßgabe seines Selbstschätzungstriebes im labilen Charakter der Hang entsteht, sich in gar nicht vorhandene Sachinteressen hineinzulügen und die fehlenden Begeisterungen durch eine Art Mimikry der Begeisterung zu ersetzen. Bei mehr passivem Habitus gibt diese Anlage den Boden ab für die Entwicklung jener Bestimmbarkeit und widerstandslosen Beeinflußbarkeit (Suggestibilität), die ihren Träger zum Wiederschein der Gesinnungen, Ansichten und Benehmungsweisen seiner jeweiligen Umgebung macht. Bei mehr aktivem Habitus führt sie zu derjenigen Lebensunechtheit, für die sich infolge irrtümlicher Voraussetzungen die Bezeichnung des „hysterischen Charakters“ eingebürgert hat.

Wir dürfen jedoch auch hier nicht die Plusseite des Sachverhalts aus den Augen lassen. Wie selten es auch vorkommen möge, daß labiler Fadenduktus mit hohem Formniveau zusammenbestehe, so kommt es doch vor und nötigt uns solchenfalls, die verhältnismäßige Unbestimmtheit des Fühlens in Einklang zu bringen mit gleichwohl mehr als gewöhnlicher Lebensfülle. Da setzen wir denn an Vielfältigkeit der Triebe und bei hinreichender Geistigkeit zugleich Vielseitigkeit der Interessen. Charaktere von solcher Verfassung verfügen gemeinhin über eine außerordentliche Stimmbarkeit, zeichnen sich ferner aus durch „politische“ Anpassungsgabe und nicht selten durch einen embarras de richesse von „Talenten“. Man lernt die Bedeutung der Ausdruckslehre für die schwierigsten Fragen der Menschenkunde verstehen, wenn wir hinzufügen, daß unter den schöpferischen Geistern der Menschheit bei weitem am häufigsten labile Verfassung besitzen Tondichter einerseits, Tatmenschen anderseits (Feldherren, Staatsmänner, Entdeckungsreisende usw.) Man vergleiche etwa die Handschrift Beethovens Fig. 5 und Napoleons Fig. 4. Wir treten hier nicht den schillernden Problemen näher, betreffend die lebenswissenschaftlichen Unterlagen einmal der „reinen“ Musik, zum andern des Tätertums, und lassen dem Nachdenken des Lesers nur noch diesen Satz aus der Charakterkunde empfohlen sein, daß die Entartung der „musikalischen Konstitution“ den Hysteriker ergibt, die der täterischen aber den Verbrecher. —

Doppelte Winkelbindung. — Auch ohne lehrhaft ausführlich zu werden, vermögen wir einzusehen, was der Doppelwinkel bedeuten müsse. — Damit ein Winkel entstehe, muß die Bewegung der Federspitze bis zum Nullpunkt der Geschwindigkeit verlangsamt werden, um dann sofort in die neue Richtung hinüberzubiegen. Die dazu von Punkt zu Punkt erforderliche Bremsung setzt im Schrifturheber eine beständige Spannungsbereitschaft voraus, und so ist denn die positive Bedeutung des Winkels: Widerstandskraft. — Fragen wir jetzt nach derjenigen Anlage, deren Fehlen geeignet sei, die Entfaltung von Widerstandskraft zu erleichtern, so finden wir uns hingewiesen auf eine Seite des Gefühls, für welche die Sprache den charakteristischen Namen der „Weichheit" wählt. Je mehr einer Weichheit des Herzens besitzt, umso schwerer wird es ihm unter sonst vergleichbaren Umständen werden, die Stellung des Widerstandleistenden innezuhalten. Darnach entspränge der Winkel negativ aus der Härte. — Er kann indessen noch eine hiervon verschiedene, aber gleichfalls negativ zu wertende Bedeutung haben. Auch dann nämlich wird die Bewegung winklig gebrochen verlaufen, wenn im Schreiber die Vorbedingungen einander widerstreitender Interessen liegen, deren Auswirkungen sich gegenseitig bekämpfen. Die sozusagen demokratische Vielfalt der Triebe, auf die wir dergestalt gestoßen sind, darf jedoch nicht verwechselt werden mit der oben entwickelten Anarchie. Dem Widerstreit liegt zugrunde die „Zentrierung" der widerstreitenden Regungen, d. h. ihr gemeinsames Zusammenhängen mit einem und demselben Mittelpunkt, wohingegen dieser bei anarchischer Zersplitterung einem Nebeneinander mehrerer Richtepunkte gewichen ist. (Endzustand die sog. Spaltung der Persönlichkeit!) Ein zwiespältiger oder sogar ein zerrissener Charakter ist also kein labiler Charakter. Die Geschlechterfolge allerdings wird nicht selten folgende Linie der Entwicklung zeigen: der Vater zwiespältig, der Sohn vielseitig begabt, der Enkel Hysteriker. So läuft die Kurve des Verfalls über Haltestellen von verführerischer Geistigkeit und warnt uns, „Begabungen" ohne weiteres für Lebenswerte zu halten.

Arkade und Girlande. — Die gewohnheitsmäßige Arkadenbindung gibt eines der schönsten Beispiele für die Wirksamkeit des Raumgefühls. Wie schon die Bezeichnung „Arkade" vermuten läßt, entspringt sie nämlich aus der seelischen Wahlverwandtschaft zu solchen Formen, die den Eindruck des Überwölbenden und Verdeckenden machen, und ist deshalb erfahrungsgemäß bedeutungsverwandt den „zugeschlossenen" oder gar „ver-

knoteten“ a, o, g (Textfigur 9C, S. 112) sowie einigermaßen noch den nach links ausklingenden u-Haken, die, obschon infolge genau entgegengesetzter Federbewegung, gleichfalls das Bild umschlossener Flächen bieten. Die fragliche Eigentümlichkeit des Raumgefühls wurzelt bald in der positiven Eigenschaft der Verschlossenheit, bald in der negativen des Mangels an Offenheit. — Ob etwa auch an der bildgegensätzlichen Form der Girlande das Raumgefühl teilhabe, wollen wir hier nicht untersuchen; gewiß ist, daß ihre Hauptursache wo anders liegt. Man hat, weil sie rechtsherum geführt wird, die Arkadenbewegung eine Auswärtsbewegung, weil linksherum gehend, die Girlandenbewegung eine Einwärtsbewegung genannt; läuft aber mit dieser an und für sich zutreffenden Auffassungsweise Gefahr zu übersehen, daß jene mit dem Abstrich, diese mit dem Aufstrich endet. Trotz ihrer Rechtsläufigkeit hat die Arkade den Charakter einer Beugebewegung, die Girlande den einer Streckbewegung. Wenn nun der vorlagemäßige Streckstrich, der den Abschluß nahezu aller Kurzbuchstaben bildet, offensichtlich der Verbindung des Buchstabens mit dem folgenden dient und wenn der Verbindungszweck zwar nicht tatsächlich besser erfüllt, wohl aber eindrücklicher dargestellt wird durch bogigen Ansatz der Knüpfung, so werden wir den Ausdrucksgehalt der handschriftlichen Girlande im Bedürfnis nach Vermittlung und Ausgleich erblicken. Das wiederum mag begründet liegen positiv in Herzensgüte und Wohlwollen; negativ in einem Mangel an Selbständigkeit, demzufolge teilnahmeheischende Eindrücke über den damit Behafteten augenblicklich Gewalt erlangen und aus seinem „guten Herzen“ einen Quell gesinnungsloser Schwäche machen, die, unfähig nein zu sagen, zum gefügigen Werkzeug in der Hand jedes stärkeren Willens wird. — Sofern die bejahende Lebenshaltung wenig zum kritischen Abwägen neigt, wird der Girlandenschreiber im Auftreten und Betragen für gewöhnlich eine größere Sorglosigkeit, Aufgeschlossenheit und Vertraulichkeit bekunden als der Arkadenschreiber. — Die Girlande steht auf der Seite der Lösung, Winkel wie Arkade auf der Seite der Bindung. Übersichtstafel 10.

Beispiele. — Zusammenstimmend mit allen entstehungsverwandten Schrifteigenschaften und darum deren Bedeutung verstärkend bekundet die Winkelbindung in Fig. 32 ein ungewöhnliches Maß von Widerstandskraft und Gesinnungstreue. Schon nur noch teilweise positiv, nämlich auf Entschiedenheit und Tatkraft, teilweise (in Ansehung der berührten Wider-

Tabelle X.

Der Bindungscharakter
Verhältnis der Triebe zur Selbsterhaltung.

Fadenbindung Labilität		Winkelbindung Stabilität	
+	—	+	—
Vielfältigkeit	Unbestimmtheit	Widerstandskraft	Härte
Vielseitigkeit	Pathoforme Beeinflußbarkeit	Festigkeit	Teilnahmlosigkeit
Veränderlichkeit	„Suggestibilität“	Entschiedenheit	Unnachsichtigkeit
Anpassungsgabe	„Reflexnatur“	Sicherheit	(Kälte)
Gewandtheit	Vieldeutigkeit	Standhaftigkeit	
„Begabung“		Unbeirrbarkeit	
Politik			
Diplomatie			
Undurchdringlichkeit			
	Unechtheit		Zwiespältigkeit
	„Charakterlosigkeit“		Uneinheitlichkeit
	Verstellungsgabe		„Zerrissenheit“
	Verschlagenheit		
	Schauspielerei		Reizbarkeit
	Lebensneid		Jähzorn
	„Ressentiment“		Tatkraft
	Hysterische Mimikry		

Girlande		Arkade	
+	—	+	—
Güte	Unselbständigkeit	Zurückhaltung	Mangel an Offenheit
Wohlwollen	Ablenkbarkeit	Überlegung	Unaufrichtigkeit
Bejahungsbereitschaft	Beeinflußbarkeit	Verschlossenheit	Lügenhaftigkeit
Anerkennungstrieb	Unentschiedenheit	Besonnenheit	
Ehrfurchtsfähigkeit	Schwäche	Distinguiertheit	„Äußerlichkeit“
	Mangel an Halt	„Vornehmheit“	Förmlichkeit
Duldsamkeit	Wankelmut	Gewählte Umgangsformen	Prätention
Nachgiebigkeit	Bestimmbarkeit		„Suffisance“
Versöhnlichkeit	Sichgehenlassen		(Subalternität)
Milde			
Mitgefühl			
Entgegenkommen			
„Natürlichkeit“			
Zwanglosigkeit			
Sorglosigkeit			
Aufgeschlossenheit			
Vertraulichkeit			
Offenheit			

sprüche) jedoch negativ zu deuten auf Reizbarkeit und Mangel an Einheitlichkeit ist das Vorherrschen des Doppelwinkels in Fig. 27, deren verwickeltes Gefüge uns noch wiederholt beschäftigen wird. Vollends negativ schätzen wir den überaus spitzen und scharfen Doppelwinkel der Fig. 34 ein: mit der aus ihm sprechenden Kaltherzigkeit ergänzen wir passend die aus der Enge erschlossene diplomatische Berechnung. — Für den minder scharfen Doppelwinkel der knappmittleren Fig. 68 weist uns allein schon sein Zusammenbestehen mit Mangel an Ebenmaß und an Regelmäßigkeit auf Widersprüchlichkeit, ja Zerrissenheit hin. Das gleiche gilt für den Doppelwinkel der Fig. 23.

Als dem echten Doppelbogen wenigstens nahestehend und verschwistert mit Regelmäßigkeit fordert der stabile Fadenduktus Fig. 29, soweit es das schwachuntermittlere Formniveau zuläßt, positive Begründung aus Gewandtheit und kluger Anpassungsgabe. Solche hat zweifellos auch der Schreiber der Fadenschrift Fig. 58; aber er hat sie im Dienste gefährlichen Eigennutzes. In dieser entschieden untermittleren Handschrift läuft nämlich alles darauf hinaus, die Unterschiede der Typen zu verwischen, eine Neigung, die uns später begegnen wird als Symptom des Vertuschungstriebes. Im Zusammenhang mit vollkommener Fadenbindung weist sie auf Verschlagenheit und skrupellose Durchtriebenheit.

Unter den mannigfachen Spielarten offener und versteckter Labilität tut man gut, in der Praxis auseinanderzuhalten eine geistige und eine ungeistige Klasse. In der Anarchie der Triebe begegnen sich beide, aber die Wirkungen davon sind verschieden nach dem Maß der geistigen Bedeutung und Begabung. Ein Blick auf die unterschiedlich labilen Schriften der Tafel 14 zeigt uns als auf höchster Bildungsstufe befindlich die Urheber von Fig. 59, 60, 62, 64. Unter ihnen behauptet das weitaus überlegene Formniveau der auch aus andern Gründen lebensreichste Verfasser von Fig. 59, den wir deshalb füglich aus dem Spiele lassen, wo es die negative Seite des Sachverhalts zu erläutern gilt. Dagegen können wir es bei den drei übrigen wagen, ohne fürchten zu müssen, ihren anderweitigen Werten unrecht zu tun. — Fig. 62 und 64 veranschaulichen vortrefflich jenen gefühlsarmen Intellektualismus, der unter billiger Rhetorik oder anschauungsloser Haarspalterei die Flachheit des inneren Lebens birgt. Die hochintelligente Probe Fig. 60 als bei weitem „festgestellter" gibt in ihrer bildfremden Kälte mit der fugenlos verdeckenden Fadenarkade, wie wir völlig erst später würdigen können, ein Musterbeispiel für die schon

minder harmlose Neigung zur Umdekorierung der inneren Ausgeschlossenheit in einen „Idealismus“, dessen verkleidete Triebkraft werbende Mißgunst gegen die Fülle ist. — Wesentlich leichter faßbar ist der Typus der Labilität in den handschriftlichen Bildern der minder angegeistigten Fadenschreiber von Fig. 61 und 63; und wir dürfen gewiß sein, daß im selben Maße die seelische „Falschmünzerei“ zu weniger sublimen Mitteln greift. Schreiber von Fig. 61 ist ein sogenannt pathoformer Lügner, dessen vorgebliche Abenteuer jeweils eines einzigen Jahres für eine (nur nicht so kurzweilige!) Münchhausiade ausreichen würden. Fig. 63 gibt den unverbesserlichen Aufschneider und Renommisten. — Im Urheber der halbgebildeten Fadenschrift von Fig. 73 verknüpft sich mit widerstandslosem Gesinnungswechsel die Gabe der „autosuggestiven“ Hineinversetzung in jede vorgestellte Rolle, die ihn, um nur eines zu nennen, zur Erfindung und Anfertigung charakterologisch überzeugender „Handschriften“ befähigt! So rühren von ihm z. B. auch Fig. 74 und 75 her. — Auf die eigentlich untere Bildungsstufe führt uns aber erst der im Anfangsstadium des Zerfalls befindliche Duktus der Fig. 65, mit dessen fadenhaft gelösten Wortabschlüssen der ursprüngliche Winkel noch sozusagen in Fehde liegt. Schreiberin ist ein schwer hysterisch erkranktes Dienstmädchen von erstaunlicher Suggestibilität. — Nach einer so reichen Beispielsfülle wird es dem aufmerksamen Leser nicht mehr schwerfallen, noch zahlreiche Proben dem hysterischen Typus zuzuweisen, und, wenn nicht die besondere Erscheinungsform, so doch den Grad der Auflösung festzustellen. So gehört dahin Fig. 53, und in noch höherem Maße Fig. 105; und wiederum Fig. 98 wie abermals in noch höherem Maße (die urheberschaftsidentische) Fig. 97. Wir möchten ihm nur noch den Rat geben, daß er sich hier wie auch sonst im Leben die Analyse nicht verderben lasse durch unzeitige Ehrfurcht vor klangvollen und berühmten Namen! Die labile Richtungsverknüpfung, vorausgesetzt, daß man sie sicher zu fassen weiß, ist ein niemals trügendes Zeichen und büßt nicht darum ihre symptomatische Bedeutung ein, weil sie etwa auch bei Beethoven (Fig. 5), Napoleon (Fig. 4) oder erschwerender bei Wagner (Fig. 76) vorkommt. Man kann durchaus ein „Genie“ und gleichwohl ein unechter und selbst lebenverneinender Charakter sein. Die sogenannte Genialität liegt außerhalb diagnostischer Wissenschaft. — Zur Beruhigung einiger Leser sei es gesagt: wer etwa grade den Ehrgeiz und infolgedessen fast den Glauben hat, ein „Genie“ zu sein, und es vielleicht doch nicht ist, den würde auch ein Graphologe nicht



„entlarven“ können, obschon er allerdings imstande wäre, einen auf geistige Bedeutung gerichteten Ehrgeiz aus seinen Schriftzügen herauszufinden. Derartige „Graphologen“ aber, die mit der Miene der Unfehlbarkeit über „Genialität“ Entscheide fällen, die möge man nicht allzu ernst nehmen.

Ausgerüstet mit der Einsicht in die Herkunft der Fadenbindung können wir jetzt auch schon den wichtigsten Grund angeben, warum die Linksschrägheit der untermittleren Fig. 106 weitaus negativer zu beurteilen war als etwa der Fig. 103. Diese zeigt nämlich eine klar ausgeprägte Girlande, jene unverkennbare Fadenbindung. Verrät nun schon die Fadenkurve uneingeständliche Lebensarmut, so tut das erst recht der klaffende Widerspruch zwischen ihr und der Haltung der Unbeirrbarkeit, die uns die linksschräge Lage vortäuscht. — Ohne nähere Erläuterung dürfte es jetzt auch verständlich sein, warum ein Wechsel von Arkade und Girlande zur Fadenbindung den Übergang bilde. Man braucht ja nur Girlande und Arkade aneinanderstoßen zu lassen, und man hat einen Doppelbogen, der gemeinhin von selbst in unscharfe Bindung übergeht. In der gemischtbogigen Fig. 15 setzen sich freilich die Girlanden klar gegen die Arkaden ab; dagegen z. B. in Fig. 73 wechselt eine sich auflösende Girlande mit welligem Arkadenbogen; und vollends Fig. 93 läßt uns die Wahl zwischen der Annahme beginnender Zerlösung und derjenigen gemischtbogiger Bindung.

Eine wesentlich negative Arkade zeigt die untermittlere Fig. 49 mit ihren zugleich verknoteten a, linksherumgeworfenen u-Haken, in sich selbst zurücklaufenden Hinzufügungen und jenem charakteristischen Anstrich, der den Buchstaben oder das ganze Wort kreisartig abschließt. Wir haben also festzustellen Übertreibung und Mangel an Aufrichtigkeit. Die Arkade der Fig. 54 spricht von den fast mißtrauisch vorsichtigen Sicherungen jener stets besorgten Selbsterhaltung, wie man sie häufig bei Frauen kleinerer Stände findet. — Die Winkelarkade fordert gleich jeder Verwebung deren Zerlegung in ihre Teilgestalten und Deutung beider. So rührt der Arkadenbogen der untermittleren Fig. 56 von einem etwas überheblichen Nolimetangere her, der Winkel von unteilnehmender Herzenskälte, die steife Verwebung beider von gekünstelter Förmlichkeit, wie denn die Winkelarkade nicht selten in den Handschriften aristokratischer Damen vorkommt.

Wenn wir in diesem Abriß die Lehre vom Bindungscharakter auch nicht erschöpfen können, so dürfen wir doch nicht an zwei wichtigen

Sonderheiten der Arkade vorbeigehen. Die eine ist die linkswärts eingekrümmte Schlußarkade (Textfigur 6E), die erfahrungsgemäß zu beruhen scheint auf einem Widerspruch zwischen angeborener Anlage und erworbener Lebenshaltung, negativ also auf Unstimmigkeit zwischen Sein und Schein und möglicherweise auf Heuchelei und Scheinheiligkeit, positiv auf beständiger Selbstüberwindung im Dienste aufgezwungener Ziele. Die Probe Fig. 50, die das Merkmal in typischer Prägung zeigt, rührt von einem Pfarrer her. — Die andre, eine ausnahmslos negativ zu deutende Verwebungsform: die sogenannte gestützte Nebenrichtung, kommt, wie man aus Textfigur 7 ersehen möge, dadurch zustande, daß der Haarstrich im Endstück des Grundstriches ein wenig emporgeführt wird, dann etwas geschweift nach rechts abbiegt, endlich steiler nach oben wendet und dadurch zusammengerät mit dem Anfangs-

Fig. VII.

stück des folgenden Schattenstriches. Bei Vorkommnissen von solcher Deutlichkeit wie in unsrer zeichnerisch imitierten Probe hat das Merkmal jedoch nichts zu sagen, sondern erscheint als Ergebnis eines Stilisierungsbestrebens, dessen tiefere Ursachen noch nicht ermittelt wurden. Fig. 51 und 52, die nicht etwa von einem Urheber herrühren, sondern von zwei verschiedenen, zeigen es gemäß einer Wienerischen Manier in jener künstlichen und übertriebenen Fassung, der nur mittelbare Bedeutung zukommt. Vollen Symptomwert gewinnt es erst bei nur angedeutetem Auftreten innerhalb eines übrigens mehr schulmäßigen Zusammenhanges. Davon ein Beispiel gibt die glatte, schräge, mit rückläufig zuschließenden Kurven behaftete, sonst aber fast kalligraphische Fig. 55 von untermittlerem Formniveau, wo man schon scharf achthaben muß, um die gestützte Nebenrichtung überhaupt zu bemerken. In solchen Fällen nun ist an folgende Entstehung zu denken: die ursprüngliche Arkadenneigung (aus allgemeiner Unaufrichtigkeit) wird vom Schreiber unwillkürlich bemäntelt aus dem Bestreben, jede verräterische Besonderheit niederzuhalten mit schulmäßiger Glätte. Dem entspräche genau eine Lügenhaftigkeit, die sich geschickt zu verstecken weiß hinter anstoßvermeidenden Umgangsformen. Hier ist der „Wolf im Schafspelz", der liebenswürdig ge-

sprächige „Bauernfänger", unter Umständen der gefährliche Verbrecher zu suchen. Fig. 55 rührt von einer wegen Betrug und Diebstahl vielfach bestraften Persönlichkeit her.

Inbetreff der Girlande dürfen wir uns kürzer fassen. Im positiven Ausdrucksbilde der Fig. 1 weist sie auf Offenheit, Freimut, große Natürlichkeit; im immerhin noch übermittleren von Fig. 33 auf Eindrucksvermögen, Empfänglichkeit und Zartgefühl, dem freilich auch einige Willensschwäche mag verschwistert sein; in der übrigens vorwiegenden Winkelschrift von Fig. 27 auf sinnliche Gemütsbedürfnisse; in Fig. 43 auf gutmütige Biederkeit; in der ziemlich winkelreichen Steilschrift von Fig. 77 auf verhaltenes Gefühlsleben; in der untermittleren Schrägschrift Fig. 109 auf wortreiche „Liebenswürdigkeit" der Umgangsformen; in der stilisierten Fig. 115 auf fast allzu widerstandslose Weichheit. In Fig. 20 dagegen ist sie durchaus nur Nebenergebnis der Eile und daher ohne diagnostischen Eigenwert.

Der Verbundenheitsgrad. — Außer der Bindungsform müssen wir nun aber bei jeder Handschrift auch den Verbundenheitsgrad der Schriftelemente ins Auge fassen. Es gibt Schriften, wo nicht nur die einzelnen Buchstaben, sondern sogar sämtliche Grundstriche für sich allein stehen (vgl. Fig. 84), und es gibt andre, wo man innerhalb der Wörter überhaupt keine Absetzungen findet und selbst bisweilen die i-Punkte in den ununterbrochenen Abfluß der Schreibbewegung einbezogen sieht. So zeigt uns die Handschrift Wagners, Fig. 76, sowohl viele eingebundene Oberzeichen als auch nicht selten aneinander gebundene Wörter (vgl. „viel wonnige" in der fünften Zeile). Zwischen den Grenzfällen äußerster Verbundenheit und äußerster Unverbundenheit bestehen alle nur denkbaren Übergänge. Man vergleiche etwa folgende Reihe: Fig. 37, 57, 69, 62, **66**, 7, 70, 2, 101. — Schriften, die gleich der fettgedruckten ungefähr Gleichzahl von Bindungen und Trennungen aufweisen, nennt man wohl „equilibriert".

Nicht brauchen wir zu wiederholen, daß die Verbundenheit wachsen könne aus Eile, die Unverbundenheit aus Sorgfalt und Langsamkeit und daß der Bedeutungsgehalt beider Schrifteigenschaften dementsprechend geringer wird. So hat für die Deutung zunächst aus dem Spiele zu bleiben die wesentlich eilebedingte Verbundenheit der Fig. 20, wie umgekehrt erst recht die Unverbundenheit der gewillkürten Fig. 94, deren leicht ge-

künstelte Formen die Zwanglosigkeit der Bewegung vermissen lassen. Aber selbst davon abgesehen muß man die Binnenlücken nicht nur zählen, sondern auch wägen.

Jemand mag vorherrschend verbunden schreiben, dennoch aber die Gewohnheit haben, zwecks Anbringung der Oberzeichen und insbesondere des i-Punktes nach Vollendung des zugehörigen Kurzbuchstabens jedesmal abzusetzen. Solche Lücken wiegen naturgemäß leichter und schließen es z. B. nicht aus, daß ebenderselbe Schreiber den fraglichen i-Punkt mit der folgenden Type verbinde (vgl. das „bin“ in der ersten, das „ich“ in der zweiten Zeile der Fig. 68; immer wiederkehrend im äußerst verknüpfenden Linienfluß der Handschrift Wagners, Fig. 76). Ebenso ist entsprechend vorsichtiger zu bewerten die Vereinzelung solcher Großbuchstaben, welche durch ihre Form der Einbindung widerstreben. Es hat also keinen Unterbrechungswert, wenn das stilisierte V oder D oder B der Fig. 93, das der Übergangsrichtung entbehrende T der Fig. 85; das J und F oder selbst das rückläufig ausklingende kleine b der Fig. 101; oder gar das D der Fig. 10 jeweils für sich verbleiben; es hat ihn dagegen sogar in erhöhtem Maße die Vereinzelung des verknüpfungsbereiten M in Fig. 36 oder des H in Fig. 30. Anderseits fällt es natürlich für das Bindungsbedürfnis mehr als nur zahlenmäßig ins Gewicht, wenn ihm auch endstrichlose Großbuchstaben gehorchen müssen (vgl. das W in „Wilhelm“ der Unterschrift Fig. 2, das V in „Vermögen“ erste Zeile Fig. 67, das S in „Sie“ der ersten, vierten, fünften, achten Zeile der Fig. 76, das R und W im „Richard Wagner“ der zugehörigen Unterschrift). —

Auch für den Verbundenheitsgrad haben wir die jeweilige Ausgesprochenheit, und das will in diesem Falle sagen die persönliche Stabilität zu ermessen. Während in den meisten Handschriften eine große, mittlere oder geringe Verbundenheit das Gesamtbild beherrscht, in jedem Wort und in jeder Zeile gleichmäßig wiederkehrend, gibt es daneben auch solche, wo mit nahezu verbundenen Wörtern nahezu unverbundene unregelmäßig abwechseln. Aus Gründen, die wir zu weit aus der allgemeinen Ausdruckslehre herholen müßten und daher hier übergehen, spricht die Ungleichmäßigkeit des Verbundenheitsgrades für eine viel zentraler bedingte Störbarkeit, als es diejenige ist, die wir sich bekunden sahen im Schwanken des Neigungswinkels, der Höhenausdehnung, der Zeilenführung usw. Sie legt nämlich die Vermutung des drohenden Verlustes der geistigen Beziehungssysteme oder in Kürze des geordneten Denkens nahe

und wird bei entsprechenden Begleitmerkmalen zu einem wichtigen Hilfsindizium der Anlage zum Irresein. (Einigermaßen angedeutet in Fig. 16.) — Nicht ganz im gleichen Maße ungünstig, aber immerhin als Nebenzeichen für eine Verstandestätigkeit, die des Zusammenhanges mit orientierenden Trieben ermangelt, sind solche Absetzungen zu verwerten, die den Wortkörper gewissermaßen zerstücken. Man findet dergleichen z. B. im „mein" der Fig. 35 und etwas ausgeprägter in Fig. 69 und 72.

Wenden wir uns jetzt den klaren Gegensätzen der Verbundenheit zu, so treffen wir auf den von Michon in den Mittelpunkt seines ganzen Systems gestellten Bedeutungsgegensatz des diskursiven oder logisch folgernden und des intuitiven Kopfes. Diese Deutungen leiden mit allen übrigen der alten Zeichengraphologie an viel zu großer Besonderheit. Bleiben wir streng auf dem Boden des Ausdrucksgesetzes, so spricht aus der Knüpfung der Schriftelemente die Neigung zur Verbindung überhaupt, hinsichtlich deren wir eine ihrer tieferen Ursachen schon kennenlernten bei Gelegenheit der Girlande. Zwischen ihr und dem Verbundenheitsgrade besteht indessen der Unterschied, daß jene abzielt auf das Bild der Verknüpfung, während in diesem unmittelbar zum Ausdruck kommt nur schlechtweg das innere Knüpfen selbst. Wir müssen deshalb von den sympathetischen Gefühlsbetonungen absehen, wenn wir die Knüpfungsneigung verstehen wollen. — Gemäß der früher besprochenen Rhythmik aller Lebenserscheinungen verläuft keine menschliche Tätigkeit in ununterbrochenem Fluß, sondern sie pendelt zwischen zwei Grenzzuständen und vorbereitet dadurch den geistigen Takt. Ebenso wie das Schreiten und das Sprechen ist auch das Schreiben ein gegliedertes Tun, und seine Gliederung zeigt sich u. a. im gleichmäßigen Absetzen und Wiederansetzen des Griffels. Werfen wir die Frage auf, ob es für die Atemlänge der Schreibbewegung einen sozusagen natürlichen Durchschnitt gebe, so scheinen viele Erfahrungen dafür zu sprechen, daß er im equilibrierten Duktus (Fig. 66) verwirklicht sei. Wir hätten mithin diesen als den Nullpunkt einer Reihe zu betrachten, die nach oben zur Verbundenheit, nach unten zur Unverbundenheit weitergehe, und würden demzufolge zu begründen haben, warum in der verbundenen Handschrift das naturgemäß Geteilte verknüpft und warum in der unverbundenen Handschrift das naturgemäß Fließende zerschnitten werde.

Da bietet sich nun für die Knüpfung des Unverknüpften die den

Michonschen Befund aufhellende Erklärung dar, daß es die Tätigkeit des geistigen Beziehens sei, was, unaufgehalten von den Grenzzuständen des Lebensvorganges, Verbindungen wirke und folglich müsse zum Ausdruck kommen in beliebig weitgehender Unterschlagung natürlicher Bewegungspausen. In theoretischer Hinsicht stellt sich die beziehende Tätigkeit dar als Kombinationsgabe und Dialektik, in praktischer als Überlegung, Berechnung, Vordenklichkeit. Indem aber das ableitende, beweisende und folgernde Verfahren allemal eine wirkliche oder vermeinte Einsicht bereits voraussetzt und seine Stärke nur in deren Verarbeitung bezeugt, so werden wir seine negative Vorbedingung in einer Armut an neuzuströmenden Gedanken erblicken. Damit treten denn auch sofort zwei Bedeutungsseiten der Unverbundenheit hervor. Wenn diese darnach nämlich negativ begründet liegen mag: auf theoretischem Gebiete in Sprunghaftigkeit und Mangel an Logik, auf praktischem in Unüberlegtheit und „kurzem Verstand", so muß ihr von positiven Eigenschaften entsprechen ein verhältnismäßiger Reichtum unvermittelter Einfälle, der theoretisch entdeckerische Ursprünglichkeit und geistige Initiative zur Folge hat, praktisch Findigkeit und Schlagfertigkeit.

Obwohl dergleichen Deutungen in Ansehung der Bindungsneigung befriedigen können und sicher auch für eine erkleckliche Reihe unverbundener Handschriften taugen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß sie der Zerteilung des naturgemäß Verbundenen nur im Hinblick auf den entgegengesetzten Sachverhalt gerecht werden, nicht aber im Hinblick auf die „natürliche" Bewegungslänge. Wir glauben zwar begriffen zu haben, warum bei „intuitiver" Geistesartung gewisse Knüpfungen fehlen, die der Ausdruck des Beziehens wären; wir wissen aber noch nicht, warum die Bewegungsunterbrechung bisweilen noch weit darüber hinaus und bis zur Zerstückelung der Schrift in lauter vereinzelte Schattenstriche gelange! Wir stehen hier vor einem jener zahlreichen Probleme der Ausdruckslehre, dessen völlige Durchleuchtung erst von der Zukunft erhofft werden darf, und begnügen uns deshalb damit, aus der Mannigfaltigkeit der Lösungsmöglichkeiten dem Leser wenigstens noch soviel darzubieten, als im Interesse der Technik geboten erscheint.

Wenn wir zur Erklärung der Knüpfung des lebensgesetzlich Unverknüpften den Schlüssel in der Tätigkeit des Geistes fanden, so werden wir füglich aus ihr auch zu verstehen versuchen die Zerteilung des lebens-

gesetzlich Verknüpften. Obwohl nun in jedem Beziehen ein Erfassen und Feststellen liegt, in jedem Erfassen ein Beziehen, so kann doch bald die beziehende Seite der Geistestätigkeit überwiegen, da denn jedes Festgestellte nur als ein Fußpunkt dient, um auf andre Punkte abzuzielen, bald die erfassende Seite, da denn umgekehrt das Beziehen und Vergleichen nur den Auftakt des Verweilens bildet im Kenntnisnehmen. Wie dergestalt schon im Einzelgeiste die gedankliche Bewegung des Vergleichens abwechselt mit der Gedankenpause des Findens, so neigt auch die eine Spielart der Charaktere zum geistigen Schweifen, die andre zum geistigen Haften. Jener ist es nicht so sehr um die Befunde als um deren widerspruchslose Vereinigung zu tun, während diese, unempfindlicher für Widersprüche, Befunde neben Befunde stellt und für jeden die gleiche Gewichtigkeit aus dessen Natur eines Sachverhalts ansetzt. Dort haben wir die Systematiker, die sich nicht sonderlich kümmern um Einzelheiten, hier die Sammler, die ebenso unbekümmert sind um deren „geistiges Band“; dort die abstrakten Köpfe, die sich nicht scheuen, Tatsachen zu verbrennen auf dem Altar des Allgemeinbegriffs, hier die Empiriker, die sich ebenso leicht überreden, die Kenntnis eines Sachverhalts sei auch schon dessen Erklärung. Leuchtet es nun ohne weiteres ein, warum der schweifenden Geistesart eine über die natürliche Rhythmik hinausgehende Bewegungsverknüpfung entspreche, so verstehen wir jetzt aber auch, warum die haftende Geistesart zur Zerstückelung des natürlichen Flusses neige. Wie nämlich in jener der Lebensvorgang gegängelt wird von der Bewegung des Denkens, so in dieser vom Ergebnis des Denkens. Wenn dort die Urteilsfunktion der Vereinheitlichung die natürliche Gliederung auslöscht, so ist es hier die Vereinzelungskraft der Tatbestände, die den natürlichen Fluß zerbricht. Entartend wird das geistige Schweifen zu Gedankenflüchtigkeit, Unachtsamkeit und Mangel an Beobachtungsgabe, das geistige Haften zu jener, sei es theoretischen, sei es praktischen Verbohrtheit, die vom einmal gefällten Urteil nicht wieder loskommt. Von den weittragenden Überlegungen, die hier anzuknüpfen wären, deuten wir hier nur noch die allerwichtigsten an.

Die schweifende Geistesart ist die mehr männliche und aktive, die haftende die mehr aufnehmende und weibliche. Auf je 100 gebildete Männerhandschriften kommen etwa 80 weitgehend verbundene, aber nur 10 weitgehend unverbundene; auf dieselbe Zahl gebildeter Frauenhandschriften dagegen etwa 50 weitgehend verbundene neben 30 weitgehend

unverbundenen[1]). — Ferner: die schweifende Geistesart hat ihre Stärke im unanschaulichen Denken, die haftende im vorbegrifflichen Anschauen („Intuition"). Künstler schreiben vergleichsweise öfter unverbunden als Wissenschaftler. — Ferner: jeder Affekt nimmt den Geist unverhältnismäßig in Anspruch für seinen Gegenstand, unterbricht dadurch dessen eigentätiges Schweifen und fesselt ihn an den Augenblick, woraus hervorgeht, daß unter sonst gleichen Umständen die größere Gefühlserregbarkeit mit größerer Unverbundenheit einhergeht. — Ferner: philosophische, mathematische und physikalische Forschung setzt in erster Linie Folgerungsgabe und Abstraktionsvermögen voraus; beschreibende Naturlehre, Archäologie, und teilweise Geschichtswissenschaft überhaupt in erster Linie Tatsachensinn, Beobachtungsgabe und Sammelinteresse; daher begabte Vertreter jener Klasse öfter verbunden, dieser öfter unverbunden schreiben. — Ferner: zum Unterschiede vom Erwerbssinn ist der Geiz zu bestimmen als ein auf das Geld gerichteter Sammeltrieb. Darum spricht eine zerstückelnde Unverbundenheit gar nicht so selten für Geiz!

Höchst merkwürdige Ausblicke endlich eröffnen sich an der Hand der Erwägung, welche von beiden Geistesarten, die schweifende oder die haftende, besser zum sachlichen Denken tauge. Bringt man das sachliche Denken in Gegenstellung zum gefühlsbedingten und in dieser Bedeutung „persönlichen" Denken, so erleidet es allerdings keinen Zweifel, daß der schweifende Geist in weitaus höherem Grade als der haftende Geist befähigt sei, wie vom Augenblick überhaupt so auch von seiner je gegenwärtigen Stimmung abzusehen und sich in jedem beliebigen Ausmaß gleichsam zu entpersönlichen. Wird dagegen sachlich gleichsinnig mit „objektiv" gefaßt und dem Parteiischen („Subjektiven") entgegengesetzt, so möchte die Frage schwer zu entscheiden sein. Gefühlsbedingtheit des Denkens schließt die objektive Verbindlichkeit des Gedachten so wenig aus, wie Unpersönlichkeit des Denkens sie gewährleistet! Wenn die Gefahr des geistigen Haftens darin liegt, die Tatbestände zu verwechseln mit der Stimmungsbeleuchtung, so droht dem geistigen Schweifen die Gefahr der Verwechslung von Sachverhalten mit logischer Paßlichkeit. Jenes neigt, wenn es fehlgeht, zu parteiischer Auswahl, dieses zu gewaltsamer Unterordnung; jenes erdichtet das ihm gar nicht bekannte Ganze aus einer per-

[1]) Aus einer auf Veranlassung und unter Anleitung des Verfassers unternommenen, aber noch nicht veröffentlichten Untersuchung über Männer- und Frauenhandschriften von Prof. Dr. J. Ninck.

sönlichen Beziehung zu dessen Teil, dieses den ihm gar nicht bekannten Teil aus seinem Begriff vom Ganzen. Die Unsachlichkeit des haftenden Kopfes trägt den Charakter launischer Willkür, des schweifenden Kopfes gesinnungsfester „Prinzipienreiterei“. Diese ist blind für Tatsachen, jene unempfänglich für Gründe. — Da jede Art von Unsachlichkeit das Anpassungsvermögen herabsetzt, hat man sowohl bei den sehr unverbunden schreibenden Personen wie aber auch bei den äußerst verbunden schreibenden mit verminderter Anpassungsgabe zu rechnen, während der „equilibrierte Duktus“ in der Beziehung den günstigsten Fall darbietet. Immerhin wird jedoch unter sonst gleichen Umständen die tatsächliche Anpassung noch schlechter gelingen dem Eigner einer gänzlich zerstückten Schrift als einer gänzlich verbundenen, weil es jenem infolge der stärkeren Gefühlsbetonung seines Urteilens überdies gemeinhin noch mangelt an der Bereitschaft, sich anzupassen. Übersichtstafel 11.

Von einer im systematischen Denken geschulten Logik zeugen etwa Fig. 59, 60, 67, 101; von einer Folgerichtigkeit, die immerhin schon durch Gedankenarmut erleichtert wird, spricht die etwas schablonenhaftere Fig. 50; von „realpolitischem“ Kombinationsvermögen die zugleich fadenhafte und brutale Handschrift Napoleons, Fig. 4; von niedriger Berechnung die tiefstehende Fig. 19. Wesentlich praktische Deutung des jeweiligen Verbundenheitsgrades fordern u. a. noch folgende Proben: Fig. 22, 26, 34, 36, 54, 56, 109, 114. — Eine recht glückliche Mischung von Folgerungskraft und Gedankenfülle geht aus der Mittelverbundenheit von Fig. 66 und 112 hervor, und bereits ein Vorwalten der „Intuition“ aus Fig. 3. Sprunghaftigkeit der Ideenverbindung liegt der Zerteiltheit der Fig. 84, Mangel an Lebensschwung der geistigen Tätigkeit den zersetzenden Lücken von Fig. 72 zugrunde. Die äußerste Zerstückelung der untermittleren Fig. 37 läßt im Verein mit Kleinheit, Unebenmäßigkeit und mangelndem Schreibfluß auf erhebliche innere Hemmungen schließen sowie beträchtliches Anpassungsunvermögen, wovon in Anbetracht der bedeutenden Schiefheit der Ursprung zu suchen sein dürfte in Störungen des Trieblebens. Nach Überwindung der kritischen Übergangsjahre hat sich ihr Urheber übrigens zu einem, wenn auch nicht eben eigenartigen, so doch tüchtigen und entschlußfähigen Charakter entwickelt, von dessen klug abwägender Sachlichkeit die zwölf Jahre später entstandene Fig. 38 Zeugnis gibt.

Tabelle XI.

Verbundenheitsgrad			
Verbunden		Unverbunden	
+	—	+	—
Kombinationsgabe	Gedankenarmut	Gedankenreichtum	Mangel an Logik
Logik	Mangel an geistiger Initiative	Initiative	Unfolgerichtigkeit
Folgerichtigkeit	Unselbständigkeit des Urteils	Selbständigkeit des Urteils	Sprunghaftigkeit
„Diskursivität“ „Raisonnement“		„Intuition“ „Entdecker“ „Pfadfinder“	
Überlegung Berechnung	Unfindigkeit Mangel an Schlagfertigkeit	Findigkeit Schlagfertigkeit	Unüberlegtheit „Kurzer Verstand“
Vordenklichkeit		Witz	„Projektenmacher“ „Utopist“
+	—	+	—
Schweifende Geistesart	Gedankenflüchtigkeit	Haftende Geistesart	Verbohrtheit
Systematisches Denken	Unachtsamkeit	Achtsamkeit	Mangel an Abstraktionsgabe
Abstraktionsvermögen	Mangel an Beobachtungsgabe	Beobachtungsgabe	Anpassungsunfähigkeit
„Spekulation“ (Männlicher Verstand)	Tatsachenblindheit	Tatsachensinn Auffassungskraft Eindrucksgedächtnis Anschauungsvermögen	
		Sammeltrieb (Weiblicher Verstand)	Geiz

VI. KAPITEL

REICHHALTIGKEIT UND RICHTUNGSCHARAKTER

Völle und Magerkeit. — Zu wiederholten Malen haben wir darauf hingewiesen, daß im Verhältnis zum Bogen der Winkel den Eindruck nur einer Linienfigur, im Verhältnis zu diesem der Bogen den Eindruck zudem auch noch einer Fläche mache. In Rücksicht darauf können wir auseinanderhalten einen flächigen und einen linearen Typus und hätten damit das Hauptanzeichen des Gegensatzes von Völle und Magerkeit kenntlich gemacht. Die Völle verstärkt sich unmittelbar durch Schleifenerweiterung, mittelbar durch Breite der Striche, die Magerkeit unmittelbar durch Schleifenfortfall, mittelbar durch Dünnheit der Striche. Inbezug auf die Flächenwirkung offener Bögen und geschlossener Flächen vergleiche man Textfigur 8. — Um die Völle des Schriftbildes zutreffend einzuschätzen, muß man dessen Bögen nicht aus dem Gesichtspunkt einer Bindungsgattung, sondern daraufhin prüfen, ob und inwieweit sie ausladend, flächig, bauchig gerieten. Fig. 7 mit ihren weichen Umrissen, ausholenden Bögen und erweiterten Schleifen wirkt flächig und voll, Fig. 34 mit ihren harten Konturen, verminderten Schleifen und zusammengezwängten Winkeln mager und linear. Tafel 17 zeigt uns neben der äußerst dürren Fig. 68 die saftige Fig. 69 und die gradezu üppige Fig. 70!

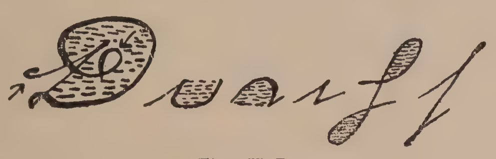


Fig. VIII.

Hat man sich an besonders augenfälligen Beispielen hinreichend eingeübt, so wird man hinfürder, ohne erst Bögen und Schleifen herauszusondern, die handschriftliche Völle und Magerkeit unmittelbar zu sehen vermögen und grade infolgedessen gesichert sein vor falscher Bewertung

scheinbar widersprechender Einzelzüge. So wird die Saftarmut der Fig. 68 sogar noch erheblich überboten von der Blutleere der Fig. 16, deren überspannte d-Köpfe und Unterschleifen durchaus nicht geeignet sind, die ebenmaßlose Dünnheit und Spitzigkeit des Schriftgerüsts zu überkleiden. Dasselbe gilt ungeachtet der ausschweifenden g-Schlingen und der teigigen Strichführung von der gequetschten Winkelschrift Fig. 19. Umgekehrt wird uns die Zartheit der Linien zusamt ihrer häufigen Winkelknüpfung und dem Fortfall der Oberschleifen nicht daran hindern, die, wenn auch gehaltene, Völle der Fig. 2 zu erkennen, für die der Charakter ausladender Flächigkeit zu begründen ist aus den schalenförmig geöffneten u-Bögen, den gleichartig ausgestalteten Unterschleifen und der lockernden Weite. Wir geben zur Übung für den Leser eine abgestufte Reihe von Beispielen, beginnend mit schwellender Völle und endend mit skeletthafter Magerkeit. Völle: 70, 1, 76, 10, 39, 117, 82, 53, 33, 102 — 56, 32, 34, 20, 22, 26, 52, 51, 114: Magerkeit.

Die Lehre vom Raumgefühl macht es ohne weiteres verständlich, warum es entweder die Stärke der Vorstellungsgabe sei oder denn die Fülle der Phantasie, was sich unwillkürlich gefallen muß in der Flächigkeit und Völle des Bildes. Zu jener die Kehrseite wäre die Schwäche des theoretischen Verstandes, zu dieser die Unklarheit des Denkens. Umgekehrt befriedigt sich die „reine Vernunft“ in der begriffsverwandten Linearität des Bildes, die daher positiv für theoretisches Denken und geistige Klarheit spräche, negativ für Mangel an Vorstellungsgabe und für Phantasielosigkeit.

Inbetreff des wichtigen Unterschiedes von Vorstellungsgabe und Phantasie sei hier noch folgendes eingeschaltet. Unter dem Vorstellungsvermögen, an dem sich wieder verschiedene Seiten aufweisen lassen, wie Reichtum, Lebhaftigkeit, Deutlichkeit usw., versteht man die Fähigkeit zur geistigen Vergegenwärtigung eines anschaulichen Denkinhalts (vorstellen = etwas vor sich hinstellen). Es bildet die Grundlage der besonderen Denktätigkeit, die man eine Tätigkeit des Vorstellens nennt, schließt also außer starkem Eindrucksgedächtnis überdies noch in sich die freie Verfügbarkeit des Erinnerungsschatzes. Wer etwa ein Bauwerk, das er gesehen, deutlich genug vergegenwärtigen kann, um es aus dem Kopfe hinzuzeichnen, hat eine starke Vorstellungsgabe, mindestens für Sehgegenstände. —Es mag nun einer äußerst phantasievoll sein, ohne es je zu dieser oder einer ähnlichen Leistung zu bringen. Das Phantasieren nämlich (von

Phasma, Phantasma = Erscheinung) ist nicht ein Tun, sondern ein Erleidnis des Geistes, der, dem Wahrnehmungsraum entrückt, in die Strömung eigenlebendig aufquellender Bilder gerät. Im Hinblick auf den gleichartigen Schlaftraum wäre „Phantasie“ zu verdeutschen mit: Wachtraumbegabung. — Die Beziehung zur Völle ergibt sich für beide mitsammen aus dem (schon für die Teigigkeit beanspruchten) Mehrgewicht der Völle an Erscheinungsgehalt. Im übrigen werden wir eher auf Vorstellungsgabe schließen, wenn das Schriftbild zahlreiche Merkmale für geistige Aktivität darbietet, eher auf Phantasie, wenn für geistige Passivität. Beispiele folgen weiter unten.

Bereicherung und Vereinfachung. — Die Reichhaltigkeit der Schrift wächst außer mit der Völle durch Hinzufügungen, und sie nimmt ab außer mit der Magerkeit durch Fortlassungen. Das dem Anfangsbuchstaben von „Duploy“ aus Fig. 10 nachgebildete D der Textfigur 8 zeigt neben ausgebauchter Innenfläche auch noch zwei entbehrliche Zutaten: einen hakenförmigen Anstrich und einen schlingenförmigen Endstrich. Demgegenüber ist in den P's der Fig. 12 der Ansatzteil des Kopfbogens sowie ebendort im W die ganze Anfangskurve fortgeblieben. Fig. 10 ist abgesehen von ihrer Völle bereichert, Fig. 12 vereinfacht. Eine Schrift kann voll und bereichert sein, aber auch voll und vereinfacht; mager und vereinfacht, aber auch mager und bereichert. Voll und bereichert: Fig. 10, 70, 76, 117; voll und vereinfacht: Fig. 1, 7 (!), 69; mager und bereichert: Fig. 22(!), 83; mager und vereinfacht: Fig. 32, 68 (!), 94, 114. Indessen wird bald die Frage, ob mager oder voll, im Vordergrunde stehen, bald die, ob vereinfacht oder bereichert. An Fig. 1 beschäftigt uns zumal die Völle, an Fig. 65 die Art der Zutaten; Fig. 12 und 77 sind schlechtweg vereinfacht, Fig. 26 und 114 schlechtweg mager. — Unter Bereicherung, wie noch angefügt sei, verstehen wir eine Zutat, die nicht etwa zweckwidrig den Buchstaben entstellen würde, unter Vereinfachung eine Fortlassung, die nicht etwa seine Leserlichkeit gefährden würde. — Als Zuwachs an Reichhaltigkeit muß es endlich noch gelten, wenn die Großbuchstaben eigenartig gestaltete oder gar wechselnde Formen zeigen (vgl. z. B. die verschiedenen D's in der Schlußzeile von Fig. 102), daher eine sonst vereinfachte Handschrift daneben noch kann bereichert sein. Fig. 2: durchgestaltet, voll, teilweise vereinfacht; Fig. 3: bei beträchtlicher Vereinfachung hervorragend gestaltet; Fig. 5: gestaltete Großbuchstaben und einige Zutaten;

Fig. 21: ganz ungestaltet, mager, aber bereichert; Fig. 31 und 33: gestaltet und vereinfacht: Fig. 39: etwas bereichert, gestaltet, verhältnismäßig voll; Fig. 66: vereinfacht und sehr gestaltet (man beachte die geistvollen B-Formen); Fig. 76 bereichert, gestaltet und ziemlich voll; Fig. 77: vereinfacht, aber gestaltet; Fig. 101: äußerst gestaltet und sehr vereinfacht; Fig. 102: ziemlich voll, bereichert und durchgestaltet; Fig. 111: bereichert und gestaltet; Fig. 119: durchgestaltet, sehr vereinfacht und nicht mager.

Fassen wir an den Zutaten nichts als den Sachverhalt der Vermehrung der Linien, an den Gestaltungen nichts als den der Vermehrung der Formen ins Auge, betrachten wir also die erzeugten Figuren, immer vorausgesetzt, daß sie nicht zweckwidrig seien, nur um des Beitrages willen, den sie zur Bereicherung des Schriftbildes liefern, so müssen wir sie herleiten aus einem Gestaltungstriebe, der im Leben des Schreibers überhaupt und ganz besonders, wie sich versteht, auf dem Felde seiner vorherrschenden Interessen zur Geltung kommt. Ist er ein vorzugsweise praktischer oder technischer Charakter, so wird sich sein Gestaltungstrieb bald vornehmlich auf die äußere Lebenshaltung (Kleidung, Betragen, Wohnungsausstattung), bald auf die Durchdringung seines Berufes mit den ihm eigentümlichen Anordnungs- und Verteilungsbedürfnissen richten; ist er dagegen ein vorzugsweise geistiger Charakter, so wird er sich fühlbar machen in einem architektonischen Zuge seines Denkens. Die Kehrseite werden wir in jener Art der Unform erblicken, die allemal dann entsteht, wenn ein Gestaltungsdrang des inneren Regulativs ermangelt. Wir dürfen sie genauer als Übertriebenheit bezeichnen und können an dieser abermals unterscheiden das Ausarten der äußeren Lebenshaltung in Umständlichkeit und Weitschweifigkeit und das Ausarten der geistigen Haltung in Unsachlichkeit aus Überschätzung von Nebenzügen.

Ein Buchstabe kann Gestalt gewinnen durch Bereicherung wie aber auch durch Vereinfachung. Nachdem wir jedoch das Gestaltetsein aus dem Gesichtspunkt der Bereicherung abgehandelt haben, müssen wir bei den Vereinfachungen von jenem selbst dann absehen, wenn sie im Dienste des Gestaltungstriebes bewirkt worden sind. Ein anderes ist der Gestaltungstrieb und wieder ein anderes die Tatsache, daß er grade auf Vereinfachung abzielt. Die Macht, die bis ins Grenzenlose Gestalten hervortreibt, heißt Leben; die Macht, die bis ins Grenzenlose die Lebensgestalten vereinfacht, heißt Geist! Der Gestaltungstrieb steht auf der Lebensseite, der ihm im Menschen entgegengesetzte Vereinfachungstrieb auf der Geistesseite des

Charakters. Sein Vorzug ist der Zweckmäßigkeitssinn, seine Gefahr der Mangel an Formgefühl.

Für die Handschriftendeutung jedenfalls ausreichend, ist das Gesagte in theoretischer Hinsicht unvollständig. Denn wir könnten natürlich weiterhin unterscheiden den sozusagen eigenherrlichen Vereinfachungstrieb von einem solchen Vereinfachungstriebe, mit dem sich nur ein Trieb nach Gestaltung vermittelt. Dort hätten wir den im weitesten Sinne mehr logisch gerichteten, hier den mehr ästhetisch gerichteten Charakter. Wir könnten endlich noch die Vorkommnisse der geschmackvollen Einfachheit hälften, je nachdem sie mehr durch Abschälung des Unwesentlichen oder mehr durch Heraustreiben des Wesentlichen verwirklicht wurden. Jenes Verfahren läge der ästhetischen Empfänglichkeit näher, dieses dem künstlerischen Betätigungsdrange. Wir nehmen darauf mit den Beispielen gelegentlich Bezug.

Verschnörkelung und Vernachlässigung. — Ob unsre Deutung jeweils positiv oder negativ ausfalle, das hängt natürlich (wie immer) in erster Linie vom Formniveau ab. Bei den Zutaten und Gestaltungen werden wir indes außerdem noch fragen, ob und wieweit sie gelungen sind. So erscheinen uns die gestalteten Bereicherungen der Fig. 43, 44 und 115 z. B. minder gelungen als die der Fig. 2, 66, 70 und 117; und so werden wir diese günstiger als jene bewerten. Aber selbst, wenn sie so wenig gelungen sind wie in Fig. 65, so scheinen sie doch immer noch aus sich selbst und um ihrer selbst willen dazusein, sehr zum Unterschiede von den Großbuchstaben der Fig. 113, angesichts deren wohl niemand daran zweifelt, daß sie ihr Dasein weit weniger einem Gestaltungsdrange als dem Wunsche, Aufsehen zu erregen, verdanken. Waren alle bisher betrachteten Bereicherungen sachlich und echt, so haben wir es hier mit einer unechten Bereicherung zu tun, für die wir den Namen Verschnörkelung wählen. Da solcherart die Negation bereits in die Kennzeichnung des handschriftlichen Merkmals aufgenommen wurde, so läßt dieses natürlich eine positive Auslegung nicht mehr zu und wird daher stets zum Ausdruck der Gefallsucht und Effekthascherei. Beispiele für schnörkelhafte Zutaten geben u. a. Fig. 30 (H und K), 49, 74, 104, 109.

Der verschnörkelten stellen wir füglich die vernachlässigte Schrift gegenüber, worunter eine solche zu verstehen, in der zweckwidrig Buchstabenteile fortgelassen sind, die der notwendigen Unterscheidung dienen.

Dahin gehören z. B. die Oberzeichen, deren selbst nur gelegentlicher Fortfall oder weitgehend ungenaue Setzungsart allemal für Ungenauigkeit, Unpünktlichkeit, Mangel an Verläßlichkeit spricht. Man vergleiche Fig. 20 (Fortfall der ü-Striche in „für"), Fig. 61 (letzter i-Punkt), Fig. 103 (ü-Striche); Fig. 73 (i-Punkt hoch, u-Haken eingebunden). — Besteht die Vernachlässigung zumal in einer Verwischung der Formverschiedenheiten und kommt etwa noch fadenhafte Richtungsverknüpfung hinzu, so hat man die Vorbedingung dessen in der ganz andersartigen Eigenschaft des Vertuschungstriebes zu suchen. Man vergleiche die dafür schon angeführte Fig. 58. Übersichtstafel 12.

Tabelle XII.

Völle		Magerkeit	
+	—	+	—
Phantasie	Verstandesschwäche	Verstandesstärke	Phantasielosigkeit
Vorstellungsgabe	„Phantastik"	Theoretische Denkbegabung	Mangel an Vorstellungsgabe
Anschauungsvermögen (Einbildungskraft)	Geistige Unklarheit	Geistige Klarheit	Mangel an Anschauungsvermögen
	Kritiklosigkeit	Scharfsinn	Nüchternheit
	Verworrenheit	Kritik	Dürre
			Saftlosigkeit

Bereicherung Gestaltungstrieb		Vereinfachung Vereinfachungstrieb	
+	—	+	—
Formgefühl	Übertriebenheit	Zweckmäßigkeitssinn	Mangel an Formgefühl

In praktischer Hinsicht:

Sinn für „Repräsentation"	Umständlichkeit	Ordnungssinn	Vernachlässigung des Äußern
Wertlegen auf das Äußere	Weitschweifigkeit	Einfachheit	„Utilitarismus"
Prunkliebe	Ungeschmack	Geschmack	„Puritanismus"
Begabung zu „arrangieren"			

In geistiger Hinsicht:

Anordnungsgabe	Unsachlichkeit	Sachlichkeit	Mangel an Schönheitssinn
Darstellungsvermögen	Überschätzung des Nebensächlichen	Erfassen des Wesentlichen	Innere Kahlheit
Bildnertrieb	Pedanterie	Urteilsbestimmtheit	Schablonenhaftigkeit
„Bautrieb"	(Silbenstecherei)		
Vervollkommnungstrieb	Verstiegenheit		
Schönheitssinn			

Verschnörkelung	Vernachlässigung
—	—
Gefallsucht	Ungenauigkeit
Effekthascherei	Ungründlichkeit
Originalitätssucht	Flüchtigkeit
Selbstgefälligkeit	Mangel an Ordnungssinn
Wichtigtuerei	„Schlampigkeit"
Renommisterei	Liederlichkeit
Eitelkeit	Unpünktlichkeit
Anspruchsvolles Wesen	Unverläßlichkeit
	Vertuschungstrieb
	Vieldeutigkeit
	Verstecktheit
	Verschlagenheit

Beispiele. — Abgesehen von Vernachlässigung und Vertuschung, die als hinreichend schon veranschaulicht gelten mögen, bietet vorstehende Übersichtstafel noch 13 Teilgruppen, für deren jede wir einige Beispiele anführen wollen.

1. Plusseite der Völle. — Fig. 1: sehr voll, weit weniger gestaltet, mehr rhythmisch perlend als getaktet, von knapp mittlerer Regelmäßigkeit, äußerst teigig: das Seelenleben herrscht über die Tätigkeit des Geistes; also reiche Phantasie. Ähnlich Fig. 69; bei gelegentlich verhäkelten Zeilen und zersetzenden Binnenlücken jedoch einige Gefahr der Phantastik. — Fig. 70: sehr voll, aber auch erheblich gestaltet, weit stärker gegliedert als Fig. 1, ebenfalls nicht ohne Zeilenverstrickung: seelisch gespeiste Vorstellungsgabe mit hie und da einiger Gefahr des Ausartens in Bizarrerie.

2. Minusseite der Völle. — Teilweise Fig. 48: nicht ohne beschwerliche Völle bei tiefstem Formniveau: Verworrenheit und Verstandesschwäche. Ferner einigermaßen Fig. 78: einige Völle, Teigigkeit, niedrige

Formstufe: geistige Unklarheit (aber ohne Wirkung auf die praktische Lebensführung).

3. Plusseite der Bereicherung in praktischer Hinsicht. — Fig. 22: die an für sich nicht ungestalten Zutaten weisen angesichts der schon berührten kaltherzigen Berechnung auf Vorliebe für repräsentative Lebensformen hin; das untermittlere Formniveau nötigt überdies jedoch zur Annahme parteiischer Unsachlichkeit. — Fig. 39: nicht ohne gestaltete Zutaten; bei gutem Formniveau und erheblicher Kleinheit zu deuten auf: Sinn für würdige Haltung. — Fig. 76: ausfahrende, aber nicht gestaltlose Zutaten in fließender, voller, lebensgewandter diplomatischer Schrift: phantasievolle Prunkliebe.

4. Plusseite der Bereicherung in geistiger Hinsicht. — Fig. 2: durchgestaltete Völle, betonte Gliederung bei störungslosem Rhythmus, regelmäßig, höchstes Formniveau: Bildnertrieb, Schönheitssinn, Darstellungsvermögen. — Fig. 102: durchgestaltete Zutaten, bewußte Formung, ziemlich ebenmäßig, gutes Niveau (starke Anfangsbetonungen): Vervollkommnungstrieb, Darstellungswünsche, die eigene Lebenshaltung betreffend. — Fig. 120: durchgestaltete Völle, Engführung, Rhythmus, äußerst regelmäßig, sehr hohes Formniveau: eine ganz im Anschaulichen webende Geistigkeit.

5. Minusseite der Bereicherung in praktischer Hinsicht. — Fig. 44: etwas unbeholfene Bereicherung bei schwerfälliger Federführung: Umständlichkeit und Weitschweifigkeit. Ähnlich Fig. 43. — Fig. 83: störende Zutaten in gänzlich „materieller“ Schrift: Geschmacklosigkeit.

6. Minusseite der Bereicherung in geistiger Hinsicht. — Fig. 18: formlose Aufbauschungen auf schlechtem Niveau, völliger Mangel an Ebenmaß: Unsachlichkeit, Überspanntheit. — Fig. 60: Aufbauschungen: nicht ohne geistige Verstiegenheit bei übrigens klug lavierender Haltung nach außen.

7. Verschnörkelung: — Fig. 19: Lügenhaftigkeit. Fig. 30: Wichtigtuerei und Rechthaberei. Fig. 49: gedankenarme Eitelkeit. Fig. 104: Hysterie. Fig. 108: scheinbar aus erfindungsarmen Gestaltungswünschen hervorgegangene Aufbauschungen, in Wirklichkeit „subjektive“ Formübertreibungen, wie im nächsten Kapitel genauer begründet wird: große Selbstgefälligkeit. — Fig. 109: einer, der „sich aufspielt“; aber harmlos. Fig. 113: Effekthascherei und Übertreibung. Einigermaßen Fig. 115: Originalitätssucht.

8. Plusseite der Magerkeit. — Fig. 68: geistige Klarheit, Scharfsinn, Kritik.

9. Minusseite der Magerkeit. — Fig. 16: Dürre und Saftlosigkeit. Fig. 51: große Nüchternheit. Fig. 114: nackter Wille.

10. Plusseite der Vereinfachung in praktischer Hinsicht. — Fig. 26: Zweckmäßigkeitssinn und Ordnungsgeist.

11. Plusseite der Vereinfachung in geistiger Hinsicht. — Fig. 3: Vereinfachung im Dienste des Gestaltungstriebes und vorzüglich durch Heraustreibung des Wesentlichen: geistiger Bildnertrieb, vor allem auf kritische Durchdringung zielend. Ähnlich, nur weitaus weniger durchführend, Fig. 66. — Fig. 7: auch hier müssen die Vereinfachungen aus dem Formungsdrange verstanden werden, gehen aber mehr auf Abschälung des Unwesentlichen: höchst gebildeter Geschmack und kritisches Anschauungsvermögen. — Fig. 32: unabhängige Vereinfachung: Einfachheit und Urteilsbestimmtheit. — Fig. 77: ebenso, aber bei stärkerem Übergewicht der geistigen über die praktischen Neigungen. — Fig. 67: Mischung aus Fall Fig. 3 und Fall Fig. 77: Erfassen des Wesentlichen, gedanklicher Bautrieb. — Fig. 101: Mischung aus Fall Fig. 7 und Fall Fig. 77: mehr kritisch aufnehmende als bildnerische Geistigkeit, aber fast gleichstark logisch wie ästhetisch beteiligt. — Fig. 119: Mischung aus Fall Fig. 3 und Fall Fig. 32: auf Willensbildung abzielender Vereinfachungstrieb.

12. Minusseite der Vereinfachung in praktischer Hinsicht. — Fig. 114: Utilitarismus.

13. Minusseite der Vereinfachung in geistiger Hinsicht. — Fig. 62: geistige Blutarmut.

Besonderheiten der Formenauswahl. — Unter den aus den verschiedensten Gesichtspunkten zu betrachtenden Gestaltungsbesonderheiten haben wir als Bildungskennzeichen schon erwähnt die Ersetzung laufschriftlicher durch druckschriftliche Großbuchstaben (vgl. Fig. 8, 66, 93, 94, 101, 119). Hat man dabei in erster Linie an literarische Neigungen zu denken, so kann es hinwiederum für musikalische Neigungen sprechen, wenn sich Einzelformen finden, die an G-Schlüssel, Notenköpfe und Notenbalken erinnern, oder für rechnerische Neigungen, wenn ziffernartige Gestaltungen auftreten. Der nicht eben selten vorkommende Fall, daß eine deutsche Schrift mit lateinischen oder eine lateinische mit deutschen Buch-

staben durchsetzt ist, spricht gewöhnlich für vielseitige Interessen bei autodidaktischem Bildungsgange (vgl. Fig. 67, auch Fig. 60).

Richtungscharaktere. — Obwohl zu den Gestaltungsbesonderheiten auch die Anfangsbetonungen und Überstreichungen gehören, so ziehen wir es doch vor, diese um ihrer hervorragenden Wichtigkeit willen im nächsten Kapitel für sich zu behandeln. Dagegen schließen wir sogleich jene Eigentümlichkeit des Richtungscharakters an, derzufolge sich mehr rechtsläufige von mehr linksläufigen Handschriften unterscheiden lassen. — Im großen und groben betrachtet, ist allerdings bei unsrer rechtshändigen Schreibausübung die erzeugende Bewegung jeder Handschrift eine vorwaltend rechtsläufige, weshalb insbesondere eine in der Beziehung vorlagemäßige Schrift entschieden rechtsläufig genannt werden muß. Genauere Untersuchung zeigt indes, daß diese Rechtsläufigkeit einesteils noch gesteigert, andernteils in ganz beträchtlichem Maße abgeschwächt werden kann. Steigerung der Rechtsläufigkeit haben wir in folgenden Zügen zu erblicken:

1. Verlängerung rechtsläufiger Schlußzüge nach obenrechts.

2. Abbiegung solcher Schlußzüge nach rechts (mit oder ohne Verlängerung). Textfigur 9B, zweite Hälfte.

3. Ersetzung linksläufiger Schleifen durch rechtsläufige Verbindungen Textfigur 9B, erste Hälfte.

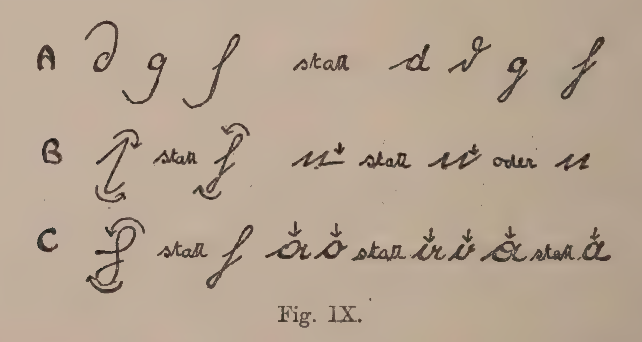


Fig. IX.

Die letzte dieser drei Abweichungen haben wir teils aus dem Gesichtspunkt der Kürzung des Schreibweges, teils der Vereinfachung betrachtet und demgemäß auf Geistesgewandtheit und Bildung gedeutet. Jetzt sehen wir, daß sie zudem noch aus dem Gesichtspunkt der Rechtsläufigkeit aufgefaßt werden könne und in der Tat so aufgefaßt werden muß, wenn die

sonstigen Befunde dazu herausfordern. Wir weisen bei der Gelegenheit darauf hin, daß es grundsätzlich zulässig ist, jede Bewegungsbesonderheit in mehrfacher Weise auszulegen. Obwohl z. B. Fig. 33 linksläufiger Abweichungen nicht völlig ermangelt, so spricht doch für gesteigerte Rechtsläufigkeit die Abbiegung der Schlußrichtungen nach rechts. Da im übrigen die Schrift zwar mancherlei Vereinfachungen darbietet, aber keine besondere Eile verrät, so werden wir an der gelegentlichen Ersetzung der Schleife durch einfache Knüpfung (vgl. in der ersten Zeile „gerade", in der vierten „machen") außer dem Vereinfachungsbestreben auch noch die Rechtsläufigkeit der Bewegung beteiligt denken. — Die Abbiegung der Schlußzüge nach rechts, verbunden mit deren Verlängerung, zeigt uns vortrefflich die auch sonst vorwaltend rechtsläufige Fig. 87; ebenso Fig. 22. Verlängerungen nach obenrechts bemerken wir in Fig. 16, 21, 29, teilweise 76, und wenigstens bei verschiedenen u-Haken der Fig. 60.

Aus Minderung der Rechtsläufigkeit oder, was dasselbe, aus Steigerung der Linksläufigkeit haben wir folgende Eigentümlichkeiten zu verstehen:

1. Fortfall rechtsläufiger Schlußzüge.
2. Linksläufige Verstärkungen. Textfigur 9C.
3. Linksläufige Hinzufügungen. Textfigur 10.
4. Linksläufige Abbiegungen. Textfigur 9A.

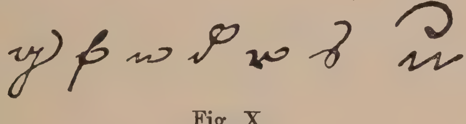


Fig. X.

Die Eigentümlichkeit Nr. 1 — abermals außerdem ein Fall von Vereinfachung und Kürzung — tritt hie und da in Fig. 33 (zweite Zeile „bei", vierte „zu"), kräftiger schon in Fig. 31 und 32, höchst entschieden in Fig. 35, 67, 68 hervor. — Unter den linksläufigen Verstärkungen begegnen uns zweierlei Formbesonderheiten wieder, die wir oben in ganz andern Zusammenhängen angetroffen haben, wo sie einander fremd gegenüberstanden: nämlich die Zuschließung und die gebauchte Schleife. Wie ein Blick auf Textfigur 9C verrät, fordert die Schleifenausbauchung allemal eine Verlängerung der linksläufigen Übergangsrichtung, die Zuschließung, streng genommen, sogar Vermehrung der erzeugenden Bewegung um ein

nach links gerichtetes Zusatzstück. Sofern wir die erweiterte Schleife etwa aus Phantasie, die Zuschließung aus Unaufrichtigkeit herleiten, ist der Richtungscharakter beider Gestaltungen selbstverständlich außer Frage gestellt. Ob und wieweit wir überdies auch noch ihn zu erwägen haben, entscheidet sich jedesmal aus dem Gesamtbild der Handschrift. Während sich für die erweiterte Schleife die Notwendigkeit dazu verhältnismäßig selten ergeben wird, kann die überhaupt schon bedeutungsverwandte Schließung dem Übergewicht der Linksantriebe sogar vornehmlich ihre Entstehung verdanken. — Der stärkste und für die üblichste Deutung entscheidende Fall ist die linksläufige Hinzufügung, deren Struktur aus Textfigur 10 ohne nähere Erläuterung erhellen dürfte. Man findet sie sehr ausgeprägt in Fig. 65, 74, 78, 83, 105, 111, 112 (vgl. „innre"). — Wenn der eine Sonderbetrachtung erheischende Haken, der für gewöhnlich nach unten, bisweilen jedoch auch nach oben geöffnet ist (vgl. Fig. 79), fangschlingenartige Ausdehnung gewinnt wie im t-Querstrich und Namenszug von „Buonaparte" Fig. 13, so tritt natürlich auch er in die Reihe der linksläufigen Hinzufügungen ein. — Eine Musterkarte aller bisher besprochenen Linksläufigkeiten bietet Fig. 78, deren am meisten charakteristische Verstärkungen und Zufügungen wir in Textfigur 11 nachgebildet und mit Pfeilen versehen haben.

Von ihnen allen wesentlich entstehungsverschieden ist endlich die

Fig. XI.

linksläufige Abbiegung, d. h. die Ersetzung der rechtsläufigen Schlußzüge von Unterschlingen durch eine schwungvoll nach obenlinks ausklingende Endrichtung. Ebendahin muß auch die gleichsinnige Umgestaltung der d-Köpfe gerechnet werden (Textfigur 9 A).

Sinn der Linksläufigkeit und der Rechtsläufigkeit. — Da, wie betont, die Schreibbewegung an und für sich eine rechtsläufige Bewegung ist, werden wir an erster Stelle den Sinn der Linksläufigkeit ermitteln und erst von ihm aus den Ausdrucksgehalt der Rechtsläufigkeit zu bestimmen trachten. Dabei bieten sich nun zwei verschiedenartige Überlegungen dar,

je nachdem wir ausgehen von der linksläufigen Hinzufügung oder von der linksläufigen Abbiegung. — Für das Verständnis der linksläufigen Hinzufügung ist es von Bedeutung, sich klarzumachen, daß sie mit beliebiger Verlängerung des rechtsläufigen Schlußzuges einhergehen kann, die, für sich allein genommen, auf Betonung der Zielvorstellung und Strebsamkeit hinwiese (Fig. 83). Darstellen wir nämlich das Ich durch einen Punkt, so entspräche bloß in Ansehung seiner Zielhaftigkeit jedes nur mögliche Ziel einem zweiten Punkt und die von jenem zu diesem führende Gerade der Richtung des Strebens an und für sich. Demgemäß kommt der Zustand des Strebens schlechthin zum Ausdruck in Streckungsbewegungen und bei rechtsläufigem Schreiben zumal in der Überbetonung des Dranges nach rechts. Wie muß nun ein Streben geartet sein, dessen Ausdrucksbewegung auf den Bewegungsanfang und das will sagen auf die Erscheinung des Ichpunkts zurückführt?

Es ist das besitzergreifende oder nehmende Streben! Die auf ihren Ausgangspunkt zurückkreisende Bewegung entspringt dem Aneignungstriebe (im weitesten Wortsinn); wovon wir so häufig die unmittelbare Bekundung sehen in den unwillkürlichen Greifbewegungen der Kinder! Der Aneignungstrieb ist bald ein mehr stofflicher (Erwerbssinn, Eigennutz), bald ein mehr geistiger (Herrschtrieb, „Wille zur Macht“), und er ist endlich in jeder seiner Formen eine Weise des Selbsterhaltungstriebes, den man aus sittlichen Gründen als „Egoismus“ zu tadeln pflegt. Er mitumfaßt darum auch diejenigen Strebungen, mit denen der Egoismus auf Störungen seines Machtbereichs antwortet, die Strebungen des Neides, der Abgunst, der Bosheit. — Wir müssen an dieser Stelle auf die weitläufigen Auseinandersetzungen verzichten, zu denen die Frage Anlaß böte, ob die sittlich zweifellos abschätzige Beurteilung der Selbstischkeit auch lebenswissenschaftlich zu Recht bestehe, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß man auch den Aneignungswillen bald vornehmlich aus einer Stärke der Triebfedern, bald aus einer Schwäche der „sympathetischen“ Gefühle zu verstehen habe. In jenem Falle bildet er den Hauptquell einer nach außen gerichteten Tatkraft und der für gewöhnlich mit ihr verknüpften Selbständigkeit und Entschiedenheit, in diesem werden wir von mitleidlosem Egoismus sprechen.

Dem nehmenden steht gegenüber das gebende Streben, dessen Grundlage wir füglich mit „Schenktrieb“ bezeichnen werden. Sofern also die Rechtsläufigkeit zur soeben betrachteten Linksläufigkeit gegensätzlich ist,

geht sie hervor aus Uneigennützigkeit, Güte und Wohlwollen, deren Kehrseite, wie schon früher ausgeführt wurde, in einem Mangel an Selbständigkeit, in Beeinflußbarkeit und Willensschwäche gesucht werden muß.

Die linksläufige Abbiegung. — Wenn das Muster der linksläufigen Abbiegung in einer Behandlung der g- und h-Schleife vorliegt, wie sie uns unübertrefflich schön Fig. 2 darbietet, so kann sie offenbar nicht der Ausdruck eines aneignenden Strebens sein, und wir sehen uns vor die Frage gestellt, ob noch ein andrer Seelenzustand rückläufige Bewegungen hervorzubringen oder zu verstärken vermöge. — Selbstsüchtig nennen wir den, dessen Verhalten unter den verschiedensten Bedingungen vorzüglich vom Aneignungswillen bestimmt wird, nicht aber den, der (aus welchen tieferen Gründen immer) unwillkürlich dazu neigt, sich viel mit dem eigenen Selbst zu beschäftigen. Ein solcher mag zwar überdies noch selbstsüchtig, kann aber ebensogut von zartestem Mitgefühl sein. Wie nun den so Beanlagten alles äußere Erleben immer wieder in sich selbst zurückführt, so auch wohnt seinen Bewegungsantrieben gleichsam eine Scheu vor dem mittelpunktsflüchtigen Hinauseilen inne, und die wird ihn gleichfalls zu wieder zurücknehmenden Bewegungen veranlassen, und zwar insbesondere dann, wenn solche geeignet sind, zugleich das Bild einer in sich gesammelten Form zu erzeugen. Sämtliche Abbiegungen — eingerechnet die schwungvoll linksläufig ausklingenden d-Bögen — stehen im Dienste der Erzeugung eines kreisartig oder ellipsenförmig zusammengefaßten Buchstabenbildes, wie wir es z. B. zierschriftlich ausgestaltet finden in der ornamentalen Meisterleistung Fig. 120. Die innere Sammlung aber, die demgemäß in der schließenden Rückbiegung Gestalt gewinnt, ist selbst wieder nur eine Seite der Innerlichkeit überhaupt und bildet die Vorbedingung jener „kontemplativen“ Vergangenheitsbeziehung, die keinem wirklichen Dichter fehlt; daher denn die Abbiegungen so häufig in den Handschriften der „Lyriker“ auftreten. Vgl. Fig. 2, 111 (die d's), 112. Zur sinnenden Innerlichkeit die unerfreuliche Kehrseite ist die Eigenbezüglichkeit und sentimentale Empfindlichkeit.

Sofern nun die Rechtsläufigkeit zu dieser Linksläufigkeit gegensätzlich ist, liegt sie begründet in einer beständig nach außen gekehrten Gemütsverfassung, deren positive Seite unternehmender Tätigkeitsdrang, deren negative die Unfähigkeit zur Muße ist. — Die Rechtsläufigkeit

steht auf der Seite der seelischen Lösung, die Linksläufigkeit auf derjenigen der Bindung. Übersichtstafel 13.

Tabelle XIII.

Rechtsläufigkeit Schenktrieb		Linksläufigkeit Aneignungstrieb	
+	—	+	—
Uneigennützigkeit	Willensschwäche	Tatkraft	Selbstsucht
Güte	Unselbständigkeit	Selbständigkeit	Mitgefühlsmangel
Wohlwollen	Unentschiedenheit	Entschiedenheit	Teilnahmlosigkeit
Mitgefühl	Beeinflußbarkeit	Selbsterhaltung	„Egoismus“
Anpassungsneigung			
„Nächstenliebe“		Erwerbssinn	Eigennutz
„Humanität“			Habsucht
„Altruismus“			
			Neid
			Bosheit
			„Ressentiment“

Nach außen gekehrt		Innerlichkeit	
+	—	+	—
Tätigkeitsdrang	Mußelosigkeit	Sammlung	Eigenbezüglichkeit
Unternehmungslust	Eilfertigkeit	Beschaulichkeit	„Egozentrizität“
Betriebsamkeit	Mangel an Beschaulichkeit	„Kontemplation“	Empfindlichkeit
Gewandtheit	Ruhelosigkeit	„Lyrismus“	„Sentimentalität“
			Übelnehmerei

Im Zusammenhang mit der Girlande spricht die Rechtsläufigkeit der Fig. 33 für Wohlwollen, die der schon untermittleren Fig. 73 vorwiegend für willensschwache Betriebsamkeit. — Da sich die linksläufigen Schlußzüge der Fig. 109 mit weichen Basisbögen verbinden, schließen wir auf einige berechnende Höflichkeit, die im Erwerbsleben fast unvermeidlich ist und darum in kaufmännischen Handschriften nicht allzu schwer genommen werden darf. In der untermittleren Fig. 78 läßt die Häufung aller nur möglichen Linksläufigkeiten auf schroffen Egoismus schließen, der sich in Habsucht, Geiz und Rücksichtslosigkeit entfalten mag; in der noch beträchtlich tiefer stehenden Fig. 83 die regelmäßig wiederkehrende schwungvolle Schlußschlinge auf eine hinter schöntuenden Phrasen sich versteckende allerkleinlichste Selbstsucht. — Von seelischer Innerlichkeit zeugen die Abbiegungen der Fig. 69, von Konzentrationswünschen die linksläufigen Verstärkungen der Fig. 102, mehr von Eigenbezüglichkeit die der Fig. 84.

VII. KAPITEL

ANFANGSBETONUNG ÜBERSTREICHUNG BEWEGUNGSVERTEILUNG

Die Anfangsbetonung. — Wenn wir bereits den Richtungscharakter zumal in den Endzügen ausgesprochen fanden, so ist nunmehr darauf hinzuweisen, daß ganz allgemein die Schlüsse wie aber auch die Anfänge der Wörter optisch bevorzugte Stellen sind, an die sich in erster Linie Gestaltungsantriebe heften werden. Ganz besonders gilt das von den an und für sich formreicheren Großbuchstaben und im allerhöchsten Maße, wenn diese zusammentreffen mit entweder räumästhetisch oder begrifflich ausgezeichneten Örtern, wie es etwa die Adresse eines Briefes ist oder dessen Anfang oder die Namensunterschrift.

Fig. XII.

Die bemerkenswertesten Anfangsbetonungen sind:

1. Großbuchstaben mit überragender Höhenausdehnung der ersten Hauptrichtung (kommt auch bei Kleinbuchstaben vor). Textfigur 12 A „Nein".

2. Überragende Höhenausdehnung schlechtweg der Großbuchstaben. Textfigur 12A „Erzherzog", „Nahrung".

3. Verbreiterte Großbuchstaben mit oder ohne Höhenüberragung und häufig verstärkt durch Formübertreibungen und Zusätze. Textfigur 12B „Mahnung", „Herrn".

Um den Sinn solcher Bildungen zu ermitteln, braucht man sie nur

unbefangen auf sich wirken zu lassen. Dank einer leichtverständlichen Eigenschaft des Raumgefühls machen sie nämlich den Eindruck der Überlegenheit und verkörpern sozusagen einen Rangunterschied. Ganz allgemein erscheint unter sonst vergleichbaren Umständen das räumlich Größere und vorzüglich das räumlich Höhere als der Ausdruck entsprechend größerer Macht; woher es sich schreibt, daß schon Kinder eine Vorliebe haben „für den größten Erdteil oder Ozean auf der Landkarte, für die breiteste Pfütze auf der Straße, für den höchsten Baum im Walde und den größten Respekt vor dem längsten Spielkameraden. Als im dritten nachchristlichen Jahrhundert die Ermordung des jeweiligen römischen Kaisers zur Regel wurde und die Neubesetzung des Throns häufig in den Händen der Soldaten lag, kann es nicht selten vor, daß die Wahl einfach auf den Größten und Stärksten fiel: Maximin, der Nachfolger des Alexander Severus, war ein thrakischer Hirt, Sohn eines Goten und einer Alanin, also völliger Barbar. „Aber die Armee“, heißt es in Burckhardts „Zeitalter Konstantins“, S. 15, „welche hier selbst die letzte Rücksicht beiseite ließ, bestand auch aus lauter Barbaren von der Ostgrenze, denen gar nichts daran lag, ob ihr Kandidat von Antoninen abstammte, in hohen Ämtern sich gebildet hatte, Senator gewesen war oder nicht. Dafür war Maximin achthalb Fuß hoch, riesenstark und ein Korporal, wie vielleicht im ganzen römischen Heer kein zweiter.“ Aus keinem andern Grunde hat für den Touristen besondere Anziehungskraft der höchste Punkt einer Bergkette, mit dessen Besteigung man des Gebirges „Herr“ wird. Ein Rundblick gestattender Hügel „beherrscht“ die Gegend, die Kirche das Städtchen, der Turm die Kirche. Da die Schrift, wie wir wissen, als stehend erlebt wird, so zeigt die Tendenz zur Vergrößerung der Anfangshöhen die Stärke des Vergnügens an, das der Schreiber an dominierenden Formen empfindet. Das aber wurzelt notwendig in einem Erlebnis des Selbstgefühls. Wer die Überlegenheit seiner selbst nicht erfahren könnte, sei es über fremde Willenskreise, sei es über Teilansprüche des eigenen, für den wäre die Tatsache der Herrschaft überhaupt unerfahrbar. Im Sympathisieren mit dem Bilde der Überlegenheit offenbart sich der Hang, sich selbst überlegen zu fühlen.“ (Probleme der Graphologie, S. 206—207.) Demgemäß geht die gewohnheitsmäßige Anfangsbetonung jedenfalls aus dem Selbstschätzungsbedürfnis hervor, das in Charakteren von tieferem Lebenspathos zum Wunsch nach Größe wird.

Das Bedürfnis nach Selbstschätzung ist eine, aber durchaus nicht

die ganze Bedingung des wirklich bestehenden Selbstgefühls, das sprachgebräuchlich „Selbstbewußtsein“ und mit Beziehung auf die praktische Lebenshaltung „Selbstvertrauen“ heißt. Ob dieses noch über den Wunsch nach Bedeutung hinausgehe oder vielmehr hinter ihm zurückbleibe, folgt teils aus dem Verhältnis der Anfangsbetonungen zum Gesamtduktus, teils aber schon aus den besonderen Gestaltungen jener. Den günstigsten Fall, nämlich des Gleichgewichts beider Eigenschaften, gibt uns das optisch sozusagen natürliche Verhältnis von Breite zu Höhe des Großbuchstabens. Bei übertriebener Breite ist Anmaßlichkeit zu vermuten und gelegentlich krankhafte Selbstüberschätzung (Textfigur 12B „Mahnung“, „Herrn“); bei der eigenartigen Überbetonung der unteren L-Schleife (Textfigur 12B „Leute“), wie sie handschriftlich z. B. in „Landsleuten“ (Fig. 76, siebente Zeile) auftritt, insbesondere sehr oft Dünkel; bei übertriebener Schmalheit dagegen (Textfigur 12A „Herrn“ große Empfindlichkeit des Ehrgefühls aus unbefriedigtem Geltungsbedürfnis. Vortrefflich äußert darüber Preyer: „Sind aber die Riesenbuchstaben sehr schmal, indem ihre Längslinien ganz nahe zusammenrücken, dann ist falsche Bescheidenheit und sehr leicht Verlegenheit vorhanden, d. h. die betreffende Persönlichkeit zeigt sich im Verkehr, eigene Verdienste geflissentlich verschweigend, bescheiden, ehrerbietig, ehrfurchtsvoll, fast schüchtern, obgleich ein starkes Selbstgefühl sie beherrscht. Dieses wird leicht verletzt und führt zu einer Überschätzung der eigenen Kenntnisse und Leistungen. Mit solchen ist es schwer, sich zu verständigen, da sie trotz des zur Schau getragenen, bescheiden sein sollenden Wesens rechthaberisch, empfindlich und übelnehme-

Tabelle XIV.

Anfangsbetonung.

Selbstschätzungstrieb.

+	—
Bedeutungsbedürfnis	Eitelkeit
Wunsch nach Größe	Anspruchsvolles Geltungsbedürfnis
Ehrgefühl	Ruhmsucht
(Selbstbewußtsein)	Hochmut
(Stolz)	Anmaßlichkeit
	Arroganz
	Eingebildetheit
	Dünkel
	Breitspurigkeit
	„Größenwahn“

risch zu sein pflegen. Selbst dann, wenn die Majuskeln nicht auffallend groß, aber durchweg gestreckt und sehr eng und steil sind, kann man auf diesen Charakterfehler schließen. Er ist bei begabten, strebsamen jungen Gelehrten häufig.“ (Psychologie des Schreibens, S. 93 und 94.) Im übrigen entscheidet, wie gesagt, das Gesamtbild der Handschrift und zumal das Formniveau darüber, ob wir den positiven oder negativen Bedingungen den Vorzug geben. Übersichtstafel 14.

Fig. 2: starkes Selbstbewußtsein; Fig. 22: einige „Suffissance“; Fig. 30: Wichtigtuerei; Fig. 80: Größenideen; Fig. 81: Befangenheit aus Geltungsbedürfnis; Fig. 93: einige Selbstüberschätzung; Fig. 102: starkes Bedeutungsbedürfnis; Fig. 108: Selbstgefälligkeit und Empfindlichkeit; Fig. 113: Großtuerei.

Die Überstreichung. — Der Anfangsbetonung bedeutungsverwandt ist die Überstreichung, die freilich nur in lateinischen Schriften und zwar vorzüglich im t, daneben auch im F, T, V, W auftritt (Textfigur 12C) und

Fig. XIII.

von der alten Graphologie als „Protektionsstrich“ bezeichnet wurde. Textfigur 13 erste Zeile zeigt ihn lang und niedrig, zweite hoch, aber kurz, dritte hoch, lang und ansteigend, vierte hoch, lang und wagerecht; und

man bemerkt nun sogleich, daß die vierte den Eindruck einer beherrschenden Form am stärksten hervorbringt. Der Strich muß sich nämlich in einiger Höhe über dem Worte befinden und zugleich mit der Schreibzeile parallel laufen, damit er alle über diese emporstrebenden Richtungen gewissermaßen niederhalte. „Er drückt gleichsam auf die darunter befindliche Zeile oder zum wenigsten „er hält seine Hand darüber." Der Gedanke des unbefangenen Beschauers pflegt von der Betrachtung der fraglichen Form tatsächlich weiterzugehen zur Gebärde des Darüberhaltens der Hand, und wir können daher den Sinn des Federzuges vortrefflich erläutern an der noch deutlicher „sprechenden" Gestalt der Geste, die bald ein segnendes Beschützen, bald ein herrisches Besitzergreifen ausdrückt und etwa dem Polykrates anstände, wenn er (bei Schiller) zum König der Ägypter die Worte spricht: „Dies alles ist mir untertänig!"" (Probleme der Graphologie, S. 212). — Wie ein Blick auf die fünfte Zeile der Textfigur 13 enthüllt, liegt der Bedeutungsgrund des Federzuges zweifellos nicht in der Eigenart der erzeugenden Bewegung, die nicht minder ja auch die Unterstreichung hervorbrächte, sondern in der anschaulichen Beziehbarkeit der bewirkten Linie auf das ihr raumsymbolisch untergeordnete Wort. Demgemäß deutet die Überstreichung zumal auf Herrschtrieb und alles ihm Nahestehende hin.

Fig. 76: Querung bei T und F, als Schwellzüge gebildet, im Augenblick des stärksten Druckes mit Häkchenschluß abbrechend, schräg ansteigend: ehrgeiziger Durchsetzungsdrang, Zähigkeit, Rücksichtslosigkeit, Befehlstemperament, Mangel an Anpassungsneigung (bei aber diplomatischer Anpassungsfähigkeit); Fig. 79: rechthaberischer Eigenwille; Fig. 82: Querungen leicht gewölbt, druckbetont, spitzausklingend: impulsiver „Wille zur Macht", Angriffslust; Fig. 107: stark ansteigende Querung: ehrgeiziges Emporstreben.

Längenunterschiedlichkeit und Längenteilung. — Das wichtigste Merkmal der Bewegungsverteilung ist der handschriftlich feststehende Längenunterschied zwischen Kurz- und Langbuchstaben, welcher willkürlich nur äußerst schwer und auf die Dauer überhaupt nicht kann verändert werden. In Fig. 19, 20, 21 überragen die Mittel- und Langbuchstaben nach oben wie nach unten um ein Erhebliches die Kurzbuchstaben: starklängenunterschiedlicher (st. u.) Duktus; in Fig. 26 tun sie es so wenig, daß wir mindestens oberhalb der Zeile sämtliche Buchstaben-

spitzen fast in einer Linie sehen: schwachlängenunterschiedlicher (schw. u.) Duktus. St. u. sind: Fig. 16, 37, 40, 42, 59, 70, 76, 111, 112; schw. u. sind Fig. 7, 9, 28, 32, 95, 101, 119, 120; mittlere Längenunterschiedlichkeit zeigen: Fig. 24, 30, 31, 33, 35, 45, 77, 82.

Der Versuch einer theoretischen Herleitung der Bedeutung dieses Gegensatzes würde hier viel zu weit führen. Nur auf eine Tatsache wollen wir aufmerksam machen, welche den Schlüssel dazu enthält. Die st. u. Schriften sind durchweg mehr oder minder klein (vgl. etwa Fig. 16, 37, 42, 59, 70, 76), die schw. u. Schriften mehr oder minder groß (Fig. 9, 26, 28, 32, 95, 101). Die starke Längenunterschiedlichkeit beruht also mehr auf Kleinheit der Kurzbuchstaben als auf Größe der Langbuchstaben, die schwache Längenunterschiedlichkeit mehr auf Größe der Kurzbuchstaben als auf Kleinheit der Langbuchstaben. Darum halten wir für die Hauptursache der st. u. Schrift einen zu Handlungen drängenden Unlustzustand oder das beinahe beständige Grundgefühl einer Verbesserungsbedürftigkeit der je augenblicklichen Lage. Durch Betonung des Unlustmomentes kommen wir zur Unzufriedenheit, durch Betonung des Momentes der Tatbereitschaft zur Strebsamkeit. Für die schw. u. Schrift ergibt sich darnach positiv Zufriedenheit, negativ Gleichgültigkeit. Übersichtstafel 15.

Tabelle XV.

Große Längenunterschiede (L. U. groß)		Geringe Längenunterschiede (L. U. klein)	
+	—	+	—
Strebsamkeit	Unzufriedenheit	Zufriedenheit	Gleichgültigkeit
Unternehmungslust	Selbstbetonung	Anspruchslosigkeit	Phlegma
Tätigkeitsdrang	Mißverhältnis zw. Wollen u. Können	Bescheidenheit	„Indolenz“
	Über-sich-hinaus-wollen	Genügsamkeit	Teilnahmlosigkeit
	Zerfahrenheit	Sachinteresse	Apathie
Ehrgeiz		Mäßigung	

Neben den Längenunterschieden ist es ferner von Wichtigkeit, ob sich die Mittel- und Langbuchstaben mehr oberhalb oder mehr unterhalb der Zeile ausdehnen. Die auf Eindrucksgefühle und praktische Erfahrungen gestützte Graphologie Michons pflegte vorwaltende Oberlängen ($O > U$) auf Vorherrschaft geistiger, vorwaltende Unterlängen ($U > O$) auf Vorherr-

schaft praktischer und materieller Interessen zu deuten. Wir wollen uns zunächst einmal überlegen, wie die Verschiedenheiten der Längenteilung entstehen.

Nehmen wir den Fall, die Langlänge zweier Handschriften betrage im Durchschnitt je 3 cm; in der einen aber verhalte sich O zu U gewöhnlich wie 2 zu 1, in der andern wie 1 zu 2: welche Verschiedenheit der Bewegungen läge dieser Verschiedenheit der Längenteilung zugrunde? Auf den ersten Blick möchte man entgegnen: keine, die von einer Verschiedenheit der *Antriebe* herrühren könnte! Scheint doch in Textfig. 14 B das h der Textfig. 14 A nur um 1 cm gewissermaßen heruntergerutscht zu sein! Zur Erzeugung der Langlänge mußte beide Male eine Beugungsbewegung von gleicher Länge ausgeführt werden; und wenn nun auch Schreiber A die Oberschleife länger und größer bildete und dazu im Anstrich einer doppelt so langen Streckung bedurfte als Schreiber B, so mußte doch hinwieder dieser die Unterschleife länger und größer bilden und bedurfte dazu einer doppelt so langen Streckung im *Endstrich*. Beuge- und Streckbewegungen sind also in beiden Fällen zwar verschieden verteilt, nicht aber von verschiedenem Ausmaß; woraus die wesentliche Gleichartigkeit der Antriebsformen hervorgehen dürfte! — Die Sache verhält sich jedoch anders, sobald wir zum Ausgangspunkte unsrer Betrachtung die *Aufeinanderfolge* der Bewegungen nehmen.

A B

Fig. XIV.

Setzen wir nämlich die Länge der Hauptrichtung als eine anlagemäßig feststehende Größe an, so hängt die *Teilung* offenbar nurmehr von der Länge des *Anstrichs* ab. Fällt dieser größer als die halbe Länge aus, so scheint der Buchstabe nach oben, wenn aber kleiner, alsdann nach unten verschoben. Das Vorherrschen der Oberlänge weist also tatsächlich auf ein Übergewicht der nach vorn gerichteten Streckungsbewegung

über die von vorn gegen den Körper gerichtete Beugebewegung hin, das Vorherrschen der Unterlänge auf ein grade umgekehrtes Verhältnis. — Von den drei Grundrichtungen der Streckung (und den ihnen entsprechenden Grundrichtungen der Beugung), nämlich nach der Seite, nach vorn und nach oben, haben wir die nach der Seite schon kennengelernt bei Gelegenheit der weiten und engen Schrift. Ob und in welchen Fällen auch für die Streckung nach vorn der Grund ihrer Bedeutung in der Betontheit der Zielvorstellung vermutet werden dürfte, erwägen wir im nächsten Kapitel. Zum Verständnis des Gehaltsunterschiedes von Oberlänge und Unterlänge müssen wir darauf Bedacht nehmen, daß es sich hier um Bewegungen der Fingergelenke und allenfalls noch des Handgelenks handelt, durchaus aber nicht des Unterarms. O > U entspräche einer Neigung zum Öffnen, U > O zum Schließen der Hand. Das unwillkürliche Öffnen der Hände tritt aber niemals als Ausdruck der Strebsamkeit auf und kann nur als Teilerscheinung jener *allgemeinen* Gestrecktheit und Gelöstheit der Glieder aufgefaßt werden, die im Zustande „aus sich herausgehender“ Freude und Begeisterung platzgreift. (Man vergegenwärtige sich die Gesamthaltung des antiken Adoranten!)

Der hiermit angerührte Bedeutungsgegensatz von *Begeisterungsvermögen* und *Nüchternheit* findet nun aber erfahrungsgemäß vorzugsweise Anwendung auf die Arten des Setzens der Oberzeichen. Erst wenn sich der Griffel zum Behuf der Anbringung von i-Punkt, u-Haken usw. von der Schreibfläche losmacht, scheint die solcherart bedingte Streckungstendenz vornehmlich zur Entwicklung zu kommen; daher aus fliegenden und zugleich dünnen Oberzeichen schon bei übrigens kaum betonten Oberlängen ein schwärmerischer Anflug des Gemütes sprechen kann, während niedrige und druckschwere Oberzeichen fast immer von *Wirklichkeitssinn* und oft von Beobachtungsgabe zeugen. Dem Begeisterungsvermögen entspricht negativ eine zu weitgehend unkritische *Illusionsgabe*. — Dagegen scheint es aus noch nicht völlig geklärten Gründen mehr die einer solchen Gemütsverfassung zugehörige Artung des *Geistes* zu sein, was in der Längenteilung selber zum Ausdruck kommt. Ohne daß grade Stimmungsverschiedenheiten fühlbar werden müßten, lassen sich nämlich Charaktere mit immer flugbereiter *Leichtigkeit* des Geistes von solchen mit gleichsam immer wurzelschlagender *Schwere* des Geistes unterscheiden; und wer kein Bedenken trüge, im Sinne der metaphysischen Kühnheiten des Altertums auch einmal Ausdruckslehre zu treiben, der

dürfte es vielleicht mit einigem Recht vertreten, daß die damals angenommenen drei Stockwerke der Menschennatur zur Erscheinung kämen u. a. auch in den drei Höhenstufen der Handschrift: die somatische, d. i. die leibliche Innerlichkeit, in den Unterlängen die psychische, d. i. die seelische Innerlichkeit, in den mittelständigen Kurzlängen und die noëtische, d. i. die geistige Innerlichkeit, in den Oberlängen.

Wir müßten weit ausgreifen, um auch nur annähernd zu erschöpfen, was der Gegensatz einer somatischen zu einer noëtischen Innerlichkeit alles in sich berge; dürfen aber sagen, daß es im wesentlichen zusammenfalle mit dem Gehalt des Gegensatzes von schwerer und leichter Geistigkeit. Wenn jene besser unter Dingen als unter bloßen Begriffen zu Hause und darum häufig mit praktischen und technischen Neigungen verschwistert ist, diese besser unter reinen Begriffen und deshalb oft in Begleitung theoretischer und künstlerischer Neigungen, so kann doch auch wiederum aus jener die größere Fülle des Trieblebens sprechen, die animalischere Wärme des Gemütes wie aber freilich nicht minder dessen mühsame „Erdenschwere“, aus dieser dünnblütiger Flattersinn und kalte Gedanklichkeit wie aber ebenso auch eine Hölderlinsche Ätherverwandtschaft. — Angesichts dessen wird man sich nicht verwundern zu vernehmen, daß Ausbauchungen und Bereicherungen in männlichen Handschriften sehr viel öfter oberhalb der Zeile, in weiblichen vorzugsweise unter der Zeile platzgreifen. Was zumal die Längenteilung angeht, so sind unterlängenbetont von je 100 Handschriften männlicher Urheber 51, von 100 weiblichen Urhebern durchschnittlich 64[1]). — Die Oberlängenbetonung steht auf der Seite der seelischen Lösung, die Unterlängenbetonung auf der Seite der Bindung. Übersichtstafel 16.

Stark vorherrschende Oberlängen zeigt uns Fig. 33, wo auch die i-Punkte verhältnismäßig hoch und dünn sind, daher wir in Rücksicht auf das etwas übermittlere Formniveau Begeisterungsfähigkeit, Feinfühligkeit und Idealismus ansetzen. Ähnliches gilt von Fig. 6—7, 31 und 39. Weniger günstig beurteilen wir dagegen die hohen Oberzeichen in den Fadenschriften Fig. 60, 73 und 79. In den beiden letzten sind sie Ausdrucksbestandteil einer allgemeinen Dünnblütigkeit, verbunden mit Flüchtigkeit und Wurzellosigkeit des Denkens; in Fig. 60 aber einer schon oben angedeuteten Scheinidealität, die wir jetzt etwas genauer betrachten wollen.

---

[1]) Aus der oben erwähnten Arbeit von Prof. Dr. J. Ninck.

Tabelle XVI.

O > U Leichtigkeit des Geistes		U > O Schwere des Geistes	
+	—	+	—
Begeisterungsvermögen	Dünnblütigkeit	Schwerblütigkeit	Nüchternheit
Schwärmerei	Mangel an „Bodenständigkeit"	Gemütswärme	Beweglichkeitsmangel
„Enthusiasmus"		Wirklichkeitssinn	
Geistige Neigungen	Überspanntheit	Praktische und technische Neigungen	Schwerfälligkeit
„Idealismus"		„Realismus"	„Materialismus"
Beweglichkeit	Unsachlichkeit	Genauigkeit	
Abstraktes Denken	Oberflächlichkeit	Gewissenhaftigkeit	Pedanterie
	Flüchtigkeit	Beobachtungsgabe	Mangel an Denkgewandtheit

Zunächst fällt uns auf, daß bei unfraglich betonten Unterlängen die Oberzeichen teils ebenfalls genau und niedrig stehen, teils aber sich gleichsam in „höheren Regionen" zu verlieren drohen. (Vgl. für jenes die i in „nicht" und „minder" der dritten, in „überein" und „beiderseitigen" der fünften und etwa noch das erste u in „unterzuordnen" der sechsten Zeile; für dieses die i in „einen" der ersten, „sein" der zweiten, „dieses" (!) der dritten und „diese" der fünften Zeile, die u in „nur" der ersten und zweiten, die ü in „Gefühl" der dritten und „Gefühle" der sechsten Zeile.) Tritt nun schon im Wechsel einer durchgehenden Beugungsbetonung mit ganz unregelmäßiger *Überbetonung* der Streckung mindestens ein eigenartiges Schwanken zutage zwischen „Realpolitik" und Geistigkeit, so wird uns indessen diese sogar als unecht verdächtig angesichts einer fadenhaft welligen Arkadenbindung bei noch dazu übergewöhnlicher Verbundenheit. In ein solches Gefüge feinstgewobener Überlegsamkeit paßt uns so garnicht hinein der gleichsam himmelnde Augenaufschlag verschwebender Oberzeichen! Vollends drängt uns aber zu einer ganz besonderen Auslegung dieser Geistigkeit das hier trefflich illustrierbare Vorkommnis der Abbiegung gewisser Schlußrichtungen nach obenrechts. (Man vergleiche die nach oben verlängerten u-Haken in „nur" der zweiten, „hervorrufen" und „zu" der vierten und in „unterzuordnen" der sechsten Zeile; die Endrichtungen in „gebundenen" der ersten, „hervorrufen" der vierten, „beiderseitigen" der fünften und zumal den zweiten t-Querstrich in „Situation" der sechsten Zeile.) Die erfahrungsmäßig gut gestützte und auch tiefer begründbare Deutung auf einen zumal *religiös gefärbten Vervoll-*

kommnungstrieb läßt uns die ganze Mittelpunktsflüchtigkeit im Lichte weihebedürftiger Aspirationen erscheinen, welche den inneren Mangel keineswegs nur vor den Augen der Welt, sondern jedenfalls auch für das Bewußtsein des Schrifturhebers mittelst mehr als gewöhnlicher Kombinationsbegabung in das Gewand begrifflich ausschweifender Tugendlichkeit verkleiden. (Vgl. dazu noch die aus dem sonst nüchternen und vereinfachten Duktus herausfallenden ballonartigen Aufbauschungen gewisser Majuskeln oberhalb der Zeile, z. B. G in „Gefühl" der dritten, A in „Aber" der vierten, S in „Schwere" und „Situation" der sechsten Zeile.) — Niedrige Oberzeichen bei vorherrschenden Unterlängen zeigen u. a. Fig. 68: Wirklichkeitssinn, Begabungsschwerpunkt im Praktischen, Beobachtungsvermögen; Fig. 76: Organisationstalent; Fig. 101: Genauigkeit und fast weiblich geartete Beobachtungsgabe; ähnlich Fig. 102; Fig. 111: Genauigkeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit.

Besonderheiten. — Nicht völlig können wir an dieser Stelle die besonderen „Zeichen" übergehen, deren die alte Graphologie eine so große Anzahl zusammengetragen hatte, daß man sie später um deswillen abschätzig „Zeichendeuterei" zu nennen pflegte. Ohne in Erklärungsver-

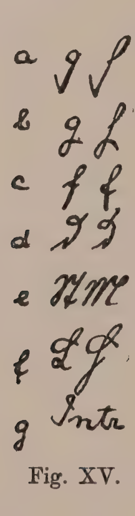


Fig. XV.

suche einzutreten, greifen wir diejenigen aus ihnen heraus, die sich in jahrzehntelanger Praxis bewährten, und fügen den fraglichen Deutungsangaben jedesmal eine Bemerkung über den Grad ihrer Zuverlässigkeit

hinzu. — 1. Besondere Winkelformen. — Die schon rein äußerlich scharf und schroff anmutenden Winkelformen der Textfig. 15a lassen gemeinhin tatsächlich auf einige Anlage zu zornigem Aufbrausen schließen. — 2. Besondere Abbiegungen. — Ganz vorwiegend in weiblichen Handschriften trifft man nicht selten auf g und h, deren Schlußstrich ohne Verbindung nach rechts oder untenrechts ausklingt (Textfigur 15b). Die erfahrungsmäßige Deutung, auf „Neigung im kleinen Kreise zu herrschen", dürfte durchweg zutreffen. (Fig. 52; stilistisch benutzt in Fig. 115.) — Hier reihen wir an die „sperrangelweit offene" Acht, die unter allen Umständen auf die Neigung des Schreibers weist, gelegentlich „kein Blatt vor den Mund zu nehmen", bzw. wohl auch einmal „saugrob" zu werden. (Ausgeprägt in der Handschrift Wagners, Fig. 76.) — 3. Geknickte und gebogene Langbuchstaben. — Man findet Handschriften mit durchweg nach rechts gewölbten und solche mit durchweg nach rechts gehöhlten Langbuchstaben (Textfig. 15c). Jene, wenn nicht etwa in schwungvoller Kurve gebildet, lassen erkennen einen stattgehabten Bruch im Lebensgefühl und sagen uns, daß Schreiber leicht einer Stimmung von Entmutigung, Enttäuschung, Verzicht anheimfällt. Diese pflegen begründet zu sein in einem Zustande kampfbereiter Selbstbehauptung und trotzigen Sichstemmens gegen vermeinte oder wirkliche Hindernisse. Für den ersten Fall mag man etwa vergleichen Fig. 60 und 62; für den zweiten, dessen Deutung bei weitem zuverlässiger, Fig. 53, 66, 78, 97, 107, 108. — Immer aus dem Widerstreit wesentlicher Triebfedern stammen die doppelt geknickten Langbuchstaben, die wir ausgeprägter auch nur in Schriften von mehr oder minder zwiespältigem Aussehen finden. (Vgl. Fig. 27 und Fig. 48.) — 4. Geknickte d-Köpfe (Textfig. 15d) bedeuten mit niefehlender Sicherheit Verletzlichkeit, Kränkbarkeit, Übelnehmerei und sind sehr häufig in den Handschriften alter Jungfern; aber keineswegs nur bei diesen. Vgl. Fig. 16, 42, 76. — 5. Ansteigende Formen (Textfig. 15e) zeigen wohl stets Ehrgeiz, bisweilen auch subalterne Strebsamkeit an. Vgl. Fig. 16, 30, 40. — Durchstrichene Großbuchstaben (Textfig. 15f). — Dafür hatte die alte Zeichendeutung die ausmalende Wendung „Strich durchs Leben" bereit. Sicher ist, daß man dergleichen Formen nicht selten in den Handschriften solcher Personen findet, in deren Wesen größere Lebensenttäuschungen bleibende Spuren hinterließen. Nicht damit zu verwechseln sind die charakteristischen Anfänge mancher Großbuchstaben im typisch „englischen" Duktus (Textfig. 15g). Die Deutung verliert viel von ihrer

Wunderlichkeit, wenn wir bedenken, daß der Anfangsschwung, regelmäßig fortgesetzt, einen weit größeren Buchstaben bedingen würde. Wir haben es also hier mit verhältnismäßig temperamentvollen Antrieben zu tun, die jedoch auf halbem Wege erlahmen, was denn recht wohl bei ursprünglich lebhaften, aber irgendwie einmal gründlich enttäuschten Naturen verständlich sein mag. — 7. Behandlung von An- und Endstrich. — Auf diesem Gebiete gibt es noch eine große Reihe von Einzelheiten, aus der wir das Wichtigste anzuführen uns begnügen müssen. Schwungvolle Verlängerung des Anstrichs wird mit ziemlich viel Wahrscheinlichkeit auf impulsiven Streitsinn und theoretische Angriffslust gedeutet (vgl. Fig. 1). Häkchen an Schlußzügen sprechen für Eigensinn und Zähigkeit (Fig. 13, 47, 48, 56, 79, 105); keulenförmige Verdickungen der End- und Querrichtungen für einen Selbstdurchsetzungstrieb, dem auch Bekundungen von rücksichtsloser Entschiedenheit nicht fernliegen (Fig. 36, 52, 63, 76, 96). Zuspitzungen stützen den Schluß auf kritische Neigungen (Fig. 8, 27, 67, 82, 83). Das Vorkommnis einer sozusagen ausführlichen Behandlung des Anfangszuges gewisser Großbuchstaben in sonst vielleicht mehr nüchternen Schriften scheint langer Erfahrung zufolge hervorzugehen aus mehr als gewöhnlicher Arbeitslust und Arbeitsbefähigung, kürzer aus der Eigenschaft des Fleißes. Dahin gehören z. B. die charakteristischen T-Anfänge der Handschrift Jordans, Fig. 2, die B-Anfänge der Fig. 38 sowie die I-Anfänge der Fig. 66. Wenn nun Fig. 2 und Fig. 66 daneben auch noch Phantasie verraten, so weisen doch die fraglichen Anfangszüge auf erhebliche Arbeitskraft hin. — Die Gewohnheit, dergleichen Anfänge zumal beim lateinischen M mit einem mehr oder minder kräftigen Punkt auszustatten, erlaubt bei gleichsinnigen Nebenmerkmalen den Schluß auf einigen Hang zu breitem Behagen, zu bedächtiger Wohlhäbigkeit, zu langsamer Gründlichkeit in Dingen des äußeren Lebens und gelegentlich selbst auf Freude an materiellem Besitz (deshalb von der alten Graphologie „Besitzpunkt“ genannt); sehr schön im „Mittwoch“ der Fig. 102.

VIII. KAPITEL

ANORDNUNG DER SCHRIFT UND VERWANDTES

Gliederung der Schrift. — Für die Abhängigkeit der Schrift von Forderungen des Raumgefühls gibt es schwerlich ein überzeugenderes Beispiel als den Umstand, daß alle Lautzeichensysteme der Welt beflissen waren, die Einheit der Begriffssymbole, d. i. der Wörter, anschaulich zu betonen! „Das einfachste Mittel aber, um aus einer Vielheit von Figuren eine Gruppe sinnlich herauszuheben, ist außer der umkreisenden Linie ein sie von den übrigen trennender Zwischenraum. Die Stetigkeit der Auffassungsbewegung findet sich durch ihn unterbrochen und der Geist verknüpft demgemäß enger miteinander, was dicht beisammensteht, als das durch leere Flächen Geschiedene. Es erklärt sich so nicht nur der Zwischenraum überhaupt, sondern auch die unterschiedliche Art seines Vorkommens. Abgesehen von den Anfängen der Schriftentwicklung, wo Lautzeichen noch nicht vorhanden sind, bildet erst eine Gruppe von Buchstaben das Wort. Wenn nun fast ohne Rücksicht auf Wort- und Satzenden die Buchstaben einfach nebeneinander stehen, wie in der „skriptura kontinua" der Alten, so spricht das für ein Übergewicht des Vorstellens über das Denken: wie denn die Schrift auf dieser Entwicklungsstufe auch sonst noch mancherlei zu bewahren pflegt von ihrem ursprünglichen Charakter der Bildlichkeit. Mit der Verbreiterung des Abstandes zwischen dem Endbuchstaben des einen und dem Anfangsbuchstaben jedesmal des nächsten Wortes vollzieht sich umgekehrt der entscheidende Schritt in der Geschichte der Unterordnung der schriftlichen unter die sprachliche und damit unter die begriffliche Einheit. Das nämliche Motiv liegt der Gliederung in Absätze zugrunde und führt zur sinnlichen Kennzeichnung des Satzbaues durch eine grammatikalische Interpunktion." (Probleme der Graphologie, S. 200.)

Handschriftlich stehen nun einander gegenüber: weite Trennung der Wörter und Zeilen auf der einen, besonders ausgesprochene Engführung auf der andern Seite. Jene entspräche also der vorherrschenden Neigung zu

begrifflicher Unterscheidung; diese dem Vorwalten des sinnlichen Anschauungsvermögens. Negativ angesehen, mag die (dann meist übertriebene) Gliederung eine beständige Furcht vor der logischen Entgleisung bezeichnen, wie sie zumal bisweilen bei solchen Personen vorkommt, die (mit einem dumpfen Vorgefühl davon) vor dem Ausbruch des Irrsinns stehen, während die Engführung, wenn mit Verhäkelung der Zeilen verbunden, einen Mangel an Geistesklarheit verrät.

Fig. 66 gibt das Muster einer geistesklaren Handschrift. Man beachte die nur mittlere Verbundenheit und daß sich Binnenzwischenräume bis zu $3^1/_2$ mm finden. Da aber die Lücken zwischen den Wörtern mehr als doppelt so groß sind, so wird dessenungeachtet und trotz den nicht unbeträchtlichen Längenunterschieden der Wortkörper durch den leeren Hintergrundausschnitt zusammengeschlossen und im Schriftfelde allseitig isoliert. Wir haben mithin auf einen äußerst kritischen Verstand zu schließen. — Noch stärker ist Fig. 67 gegliedert, zu deren schon durchweg beträchtlichen Zwischenräumen die Markierung des Satzbaues hinzutritt durch Vergrößerung des Abstandes der Wörter bei Gelegenheit des Satzschlußpunktes. Ebenso spricht scharfes Auffassungsvermögen aus der Gegliedertheit von Fig. 68 oder Fig. 101. Dagegen haben in Fig. 72 die Hintergrundslücken von übrigens wechselnder Weite etwas Künstliches und Übertriebenes und weisen im Zusammenhange mit den zerstückenden Binnenabständen auf eine Unsicherheit des Urteils hin, die sich hinter dialektischer Aufmachung verbirgt. Fig. 70 und mehr noch Fig. 69 zeigen schon Zeilenverhäkelungen, letztere auch noch Binnenzwischenräume, welche die Hintergrundslücken an Weite übertreffen und dadurch zersetzend wirken (vgl. „gepuderten", „Locken", „hervorquoll"). Wir ermitteln die Ursache dieses noch ungeklärten geistigen Ringens durch Mitbeachtung der Nebenzüge: Teigigkeit, Völle, Basisbögen. Wenn die aus ihnen hervorleuchtende Lebhaftigkeit der Phantasie schon an und für sich das schulgerechte Denken zu stören vermag, so wird uns das vollends für einen Schrifturheber wahrscheinlich sein, der erst im neunzehnten Lebensjahre steht. — Zur Deutung der außerordentlichen Unklarheit von Fig. 71 müssen wir besondere Wege einschlagen, die für den Anfänger einige Schwierigkeit bieten. Hier ohne näheren Zusatz bloß von geistiger Verworrenheit zu sprechen, wäre irreführend. Hervorragende Gewandtheit der Federführung, Nüchternheit der Formgebung, weitgehende Verbundenheit zwingen uns die Annahme diplomatischer Klugheit auf; da denn der

(wahrscheinlich weibliche) Schrifturheber nicht bloß planmäßig folgerichtig zu handeln versteht, sondern gegebenenfalls auch selten verlegen sein dürfte um unvermutete Ausflüchte. Nun weisen aber Schiefheit und Ebenmaßlosigkeit auf erhebliche Reizbarkeit innerhalb des Spielraums geselliger Gefühle und Ansprüche hin, und dazu zeigt die Größe der Schrift ein Bedürfnis nach Pathos an, das — angesichts der Dünnheit der Züge — des Nährquells aus dem Erdreich der Triebe ermangelt. Daraus entspringt eine der hysterischen mindestens nicht allzu fernstehenden Gesamtverfassung, die grade bei mehr als gewöhnlicher Intelligenz den keimkräftigsten Boden gibt für oft schwer zu durchleuchtende Selbsttäuschungen im Dienste einer höheren Nützlichkeit. Die Zeilenverstrickung, wenn auch nicht vom Schreiber beabsichtigt, verwirklicht doch hier seinen Wunsch, den Ausdruck zu verundeutlichen, und zwar zugleich mit kluger Vermeidung der gemeinhin daraus entspringenden Unleserlichkeit.

Zeilenführung. — Für die Untersuchung jeder Art von Ungeradzeiligkeit muß man wissen, daß diese Eigenschaft oft schon im einzelnen Schriftstück, ganz besonders aber in einer größeren Reihe von Schriftstücken des nämlichen Schreibers stärker als sonstige Schrifteigenschaften zu schwanken pflegt. Man beachte z. B. die rasche Zunahme der Steigung in Fig. 6 und 27. Man hat um deswillen die Vorbedingung der Zeilenbehandlung in Stimmungsanlagen zu suchen.

Das Fallen der Zeile (Textfigur 16 c), gleichgültig, ob auf liegender oder auf stehender Fläche, findet allemal statt, weil der Arm des Schreibenden allmählich gegen den Körper zurücksinkt. Die solchenfalls obwaltende Beugebewegung ist spannungslos und tritt z. B. stets bei körperlicher Ermüdung ein. Erschlaffung der Muskulatur mit darauffolgendem Zusammensinken des Körpers begleitet aber auch jene Zustände spannungsloser Verstimmung, für deren verschiedenartige Abschattungen uns die Sprache eine große Mannigfaltigkeit von Namen wie Trübsinn, Sorge, Kummer, Mutlosigkeit, Enttäuschtheit, Resignation an die Hand gibt, darunter solche, die unmittelbar deren Bewegungsgestalt beschreiben: „Niedergeschlagenheit“, „Depression“, „Gedrücktheit“. Die sinkende Zeile verrät darum immer eine bald mehr dauernde, bald wenigstens zeitweilige Herabgestimmtheit. Man vergleiche etwa Fig. 69, wo wir auf jugendliche Melancholie zu deuten hätten.

Im wesentlichen nicht anders steht es mit der dachziegelförmig fallen-

den Zeile (Textfig. 16e), nur daß sie uns überdies ein Ankämpfen des Schrifturhebers gegen die Niedergeschlagenheit anzeigt. In Fig. 42 sinkt jedes Wort und z. T. jede Silbe, obschon die Zeile gerade verläuft: Beweis, daß Schrifturheber einen gedrückten Gemütszustand überwinden oder mindestens doch verhehlen möchte. — Noch ausgeprägter in Fig. 62. — Das seltene Vorkommnis der flach gehöhlten Zeile (Textfig. 16g) tritt bei Charakteren auf, die gemeinhin mit Widerwillen und geringer Zuversicht eine Unternehmung beginnen, aber mehr und mehr in tatkräftigen Eifer geraten, nachdem sie erst einmal „warm geworden". Man hat hier nicht ganz mit Unrecht von theoretischem Pessimismus bei praktischem Optimismus gesprochen. Sehr schön bisweilen wahrzunehmen in der Handschrift Schopenhauers!

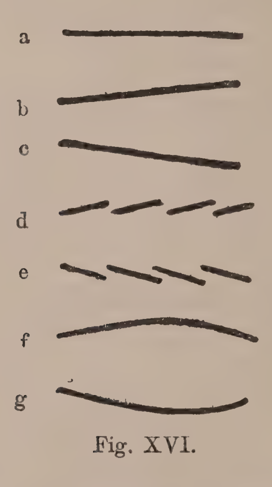


Fig. XVI.

Demgegenüber kann nun die steigende Zeile (Textfigur 16b) zwei völlig verschiedene Ursachen haben. — Kommt die zur Herabgestimmtheit entgegengesetzte Gemütsverfassung, die man bezeichnenderweise Gehobenheit nennt, u. a. in der Streckung der Glieder überhaupt zur Erscheinung, so führt sie zur Streckung natürlich auch des Unterarms und demgemäß beim Schreiben zu einer vom Körper weg gerichteten, also steigenden Zeile. Somit wiese steigende Zeile bald auf freudige Erregung hin, bald auf Begeisterung, Glück und Übermut oder, falls immer wiederkehrend, auf die Anlage zur Euphorie und die beständige Geneigtheit des Schreibers, alles in „rosigem Lichte" zu sehen und etwa auch einer optimistischen Welt-

auffassung zu huldigen (Schopenhauers „Eukolos"). Entsprechend ginge ein dachziegelförmiges Steigen (Textfig. 16d) wiederum aus dem Bestreben des Schreibers hervor, seine Hoffnungsgläubigkeit und Zuversicht zu verschließen, während endlich die flach gewölbte Zeile (Textfig. 16f) das bisweilen vorzeitige Erlahmen eines anfänglich feurigen Interesses verriete. Durchweg so schreibende Personen — vielfach Pläneschmieder und „Sanguiniker" — pflegen gewöhnlich mit Voreingenommenheit und Lust ihre Unternehmungen zu beginnen, alsbald jedoch zu erkalten und nachzulassen, um vollends angesichts ernstlicher Hindernisse die „Flinte ins Korn zu werfen". Indessen sind dabei stets auch die Nebenmerkmale in acht zu nehmen. In einer sehr flüssigen Handschrift von gutem Formniveau kann die flache Gewölbtheit der Zeile auch einfach der Gleichgültigkeit des Schreibers gegen die schulmäßige Geradheit entspringen, da namentlich bei größerer Seitenbreite der Unterarm einen Bogen beschreibt, und läßt in solchem Falle lediglich eine weitgehende Zwanglosigkeit der äußeren Haltung erkennen. So werden wir für die Zeilengewölbtheit der flüchtigen und wenig eigenartigen Fig. 73 allerdings ein Strohfeuertemperament, dagegen für die noch flachere der geistig bedeutenden Fig. 33 in erster Linie die hemmungslose Einfachheit des Auftretens neben immerhin einiger Willensschwäche in Anschlag bringen. — So gewiß sich aber ein gehobener Gemütszustand in der Streckung des Unterarms aussprechen kann, so wenig muß Streckung des Unterarms einem gehobenen Gemütszustande entstammen.

Was wir beim Strecken der Finger ausschließen mußten, daß es nämlich einen Zustand des Strebens ausdrücken könne, das tritt offenbar wieder in Kraft für die Streckung des Armes, wobei man nur nochmals der Greifbewegung gedenken möge. Wer heftig nach etwas strebt, der wird auch unfehlbar dazu neigen, den Arm in der Richtung auf das raumsymbolisch ja immer außer ihm liegende Ziel zu bewegen, will sagen, ihn bei jeder Tätigkeit mehr als erforderlich zu strecken. Die Lebhaftigkeit des nach außen gerichteten Strebens kann zwar gleichfalls mit vorwaltend freudiger, kann aber auch mit vorwaltend unzufriedener Gemütslage einhergehen; weshalb es denn nicht eben selten vorkommt, daß steigende Zeile von entschieden mehr unlustbetonter Beschaffenheit der Gefühle zeugt!

Ein Beispiel dafür gibt uns Fig. 27. Während in Handschriften wie Fig. 6, 31, 33, auch 73 das Steigen der Zeile zusammenbesteht mit zahl-

reichen Lösungsmerkmalen, ist es in Fig. 27 verbunden mit ebenso zahlreichen Spannungsmerkmalen wie starkem Reibungsdruck, gelegentlich scharfer Winkelbindung, Enge, unebenmäßiger Massenverteilung, doppelt geknickten Langbuchstaben. Wir haben folglich einen „sthenischen" Unlustzustand anzusetzen und demgemäß die steigende Zeile zurückzuführen auf ebendenselben ruhelosen Unternehmungssinn, der uns in den überbetonten Längenunterschieden entgegentritt. Im Gegensatz dazu ist sie im Zusammenhange des weichen und rhythmischen Ausdrucksbildes von Fig. 31 Zeichen einer begeisterungsfähigen Empfänglichkeit.

Die schwankende Zeile findet sich durchweg im Verein mit allgemein schwankender Federführung (Fig. 5, 16, 18, 35, 61, 63, 65, 73, 82, 105, 107) und spiegelt die entsprechend schwankende Gemütsverfassung sowie meist auch Unschlüssigkeit und lavierende Gesinnung wider. Mit der Nebenbedeutung diplomatischer Gewandtheit wird letztere zu betonen sein, wenn gleichzeitig Merkmale für Verstecktheit, Übertreibung und Mangel an Geradheit vorliegen. Vgl. dafür Fig. 61 und 63. Übersichtstafel 17.

Tabelle XVII.

1. Gerade Zeile	+ Gleichmut + Ordnungssinn	— Mangel an Feinfühligkeit — Unlebendigkeit
2. Steigende Zeile	+ Gehobenheit + Eifer	— Leichtsinn — „Sthenische" Unrast
3. Dachziegelförmig steigende Zeile	Beherrschung von + oder — 2	
4. Flachgewölbte Zeile	Lebhaftigkeit bei geringer Energie	
5. Fallende Zeile	+ Melancholie	— Herabgestimmtheit
6. Dachziegelförmig fallende Zeile	Ankämpfen gegen trübe Stimmungen	
7. Flach gehöhlte Zeile	Allmählich erwarmender Eifer	
8. Schwankende Zeile	Stimmungsschwankung und Gesinnungswechsel.	

Randbehandlung. — Im großen und ganzen wenig zu sagen ist über die Bedeutung des rechten Randes. Treten jedoch erhebliche Ungleichmäßigkeiten hervor, dergestalt, daß die Wörter sich bald dort zu klemmen scheinen, während bald wieder Lücken bleiben, auf denen noch eines oder mehrere Platz gehabt hätten, so ist fast ausnahmslos auf mangelnde Einteilungsgabe und möglicherweise auf Mangel an ökonomischem Sinn zu schließen. Die zumal bei Frauen häufige Neigung, Rand und Kopf des Briefes mit Zusätzen auszufüllen, bildet graphisch das genaue Seitenstück zur weiblichen Gewohnheit, ein schon mehrfach abgeschlossenes Gespräch zwischen Tür und Angel wieder anzuknüpfen und bis auf die

Treppe fortzusetzen, und verrät eine — positiv wie negativ auslegbare — völlige Fühllosigkeit für den, wenn es erlaubt ist zu sagen, Geschäftswert der Zeit. — Diagnostisch etwas wichtiger ist der linke Rand. Wer durchweg einen breiten bevorzugt, tut das meist aus ästhetischem Gefühl, seltener aus Sorglosigkeit im Geldausgeben, wohingegen ein durchweg schmaler Linksrand entweder eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Raumanordnung überhaupt oder aber Sparsamkeit anzeigt. Der links nach unten zu breiter werdende Rand weist allemal auf Lebhaftigkeit, sanguinisches Temperament und Ungeduld, der links schmaler werdende dagegen (angedeutet in Fig. 70) ebenso gewiß auf Vorsicht, Besonnenheit und möglicherweise auf Mißtrauen hin.

Schriftfarbe. — Nicht ganz bedeutungslos ist die Wahl der Tintenfarbe. Dem Gegensatz der teigigen und scharfen Handschrift entspricht genau die Bedeutung des Gegensatzes von blasser (verdünnter) und tiefschwarzer (unverdünnter) Tinte. — Die blaue Farbe finden wir am dämpfenden, die rote am erregenden Ende des Spektrums. Aufgrund der Wahlverwandtschaft von Gemütslage und Welterscheinung müßten wir für den Blauschreiber einen mehr ruhigen, leidenschaftslosen, weltabgekehrten, für den Rotschreiber einen mehr feurigen, tätigkeitsfrohen, bewegten Seelenzustand annehmen, vorausgesetzt, daß die Tintenwahl aus unmittelbarer Nötigung des Geschmacks geschah. Da hierbei jedoch leicht Absicht und Überlegung ins Spiel treten, wird man zumal für den Blauschreiber häufiger zu erwägen haben, ob und inwieweit er eine kühle Zurückhaltung im Schriftbilde darzustellen nicht vielmehr bloß den Wunsch besitzt, was denn zunächst nur eine Schwäche für „vornehme“ Haltung anzeigen würde und uns den Umstand erklären dürfte, warum man diese Vorliebe nicht allzu selten bei adeligen Damen findet. — Die weit seltenere violette Farbe würde wahlverwandtschaftlich einem mystisch veranlagten Gemütsleben entsprechen, ist aber meist wohl nur das Ergebnis einer Laune, deren charakterologische Bedingungen in jedem Einzelfall besonders ermittelt sein wollen. — Verhältnismäßige Unfähigkeit, sich überhaupt der Stahlfeder zu bedienen, spricht bei einem geübten Schreiber stets für dessen unverbildetes Lebensgefühl; denn einmal ist wenigstens die spitze und harte Stahlfeder das unzweckmäßigste Schreibwerkzeug, das die Menschheit erfunden hat, zum andern wird ein künstlerischer Sinn die willkürlichen Druckunterschiede abzulehnen geneigt sein, zu denen sie Anlaß gibt.

Im übrigen verrät die unwillkürliche Bevorzugung weicher und druckunfähiger Schreibwerkzeuge wie der Glasfeder, des Quellstiftes, des Bleistiftes, daß Schreiber Reibungshindernisse nach Kräften zu meiden sucht, daher man nicht fehlgeht mit der Annahme, er werde auch übrigens Hindernisse möglichst zu umgehen trachten und vielleicht sogar zu den einigermaßen bequemen Naturen gehören.

Abschließende Betrachtung. — Indem wir hiermit die Zergliederung der Bewegungen im wesentlichen zum Abschluß bringen, kommen wir noch einmal zurück auf den mehrfach erwogenen Gegensatz der seelischen Lösung zur seelischen Bindung. Aus diesem allgemeinsten Gesichtspunkt betrachtet, zerfallen sämtliche bisher besprochenen Schrifteigenschaften in zwei Klassen, sofern in den einen die Kraft sich löst und entfaltet, in den andern zurückgehalten, eingeschränkt, gebunden wird. Wir geben nachstehend beide gruppiert nach Lösung und Bindung.

Tabelle XVIII.

Lösungsmerkmale	Gebundenheitsmerkmale
Eile	Langsamkeit
Ausgiebigkeit (Größe)	Unausgiebigkeit (Kleinheit)
Drucklosigkeit	Druck
Weite	Enge
Schrägheit	Steilheit
Teigigkeit	Schärfe
L. U. klein	L. U. groß
O > U	U > O
Verbundenheit	Unverbundenheit
Doppelbogen	Doppelwinkel
Girlande	Arkade
Bereicherung	Vereinfachung
Rechtsläufigkeit	Linksläufigkeit
„Scriptura continua“	„Scriptura distincta“
Steigende Zeile	Fallende Zeile
Linksrand sich verbreiternd	Linksrand schmäler werdend
Schlankheit (= Zügigkeit oder fließende Schrift)	Unschlankheit
Unregelmäßigkeit	Regelmäßigkeit
Ebenmaß	Unebenmäßigkeit

Die Einsicht in diesen Bedeutungsgegensatz hat dreierlei Folgen. Erstens bildet sie eine wichtige Grundlage der Ausdruckslehre. Wenn ich begreifen will, was beispielsweise die Weite im Verhältnis zur Enge bedeuten müsse, so habe ich auszugehen von der Erwägung, daß jene unter allen Umständen Lösungsmerkmal sei, diese unter allen Umständen Bindungsmerkmal. Und ich werde den besonderen Sinn grade der Weite und grade der Enge suchen, indem ich die Frage stelle: wie unterscheidet sich die Lösung, sofern sie zur Weitung führt, von der Lösung, sofern sie zum Ausdruck kommt in Betonung der Oberlänge, und wie die Bindung, sofern sie zur Engung führt, von der Bindung, welche zum Ausdruck kommt in Betonung der Unterlänge. Dergestalt gewinne ich innerhalb der Lösungsmerkmale überhaupt die engere Gruppe der mittelpunktsflüchtigen (zentrifugalen), innerhalb der Bindungsmerkmale überhaupt die engere der zusammenlaufenden (zentripetalen) Bewegungen; und wiederum innerhalb dieses engeren Gegensatzes den noch engeren von medialen, seitlichen und steilrechten Streckbewegungen auf der einen zu medialen, seitlichen und steilrechten Beugebewegungen auf der andern Seite. Dieses sei hier nur angedeutet.

Zweitens liefert mir solche Betrachtungsweise die Mittel zur Bedeutungseinschränkung der Merkmale innerhalb der persönlichen Handschrift, abgesehen vom Formniveau. Wenn wir es auch nicht jeweils ausdrücklich zur Sprache brachten, so haben wir doch tatsächlich die Verbesonderung der Entstehungsgründe immer erzielt durch Abwägung der lösenden Bewegungsursache gegen die bindende.

Drittens endlich beherrscht unsre Teilung alle Gesetze des erworbenen Duktus, wie wir im nächsten Kapitel auseinandersetzen. Vorgreifend wollen wir nur soviel sagen: da jede Erwerbung anfänglich entweder unmittelbar oder mittelbar auf ein Wollen zurückgeht, da jedes Wollen entweder begrenzt oder hemmt, so werden erworben immer nur Merkmale der rechten, niemals dagegen der linken Seite (abgerechnet allein die Größe), und so erscheint die Abwandlung, die ein ursprünglicher Duktus durch gewolltes Bemühen erfährt, ausnahmslos als Verschiebung nach der rechten, niemals nach der linken Seite.

IX. KAPITEL

DIE ERWORBENE HANDSCHRIFT

Vorbemerkung. — Bei allem bisher Vorgetragenen war vorausgesetzt, daß die Schrifteigenschaften ohne Absicht des Urhebers entstanden seien. Nun wird aber eingeworfen, man könne seine Schrift auch willkürlich abändern. Wie man früher als Kind das schulmäßige Schreiben mühsam erlernt habe, so sei es bei entsprechendem Willensaufwand auch möglich, sich Schrifteigenschaften, auf die man Gewicht lege, einzuüben, und da müsse denn der Deuter gefährlichen Trugschlüssen anheimfallen. Jenen Schnörkel, so pflegt etwa einer zu sagen, habe ich einstmals meinem Schulkameraden abgelauscht; wie also sollte er meinen Charakter verraten?! Wir könnten erwidern, es sei doch wohl kaum ein Zufall gewesen, daß dieser Schnörkel ihm wohlgefiel; wir könnten weiter zu bedenken geben, daß er denjenigen schwerlich irreführen werde, der es sich zum Gebot gemacht habe, ihn nur im Gesamtbild der Handschrift zu würdigen. Allein wir wollen mit unsrer Antwort tiefer greifen.

Da ist nun zunächst zu betonen, daß die Annahme grundsätzlich zutrifft, es könne die Handschrift willkürlich umgestaltet werden. Dieser Umstand bildet aber deshalb kein Deutungshindernis, weil wir Methoden haben, um die erworbenen von den ursprünglichen Zügen abzusondern. — Wir müssen hierbei von vornherein die beiden Fälle auseinanderhalten, ob jemand seine Schriftzüge nur vorübergehend oder dauernd verändert. In jenem Falle entsteht das künstliche Schriftstück, in diesem entsteht die erworbene Handschrift.

Die künstliche Schrift. — Für die künstliche Umgestaltung der Schrift gibt es im großen und ganzen nur zwei Beweggründe: den der Verstellung und den der Verschönerung. — Die Schriftverstellung kann in diesem Zusammenhange nicht behandelt werden, weil wir dazu auch chemische und photographische Erfahrungen heranziehen müßten.

Die Urheberschaftsuntersuchung gehört zu den schwierigsten Aufgaben der gerichtlichen Praxis und ist nur unter Mithilfe mehrerer Wissenschaften mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Nur soviel sei gesagt, daß die Verstellung zwar durchweg ermittelt wird, dagegen keineswegs immer die Identität mit der Handschrift des Urhebers. So läßt sich nur noch mutmaßen und nicht mehr mit wissenschaftlicher Bestimmtheit behaupten, daß der Schreiber von Fig. 73 die handschriftlich wirkenden Verstellungen von Fig. 74 und 75 erzeugte. Der Graphologe hat darum „natürliche" Belegstücke zu fordern und verstellte abzulehnen. Was er leisten zu können behauptet und wirklich leistet, ist die Ermittlung wesentlicher Züge des Charakters aufgrund der Handschrift, nicht aber aufgrund eines schreibtechnischen Kunstwerks; wie denn ja auch niemand sich einbilden würde, aus einem Photogramm brauchbare Eindrücke vom Antlitz des Abgebildeten zu erhalten, wenn dieser während der Aufnahme eine Grimasse schnitt. — Die zeitweilige Schriftverschönerung pflegt entweder in der Richtung auf Schulmäßigkeit oder in der auf künstlerische Durchgestaltung erstrebt zu werden. So rührt z. B. die kunstschriftliche Fig. 116 vom Schreiber der Fig. 117 her. Genügend Schreibkönnen vorausgesetzt, würde beidemal der natürliche Duktus mehr oder minder zugedeckt, weshalb es auch für solche Erzeugnisse gilt, daß sie zu Deutungszwecken kaum noch zu brauchen sind. Da sie sich übrigens auf den ersten Blick als das, was sie sind, verraten, so ist man in der Lage, weiteres Material zu fordern und, falls solches unbeschaffbar, die Deutung entweder rundweg abzulehnen oder sie nur mit Vorbehalt und naturgemäß unergiebiger auszuführen. Wir wollen uns indes am Beispiel der künstlichen Schrift sogleich überzeugen, in welcher Hinsicht beim Versuch der Abänderung die Aufmerksamkeit zu versagen pflegt.

Fig. 87 zeigt uns die gewöhnliche Handschrift jemandes, der sich in Fig. 88 bemühte, so schulgerecht wie möglich zu schreiben. Das ist ihm im großen und ganzen trefflich gelungen. Gleichwohl entdecken wir bei genauerer Betrachtung folgende Rückfälle: 1. Absteigende Höhenausdehnung der Mittelbuchstaben (vgl. das d mit dem l in „leider", das t mit dem h in „zunichte"). 2. Unvorschriftsmäßige Absetzungen (vgl. insbesondere die Vereinzelung von i und s in „ist"). 3. I-Punkte und ü-Striche zu hoch gesetzt. 4. T-Querstrich zu weit rechts begonnen und zu lang ausgezogen. 5. Abbiegung der Schlußzüge wenigstens angedeutet. — Punkt 1 und 2 fallen unter ein Gesetz, das wir bei der „erworbenen Handschrift"

besprechen werden; Punkt 3 bis 5 können zur Veranschaulichung der Regel dienen, welche die Aussonderung erworbener Züge leitet. Wie schon im ersten Kapitel gestreift wurde, erscheinen Oberzeichen und Schlußzüge als vergleichsweise nebensächlich; das scheinbar Nebensächliche wird am wenigsten beachtet, und was im allgemeinen nicht beachtet wird, entgeht auch dem Schriftversteller und ist deshalb diagnostisch am wichtigsten. Daraus folgt, daß wir in jedem Schriftstück zu vergleichen haben die Eigenschaftsgruppen, die erfahrungsgemäß am meisten, mit denen, die am wenigsten beachtet werden. An jenen wird sich der Darstellungswille erschöpfen, diese verraten die ursprüngliche Unterschicht. Insbesondere halten wir demzufolge gegeneinander die stets bewußteren Anfänge und die stets unbewußteren Enden, und zwar sowohl der Schriftprobe im ganzen als auch ihrer Absätze, Zeilen und Wörter. Nach dieser Methode enthüllte sich uns schon früher im Ausdrucksbilde des vielfach gehemmten Charakters von Fig. 27 die durchbruchsbereite Heftigkeit aus dem Umstande, daß die i-Punkte umso höher sitzen und umso mehr voreilen, je näher dem Ende der Zeilen, und daß die Zeilen umso kräftiger steigen, je näher dem Ende der Seite. Ebenso geht die Absichtlichkeit der Druckbetonung in Fig. 106 aus dem Umstande ihres Vorkommens ausschließlich am Anfang der Wörter hervor. — Indessen hiermit betreten wir schon das Gebiet der „erworbenen Handschrift".

Gesetze der erworbenen Handschrift. — So gewiß es wahr ist, daß man seine Handschrift bleibend abändern kann, ebenso gewiß ist es möglich, die handschriftlich erworbenen Züge zu ermitteln und gleichsam als eine Oberschicht von den ursprünglichen abzuheben. Dabei leiten uns drei Überlegungen.

Aus welchen Gründen immer jemand sich veranlaßt fühle, seine Schriftzüge dauernd umzugestalten, jedenfalls kann er nur diejenigen Eigenschaften abändern wollen, die ihm als abänderungsbedürftig aufgefallen sind. Wir müßten daher für sämtliche Züge wissen, was wir für einige schon dargetan haben: in welchem Grade nämlich sie geeignet sind, dem Schreibenden auffällig und wichtig zu werden. Da haben nun Praxis und Theorie übereinstimmend folgendes festgestellt.

Am meisten fallen ins Auge die Großbuchstaben, weit weniger die Kleinbuchstaben; unter den Kleinbuchstaben am meisten die Langbuchstaben, nächstdem die Mittelbuchstaben, am wenigsten die Kurzbuchstaben.

Falls die Formungswünsche nicht bloß auf Zutaten oder Fortlassungen zielen, heften sie sich in erster Linie an Größe, Lage und Breite der Grundstriche, während die Führung der Nebenteile unberücksichtigt bleibt. Angezogen und festgehalten von den darstellungsfähigen Schriftelementen pflegt der Formungswille unmittelbar demnach nur folgende Züge anzugreifen: Anfänge der Wörter und Sätze, Großbuchstaben, Langlängen und Mittellängen, Grundstriche (nach Schwere und Lage), Weite der Schrift; und wir hätten daher nur diese gegen die übrigen Schrifteigenschaften abzuwägen, um sowohl den Grad der Absichtlichkeit als auch deren Wege zu ermitteln.

Vielleicht wendet man ein, wenn es möglich sei, die Handschrift bis zur Unkenntlichkeit zu verstellen, wie es z. B. Schreiber von Fig. 73 in Fig. 74 und 75 vermochte, so sollte es schließlich doch auch gelingen, eine solche Verstellung dauernd festzuhalten. Allein, selbst wenn man dazu so viel Begabung hätte wie dieser „Handschriftenkünstler", so würde die Verstellung doch immer noch entweder einen ungewöhnlichen Müheaufwand oder aber eine Art von Selbstsuggestion erheischen, vermöge deren sich Schreiber gleich dem Schauspieler in eine fremde Rolle hineinversetzte. Mittelst unablässiger Mühewaltung werden jedoch nur Schriften hervorgebracht, die sich mehr oder minder zeichnerischen Erzeugnissen nähern (vgl. Fig. 116) und dadurch den Charakter wenigstens der unmittelbaren Handschriftlichkeit einbüßen; die Selbstsuggestion hingegen, die dem Schreiber von Fig. 73 nach eigener Aussage zu den handschriftlich wirkenden Verstellungen von Fig. 74 und 75 verhalf, steht ebenso in gleicher Weise nicht noch ein zweites Mal zur Verfügung, daher es mit ihrer Hilfe jemand wohl zu schreibkünstlerischen Spielereien, nicht aber zu einer neuen Handschrift brächte. Liegt daher eine eigentliche „Handschrift" vor, die von einem Abschnitt schriftbildnerischer Bemühungen die Spuren trägt, so wird sie unfehlbar auch die ursprüngliche Schicht erkennen lassen. In welchen Zügen wird die nun aber erhalten bleiben?

Um darüber ins klare zu kommen, müßten wir vor allem noch wissen, welche Schriftmerkmale rein mechanisch am schwersten abzuändern wären. Diese Frage hat ein ganz andres Gesicht als die nach der Vorzugsrichtung der Aufmerksamkeit. Es gibt doch gewiß nichts Leichteres, als den i-Punkt niedrig statt hoch oder hoch statt niedrig zu setzen, und wenn gleichwohl die Setzungsart der Oberzeichen zu den beständigsten Schrifteigenschaften gehört und fast niemals dauernd willkürlich beein-

flußt wird, so rührt das nur davon her, daß man bei einigermaßen fließendem Schreiben alsbald verabsäumt, darauf zu achten. Umgekehrt liegt es sicher nahe, auf die Längenunterschiede der Lautzeichen und zwar beständig zu achten; allein hier zeigt es sich nun, daß es außerordentliche Mühe kostet, eine geringe Längenunterschiedlichkeit in eine große oder gar eine große in eine geringe zu verwandeln! Wer also seine Schrift stilisiert und inbetreff der Längenunterschiedlichkeit das Gegenteil der ihm natürlichen herzustellen gedächte, der würde auf die Dauer den Versuch als mechanisch unausführbar befinden. Wir müßten also unterrichtet sein, ob es für die verhältnismäßige Abänderungsschwierigkeit jeder Duktuseigenschaft ohne Rücksicht auf die persönliche Verstellungsgabe eine allgemeine Regel gebe.

Es ist uns gelungen, sämtliche Beobachtungen auf ein Grundgesetz zurückzuführen (entwickelt in den Problemen der Graphologie S. 34—39), welches besagt: eine Schrifteigenschaft wird umso schwerer unterdrückt, je mehr sie zum Ausdrucksbilde des Willens gehört. — Da alle Willenssymptome Bindungsmerkmale sind, so folgt daraus zunächst, daß Lösungsmerkmale leichter durch Bindungsmerkmale willkürlich zu ersetzen sind als umgekehrt. Man erzeugt leichter als die jeweils entgegengesetzte Schrifteigenschaft: Druck, Enge, Steilheit, Unverbundenheit, Doppelwinkel, Arkade, Linearität, Linksläufigkeit, Größe der Längenunterschiede, Unterlängenbetonung, Gliederung, Unschlankheit, Regelmäßigkeit; woraus hervorgeht, daß Drucklosigkeit, Weite, Schiefheit, Verbundenheit, Doppelbogen, Girlande, Flächigkeit, Rechtsläufigkeit, Kleinheit der Längenunterschiede, Oberlängenbetonung, Ungegliedertheit, Schlankheit, Unregelmäßigkeit einer Handschrift höchstwahrscheinlich nicht zu ihren Erwerbungen gehören. Eine Ausnahme macht einerseits natürlich die bereichernde Zutat, anderseits aus unten noch anzudeutenden Gründen die Größe; wohingegen der erworbene Duktus aber selbstverständlich langsamer zu fließen pflegt als der ursprüngliche. Einen Doppelversuch dieser Art bieten Fig. 99 und 100. In Fig. 100 hat Schreiber auf Wunsch die Unterlängen vergrößert, was ihm gelang; in Fig. 99 hat ein andrer Schreiber sämtliche Oberlängen zu vergrößern versucht. Dies aber gelang sehr unvollkommen: einmal nämlich mitvergrößerte er unabsichtlich die Unterlänge im h des Wortes „hat“, sodann ließ er von den sechs verfügbaren Oberlängen drei unvergrößert, das t in „hat“, die beiden G-Spitzen in „Gold“ und das l im gleichen Worte.

Wir können aber noch weiteres aus unserm Gesetze erfolgern. Seine Richtigkeit angenommen, müssen sich am leichtesten herstellen lassen solche Schrifteigenschaften, deren Hervorbringung bloß auf Abänderung (Vermehrung oder Verminderung) der aufzuwendenden Kraft beruht (darum allein schon unschwer auch gesteigerte Ausgiebigkeit), unter ihnen wieder besonders leicht die durch Vermehrung der Kraft zu bewirkenden wie etwa die Druckbetonung, am allerleichtesten endlich die Niederschläge vermehrter Hemmung, also Engung oder Verkleinerung. Die fast durchstilisierte Fig. 102 rührt vom selben Schreiber her wie die (leider etwas zu kleine) Probe Fig. 80, aus der jedoch immerhin noch zu entnehmen ist, daß die Umformung in der Richtung auf Verkleinerung, Drucksteigerung und Auslotung geschah, und wenigstens zu vermuten, daß von ihr nicht betroffen wurden die Unterschiede der Längen. Schon etwas schwieriger muß zu beeinflussen sein der Verbundenheitsgrad (ganz besonders natürlich im Sinne der Steigerung), noch schwieriger die Bindungsform (und wieder ganz besonders im Sinne vermehrter Bogigkeit). Der Fall, daß jemand absichtlich Fadenbindung erzeuge, ist schlechtweg auszuschließen. Vollends ganz außerhalb des Willensspielraums liegen, wie schon berührt, die Längenunterschiede, ob übrigens gleich deren Verkleinerung noch schwerer zu bewirken ist als ihre Vergrößerung. Auch ohne den Ausdrucksgehalt der Längenunterschiede herbeizuziehen, überzeugt man sich davon folgendermaßen. Bietet man einen Willensantrieb auf, um die Kurzlängen zu vergrößern, so mitvergrößert man unabsichtlich auch die Langlängen; tut man es dagegen, um die Kurzlängen zu verkleinern, so mitverkleinert man abermals unabsichtlich die Langlängen, stellt also jedesmal wieder dieselbe Längenverteilung her! Endlich ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die Handschrift glaubwürdig zu verunregelmäßigen. Wir geben unten die Reihenfolge der Beständigkeit für alle wichtigeren Bewegungseigenschaften.

Endlich noch eine dritte Erwägung. Auch der Zustand schriftbildnerischer Bemühung muß einen Ausdruck haben. Wie er aufgrund seines Energiegehaltes leichter Willensanzeichen verwirklicht als deren Gegenteil, so auch wirkt er unwillkürlich auf diese verstärkend ein. Mit jeder gewollten Schriftumformung gehen ungewollt gewisse Nebenwirkungen einher, welche die gesteigerte Mühewaltung bezeugen, wie insbesondere Regelung des Gesamtgepräges, Häufung der Unterbrechungen und Steigerung des Nachdrucks. Schreiber von Fig. 100 wollte nur die Unterlängen ver-

größern, hat aber unabsichtlich zugleich seine Handschrift verregelmäßigt und die Unterlängen mit Druckbetonungen versehen, die weder von der Aufgabe gefordert waren noch ihm sonst eigentümlich sind. Zusammenfassend können wir sagen: die erworbene Handschrift gibt uns darstellende Einzelformen im Gesamtbilde einer künstlich geregelten und mit Hemmungsmerkmalen beladenen Federführung, die allenfalls manche Züge der ursprünglichen Schicht zu verdecken, nicht aber diese zu vertreten vermag.

Wir wiederholen: Drei Gesetze beherrschen den Einfluß der Willkür auf die Schreibbewegung und bestimmen das Gepräge der erworbenen Handschrift: das Gesetz der Aufmerksamkeitsrichtung — das Gesetz der Beständigkeit der Schriftmerkmale — und das Gesetz der Begleitveränderungen. Das erste ermöglicht die Unterscheidung darstellender und nichtdarstellender Schrifteigenschaften; das zweite gibt uns Auskunft über den Grad des Widerstandes, den die gewohnheitsmäßigen Schreibantriebe dem Formungswillen entgegensetzen; das dritte lehrt uns typische Nebenwirkungen kennen, die mehr oder minder mit jeder absichtlichen Beeinflussung des Schreibens einhergehen. Wir fassen das Ergebnis in nachfolgender Übersichtstafel zusammen, in der das Plus das Beachtete, das Minus das Nichtbeachtete bedeutet und wo die Richtung des oberen Pfeils der Abnahme, des unteren dem Wachsen der mechanischen Herstellungsschwierigkeit entspricht.

Tabelle XIX.

A. Aufmerksamkeitsrichtung.

+	—
Formen der Groß-, Lang-, Mittelbuchstaben	Formen der Kurzbuchstaben
Größe, Weite, Lage, Tempo, Nachdruck	Sämtliche übrigen Eigenschaften
Grundstrich	Binnenhaarstrich und Oberzeichen

B. Beständigkeitsgrad.

<——————————

Leicht herstellbar: Druck, Langsamkeit, Kleinheit — Größe, Geschwindigkeit Drucklosigkeit — Steilheit — Unschlankheit — Gliederung — Regelmäßigkeit — U > O — Enge — Unverbundenheit — Schrägheit — Weite — — — L. U. groß — Verbundenheit — Winkelbindung — O > U — Arkade — Girlande — Faden — L. U. klein — Ungegliedertheit — Unregelmäßigkeit — Schlankheit. Schwer herstellbar,

——————————>

C. Nebenwirkungen.

Es pflegen ungewollt zu wachsen: Regelmäßigkeit, Enge, Druck, Unverbundenheit.

Nachdem wir die Merkmale der erworbenen Handschrift entwickelt haben, bleibt uns noch übrig, Fingerzeige zu ihrer Deutung zu geben. Das tun wir jedoch besser an der Hand von Beispielen, denen wir grundsätzlich nur eines vorausschicken. Die wichtigste Frage angesichts einer erworbenen Handschrift ist die, ob die Erwerbungen mit dem ursprünglichen Bestande übereinstimmen oder nicht. Ist es der Fall (angemessen erworbene Handschrift), so haben wir in ihnen das Darstellungsmittel der Selbstbeherrschung und Selbstgestaltung zu sehen. Es kann uns dergestalt der handschriftliche Stil des Schreibers mittelbar zum Ausdruck werden für Ordnungssinn, Genauigkeit, Wohlabgewogenheit des Betragens, „Haltung“, gewählte Umgangsformen, Vervollkommnungswünsche und Schönheitsbedürfnisse mannigfacher Art. Ist es nicht der Fall (unangemessen erworbene Handschrift) und müssen wir also dem Urheber die innere Berechtigung zu dem Kleide absprechen, das er sich angelegt, dann sind die Ursachen allemal unter denjenigen Triebfedern zu finden, aus denen einer etwas scheinen möchte, was er nicht ist. Die aber liegen samt und sonders im Bereich des Selbstgefühls und eröffnen uns wesentliche Einblicke in die Spielarten der Selbsttäuschung.

Spielarten der erworbenen Steilschrift. — Auch wenn wir es nicht schon wüßten, daß Fig. 92 eine zwanglose Probe von der Hand der gleichen Persönlichkeit gibt, von der auch Fig. 91 herrührt, so verrieten uns doch drei Eigentümlichkeiten den darstellenden Charakter dieser letzteren: die Steilheit — die weitgehende Vereinfachung (z. B. des h) — und die offenbar von Geschmacksrücksichten empfohlene Behandlung des G. So sehr nun bei flüchtigem Betrachten die erworbene Handschrift von der ursprünglichen äußerst abzuweichen scheint, so zeigt doch eine genauere Untersuchung, daß sie es tatsächlich nur inbezug auf die darstellenden Schrifteigenschaften tut. Es wurde nämlich absichtlich verändert: die Größe, und zwar in der Richtung auf Verkleinerung — die Lage in der Richtung auf Steilstellung — die Formbeschaffenheit des Anfangsbuchstabens in der Richtung auf geschmackvolle Vereinfachung; und es traten unwillkürlich hinzu die uns bekannten Begleitveränderungen der Regelung des Gesamtgepräges, verstärkter Druckbetonung und vermehrter Unterbrechung. Dagegen blieben völlig unberührt die willensfremden Züge der Teigigkeit, der allgemeinen Einfachheit, der geringen Längenunterschiedlichkeit und der

charakteristischen Behandlung der Nebenteile. So sehen wir den i-Punkt beidemal sofort nach Vollendung des Grundstriches, niedrig, voreilend und kommaförmig gesetzt. Daraus allein schon würden wir in Anbetracht der Stärke des Bildes triebkräftige Tatlust erschließen, wenn freilich auch nicht ein solches Maß von Hinreißungsgabe, wie aus der zwanglosen Probe Fig. 92 hervorgeht. Auf die Frage, ob die Erwerbung angemessen sei, muß die Antwort bejahend lauten, und zwar nicht nur in Rücksicht auf das übermittlere Formniveau, sondern auch deshalb, weil das sicher ursprüngliche Vorwalten der Winkelbindung — trotz offenbar größter Eile der Schreibbewegung im „in“ der zwanglosen Fig. 92 wiederkehrend — als anlagemäßig gegeben beglaubigt die Fähigkeit zur Sammlung und Selbstbeherrschung, deren schon vorhandener Ausdruck somit vom Schreiber nur darstellerisch verwertet wurde. Im gleichen Sinne günstig zu beurteilen sind die stilisierten Steilschriften von Fig. 101 und 102. — Entfernt verwandt, aber bereits viel weniger „festgestellt“ erscheinen die Erwerbungen der Fig. 93. Hier fällt uns als teilweise unangemessen die Weichheit der Bindungen und der feinere Mangel an Ebenmaß auf, wie denn Schreiber aus Rückwirkung über die Steilheit hinaus sogar noch zur Übersteilheit gelangte. Seine offenbar nicht nur ästhetisch bedingte Vorliebe für ausgebauchte Großbuchstaben verrät uns ein etwas anspruchsvolles Geltungsbedürfnis, wie es völlig gefestigte Charaktere nicht nötig haben.

Wesentlich ungünstiger steht es mit der stilisierten Probe Fig. 94. Hier sind offenbar als erworben anzusehen vor allem Größe der Schrift, Bildung der Großbuchstaben, Unstetigkeit, Enge, Lage und Schwere. Allein den Ursprung dieser Merkmale finden, heißt auch bereits ihren Mangel an „Bodenständigkeit“ enthüllen. Zunächst einmal die Größe ist nicht sowohl erworben als vielmehr angenommen. Schreiber ist nämlich fortwährend im Begriff, in eine viel kleinere Handschrift zurückzufallen, was uns allein schon gewisse Nebenzüge verraten, wie der kurzförmige Schlußteil der h's. Demgemäß übertreibt er denn auch die Größe ganz besonders in der gefühlsbetonteren Unterschrift. Ferner würde die immerhin erhebliche Enge, falls sie natürlich wäre, ein Zusammenfassungsvermögen wahrscheinlich machen, das sicherlich mit weit schärferer Winkelbindung einherginge, als unsre Probe sie bietet. Die häufigen Absetzungen sind nur eine Folge der Sorgfalt, die Schreiber auf seine Kunstschrift verwenden muß, treten deshalb wiederum gesteigert in der

Unterschrift hervor und wechseln mit verhältnismäßig weitgehenden Bindungen, in denen die ursprüngliche Bindungsneigung zum Durchbruch kommt. Die teigige Schwere steigert den Charakter einer gewissen Großartigkeit des Bildes, steht aber im Widerspruch mit seiner fast schleifenlosen Magerkeit. — Es fällt nun nicht schwer, dafür die zutreffende Deutung zu finden. Schreiber zielt auf Größe, Schwere, Wucht und Besonderheit des Schriftbildes, und das will sagen, er wünscht mit seiner Handschrift den Eindruck von Sicherheit, Selbständigkeit und Ursprünglichkeit zu erzeugen. Wie sein nur mittleres Formniveau anzeigt, besitzt er indessen auch nur das Durchschnittsmaß von seelischer und geistiger Eigenart. Folglich bedarf er im besonderen Grade der äußeren Anerkennung, um seines Wertes gewiß zu werden. Seine handschriftlichen Erwerbungen sagen uns genauer folgendes über die Beschaffenheit seines Selbstgefühls: Ehrgeiz und einige Eitelkeit verhindern das Selbsteingeständnis tatsächlich vorhandener Unsicherheit und verleiten zu Originalitätssucht und Effekthascherei. — Indessen sind nun dergleichen Übel nicht allzu streng zu bewerten und pflegen bei vielen damit behafteten Personen mit wachsender Reife zu schwinden. Das eigentlich Verderbliche jeder Art des Scheinenwollens liegt weniger in ihr selbst als in der „Subjektivierung" der Sinnesrichtung, die sie meist im Gefolge hat. Wer an einem Widerspruch zwischen Schein und Wesen krankt, ist der Gefahr ausgesetzt, sich nicht nur über das ersprießliche Maß hinaus mit dem eigenen Selbst zu befassen, sondern auch seinen Blick für sachliche Werte getrübt zu sehen durch die beständig sich einschleichende Rückbeziehung auf das Persönliche. Eigenbezüglichkeit und Mangel an Sachinteresse sind unter allen Folgen bedingter Selbstdarstellung die am wenigsten erfreulichen. Und grade für diese wichtige Gruppe haben wir die handschriftlichen Anhaltspunkte in den unangemessenen Erwerbungen zu suchen.

Schärfer als im mehr äußerlichen und harmlosen Dekor der Fig. 94 tritt das nun hervor in der fast durchstilisierten Fig. 95. Hier gibt es zwar keine derart auf der Hand liegenden Unstimmigkeiten; allein unsre Methode befähigt uns, auch innerlichere Selbstwidersprüche auszugraben. Zuvörderst denn merken wir an ein gewisses Mißverhältnis zwischen der pretiösen Eigenheit der Federführung und der geringen Ursprünglichkeit der Formensprache. Die imgrunde zwar nur vom Rundschriftduktus entliehene, immerhin aber mäanderartig umgemodelte Federführung will

uns nicht recht zu den schulmäßig simplen Formen passen der d, g, u, n, m, überhaupt eigentlich sämtlicher Kurzbuchstaben, hinsichtlich deren sogar Fig. 94 an Eigenart höher steht. Die offenbar angestrebte „Monumentalität" erleidet indes vor allem Abbruch durch die fließend weiche Verknüpfungsweise, die selbst die i-Punkte gelegentlich einbezieht. Wir treffen hier auf die ursprüngliche Schicht aufnehmender Empfänglichkeit und Beeinflußbarkeit, und werden daher nicht fehlgehen, wenn wir dem Stilisierungsversuch Nachahmungswünsche zugrunde legen, deren Entfaltungsrichtung durch modische Muster bestimmt sein mag. Der gute Geschmack, von dem die Auswahl des Schreibers allerdings Kunde gibt, reicht doch allein nicht aus, um im handschriftlichen Erzeugnis die würdebeflissene Eigenbezüglichkeit zu verdecken, mit der etwas eitle, aber schwächliche „Talente" ihre schwankende Bestimmungslosigkeit sich und der Welt zu verbergen suchen. Im Betragen führt das gern zu einem künstlichen Hochmut. — Ebensowenig überzeugen die freilich mehr auf gesellschaftliche Wirkung angelegten Erwerbungen der selbst für seitliche Federhaltung übertrieben zurückgelehnten Fig. 96, deren spielerische Zutaten und keulenförmigen Endstriche der Nüchternheit und Formenarmut des Gesamtbildes nicht aufhelfen können.

Wesentlich auf der gleichen Linie liegen die unangemessenen Erwerbungen der Fig. 103, deren natürlicher Bestand jedoch etwas günstiger zu bewerten ist. Wiederum übertrieben erscheinen hier Größe (beachte den Gegensatz zu den winzigen u-Häkchen), Enge und linksschräge Lage: Ausdruck zumal eines Dranges nach Unabhängigkeit, mit dem der herrschbedürftige Eigenwille der Schreiberin sich zur Wehr setzt gegen die weichherzige Ablenkbarkeit, deren Niederschlag uns in den drucklosen Girlanden erhalten blieb. Die dreiecksförmigen Unterschleifen der Mittel- und Langbuchstaben erweisen daran als mitbeteiligt den Wunsch, beachtet und bewundert zu werden.

Überblicken wir die bisherigen Einzelfälle, so drängen sich uns zwei Bemerkungen auf. Einmal fanden wir wenigstens unter den nicht ganz angemessenen Erwerbungen fast regelmäßig gesteigerte Ausgiebigkeit. Die ist nun zwar, wie wir wissen, verhältnismäßig sehr leicht zu bewirken, steht aber im Gegensatz zu der aus andern Gründen zu erwartenden Verkleinerung. Die Ursache liegt natürlich darin, daß eine große Schrift schlechtweg mehr „Eindruck" macht als eine mittlere oder kleinere. Wann immer das Formungsbestreben in erster Linie auf Steigerung

der Größe geht, haben wir deshalb mindestens in Erwägung zu ziehen, ob nicht grade der Wunsch, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fangen, vornehmlich dazu bewogen habe. Genau wie bei den früher schon betrachteten und weiter unten in Kürze nochmals heranzuziehenden Schnörkelschriften spielt die Gestaltung in solchen Fällen bloß die Rolle eines Mittels im Dienste anderweitiger Zwecke, die an und für sich gar keine Stilisierung erheischen würden. Darum allein schon haben Handschriften wie Fig. 103, 95, 94 mehr oder minder etwas Gemachtes, ermangeln sozusagen der inneren Aufrichtigkeit und bilden dergestalt den Übergang zum gleich zu besprechenden unechten Duktus.

An zweiter Stelle merken wir an, daß uns zum Maßstab der Angemessenheit einer Erwerbung, wofür wir auch Echtheit sagen, (außer dem Formniveau und dem Ebenmaß) vor allem der Bindungscharakter geworden ist. Ganz allgemein würden wir sagen: je unausgesprochener die Bindungsweise, umso mehr scheint unter sonst gleichen Umständen das Recht zu handschriftlichen Erwerbungen in Frage gestellt. Um eine Stilisierung positiv auslegen zu dürfen, werden wir mithin die folgenden beiden Forderungen erfüllt zu sehen wünschen: einmal muß die Formung, mag sie nun mehr oder weniger gelungen sein, den Charakter der Unabhängigkeit tragen, der allein uns zwingend zurückweist auf Gestaltungsantriebe des Schrifturhebers; sodann muß die Unterschicht des natürlichen Bestandes Festigkeit und rhythmische Kraft anzeigen. Je mehr es an beiden Vorbedingungen fehlt, umso entschiedener haben wir einer negativen Auslegung den Vorzug zu geben.

Die unechte Handschrift. — Die künstliche Steilschrift von Fig. 97 mag uns vorweg einen Begriff davon geben, wie wenig die Auslotung imstande sei, einem in Auflösung begriffenen Duktus Halt zu verleihen. Die von der gleichen Hand herrührende Fig. 98 wirkt in ihrer Zwanglosigkeit entschieden noch vorteilhafter, ob sie gleich ebenfalls den hysterischen Charakter verrät. Der Lagewechsel, den Schreiberin vorgenommen, trägt so unverkennbar das Gepräge der Gewaltsamkeit, daß wir auf Gründe dafür verzichten dürfen, und ist ohne Zweifel dem Bedürfnis entsprungen, die Richtungslosigkeit der Triebe mit dem Anschein zielbewußter Entschlossenheit zunächst vor der Welt, alsdann aber auch vor dem eigenen Bewußtsein zu verhehlen. Wie hinter den

geradegestellten und „ablehnenden" Grundstrichen die schwächliche Fadenlinie, so versteckt sich hinter eigensinnigen Willensbekundungen und möglicherweise verbohrter Hartnäckigkeit der Mangel an Sachinteresse und wirklicher Leidenschaft; womit in Wahrheit das Bild der hysterischen Schutzanpassung erst eigentlich zum Abschluß kommt. Was wir hier wahrnehmen, ist ja gewiß nur ein äußerst bescheidener Ansatz zur Formung; aber schon dieser dürftige Ansatz ist vergebliche „Mache". Lassen wir die nun mehr und mehr umsichgreifen, so enden wir zuletzt bei durchgeführten Stilisierungen, die in jedem Zug unecht sind und demgemäß die allerbedenklichste Art des Schmarotzercharakters bekunden. Dergleichen Handschriften weisen keineswegs immer labile Verknüpfung auf; aber sie verraten sich dem Kenner nichtsdestoweniger durch die niemals fehlenden Hauptkennzeichen: zum ersten äußerster Formenarmut, zum andern jener billigen Übertreibungsweise, die man gewöhnlich als „Maniriertheit" bezeichnet.

Fig. 97 steht alles in allem noch auf der passiven Seite, dagegen mit Fig. 107 treten wir auf die aktive Seite. Ursprünglich sind hier: Mangel an Ebenmaß, ziemlich erhebliche Längenunterschiedlichkeit, mindestens mittlerer Reibungsdruck, Verbundenheit, Gliederung, eigenartslose Formgebung, unsichere Bindungsweise; angenommen sind: linksschräge Lage, ausfahrende Schlußzüge, starkmittlere Größe, gelegentliche Druckübertreibung. Der Schreiberin fehlt es weder an scharfem Verstand noch an Unternehmungsgeist und Willenskraft, wohl aber an Sachlichkeit und innerer Bestimmung, und so werden denn jene zufolge ihrem Bedeutungsbedürfnis wenigstens einigermaßen im Dienste einer „Rolle" verbraucht, die sie auch vor sich selber spielt. In vielleicht noch etwas höherem Grade gilt das von der tiefer stehenden Fadenschrift Fig. 106, deren unechte Druckbetonungen früher bereits erwogen wurden; im allerhöchsten aber für die linksschräge Fig. 104, die bei äußerst niedrigem Formniveau und gänzlich zerlöstem Gefüge Gestalt- und Druckübertreibungen bietet von gradezu schmerzhafter Unstimmigkeit. Dergleichen grimassierende Entgleisungen erinnern lebhaft an die exhibitionistischen Kapriolen der neumodischen Malerei.

Wenn uns in diesen vier Fällen die „Enthüllung" der Übersteilheit erleichtert wurde durch eine entweder offen zutage liegende oder doch durchschimmernde Fadenbindung, so bei Fig. 51 und 52 die Enthüllung der Großheit durch die erstaunliche Formenkahlheit und die vor-

dringliche „Manier“ einer noch dazu nicht unverdächtigen Bindungstechnik: beidemal Großtuerei mit Hintergründen bei seelenfremder Zweckhaftigkeit! In mindestens ebenso ungünstigem Lichte erscheint die stotzige Großheit und schablonenmäßig vorgetragene Sperrigkeit der gänzlich formverarmten Winkelschrift Fig. 114. Hier ist zwar mit wirklich beträchtlicher Energie zu rechnen; die aber wird größtenteils aufgebraucht für die Pose diktatorischer Unfehlbarkeit.

Wir springen von den allerbedenklichsten zu den allerharmlosesten Unechtheiten über, wenn wir zum Schluß noch einmal an die spielerischen Schnörkel erinnern, die zu würdigen wir oben schon Gelegenheit hatten. Ein hübsches Beispiel aus dem Bereich der Bildung gibt dafür die Handschrift Emanuel Geibels, Fig. 108. Bei wenig innerem Gehalt und zugleich erfindungsarm zeigt sie ein naives Behagen in verweilender Darbietung wichtigtuerischer Formen. Man beachte die bogigen Ausbauchungen an nahezu allen Großbuchstaben, die vergroßartigten d-Köpfe und u-Bögen und insbesondere die Steigerung der nichtssagenden Schwünge in der Namensunterschrift. Da der Duktus zugleich die Annahme hinreichenden Selbstgefühls wahrscheinlich macht, so haben wir stärker zu betonen als (heteronome) Eitelkeit die (autonome) Selbstgefälligkeit. Durchaus wesensverwandt, wenn auch auf weniger hoher Bildungsstufe und im Rahmen der Geistigkeit des Geschäftsmannes, ist mit ihren „flotten“ Schwüngen und Schnörkeln die Handschrift Fig. 109. Dagegen weisen die theatralischen Verschnörkelungen der Großbuchstaben in der übrigens gewandten Durchschnittsschrift von Fig. 113 zumal auf beifallssüchtige Eitelkeit hin.

Eine kurze Sonderbetrachtung erfordert endlich die erworbene Schulmäßigkeit der Schrift. Der aus ihr sprechende Wille zur Unauffälligkeit der Lebenshaltung ist sehr häufig ein Bestandstück des erworbenen Charakters solcher Personen, deren Beruf mehr oder minder weitgehende Anpassung an die Forderungen des Tages verlangt, wie des Kaufmanns, vieler Beamten, des Abschreibers, Kanzlisten usw., nicht selten aber sogar auch von imgrunde leidenschaftlichen Künstlernaturen, deren Erhaltungstrieb sich in der äußerlichen Angleichung an die Lebensgewohnheiten des Durchschnitts einen Schutzwall schuf gegen mögliche Gefahren innerer Maßlosigkeit. So sehen wir absichtlich der Schulvorlage angenähert die Handschrift des älteren Goethe Fig. 112, sowie diejenige Conrad Ferdinand Meyers nach seiner Krankheit Fig. 111 (vgl.

dazu die zwanglose Probe Fig. 110). — Hinter der schulmäßigen Außenseite kann sich aber auch der Diplomat, der gewohnheitsmäßige Lügner, ja der geriebene Verbrecher verbergen. Dafür ein Beispiel gibt Fig. 55, eine Handschrift, die der Laie unbedenklich für harmlos hält. Den Kenner würde auf den ersten Blick mißtrauisch machen die kalte Glätte und übermäßige Schräge, mit dem zweiten sähe er die verdächtigen Einrollungen und mit dem dritten die „gestützte Nebenrichtung“, das früher schon besprochene Symptom der „Bauernfängerei“.

Die handschriftliche Zierschrift. — Nur weil heutzutage der früher hochehrwürdige Begriff einer Schreibekunst so gut wie verloren ging, dergestalt, daß der „Schönschreiber“ eigentlich zum Häßlichschreiber, nämlich zum geistlosen Nachahmer unsrer geistlosen Schulmuster, wurde, bleibt uns nichts andres übrig, als die Versuche, welche von jener ehemals verbreiteten Fertigkeit etwas wieder erhaschen möchten, „Zierschriften“ (= „Ornamentalschriften“) zu nennen, während es in Wahrheit nur echte Schönschriften sind! Wer zur Abschätzung des Formniveaus auch die Schrifterzeugnisse verflossener Jahrhunderte heranzuziehen gewohnt ist, der verliert gar bald die Lust an den mißgestalteten Schreibereien der Heutigen und wäre gern bereit, es sogar mit dem Verzicht auf diagnostische Ausbeute zu erkaufen, wenn ihm die Briefe seiner Freunde und Bekannten durchweg einen so herzerquickenden Anblick böten wie Fig. 118, die aus der Kanzlei des Königs Sigismund von Polen von einem unbekannten Sekretär herrührt (1525). Dergleichen „künstlerische Schriften“, wie R. v. Larisch sie nennt, der ihrer eine prächtige Sammlung herausgegeben, waren früher, wenn nicht etwas Gewöhnliches, so doch etwas Allbekanntes, wie uns jeder Blick in eine Chronik, einen Psalter und selbst noch in die Manuskripte der Renaissancegrößen bestätigt. — Allein es bedürfte des Verzichtes nicht; denn auch die Zierschrift ist deutbar, worüber indessen bei der großen Seltenheit ihres berechtigten Vorkommens in der Gegenwart einige Andeutungen genügen mögen.

In Schrifthinterlassenschaften des Mittelalters finden wir freilich nicht so sehr den Charakter des Schreibenden als seiner Kultur oder genauer jenen als Teilausdruck einer seelischen Gesamtverfassung. Sicherlich vermag der geübte Paläograph bei einer gleichmäßig durchgeschriebenen Chronik festzustellen, wo ein neuer Schreiber den Text fortgesetzt

hat, ganz ebenso wie wir an einer beliebigen Kathedrale aus der Blütezeit der Gotik auch etwas vom Sondergeist des Baumeisters spüren. Der bleibt aber untergeordnet dem Geist der Gotik überhaupt und wieder eines bestimmten Jahrhunderts und etwa des südlichen Frankreich, dergestalt, daß schließlich es dieser ist, dessen Wesen zu ermitteln, die Deutung sich begnügen muß. Das ändert sich mit einem Schlage seit der Renaissance, die zwischen dem Einzelgeist und dem „Geist der Zeit" zuerst die Kluft aufriß, und es hat vollends keine Geltung mehr für den Schriftgestalter der Gegenwart. Formbedürftig innerhalb einer formlosen Welt ist er in die Notwendigkeit versetzt, den Stil seines Ausdrucks zu erarbeiten, und darum stellt der in erster Linie ihn selber dar und sicherlich mehr nach Maßgabe seiner Auflehnung gegen den Zeitgeist als seiner Einstimmigkeit mit ihm!

Zur Beantwortung der naheliegenden Frage, wodurch eine Handschrift eigentlich als zierschriftliches Gebilde gekennzeichnet werde, sehen wir, wie schon bemerkt, durchaus von der Kunstschrift ab, deren Handschriftlichkeit ermitteln zu wollen, ein ebenso schwieriges Unterfangen ist wie die Ermittlung der Gebrauchsschrift des Urhebers aus seiner verstellten oder aus einer schönschriftlichen Musterschrift. Wer sich in der Erfindung von Kunstschriften geübt hat, weiß von solchen natürlich eine beliebige Anzahl und weit voneinander verschiedene zu erzeugen, deren dennoch etwa hindurchgehender Grundcharakter zwar auch eine „Handschrift" bedeuten mag, aber gewissermaßen von höherer Ordnung, als die uns in diesem Buche beschäftigt. Für den Eigengebrauch pflegen denn die meisten Schriftkünstler ihre natürliche und meist sogar kaum stilisierte Laufschrift beizubehalten, wie z. B. der Schöpfer der Kunstschrift Fig. 116 die sehr zwanglose Schrägschrift Fig. 117. Die erste Bedingung einer handschriftlichen Zierschrift wäre somit darin zu sehen, daß Schreiber sich ihrer als seiner Handschrift auch wirklich bediene.

Damit indessen scheint die Zierschrift mit der Schriftstilisierung zusammenzufallen, und es ist allerdings nicht zu leugnen, daß, technisch angesehen, die Grenzen zwischen beiden fließende sind. Es läßt sich unschwer eine Reihe bilden, beginnend mit nur schwach gewillkürten Laufschriften und endend mit völlig durchgestalteten Zierschriften, die, äußerlich betrachtet, nicht mehr verschieden sind von der künstlichen Schrift. Ein Unterscheidungsmerkmal der meisten Zierschriften dürfte tatsächlich

in der verhältnismäßig großen Anzahl handschriftlicher Erwerbungen liegen; allein daneben besteht ein Artunterschied, mit dem wir unsre Teilung allererst berechtigen können.

Obschon wir den abhängigen Gestaltungen bereits selbständige Gestaltungen gegenüberstellten, so haben wir doch auch diese als entstanden gedacht durch eine auswählende und heraustreibende Betonung solcher Züge, die der Schrifturheber aus den verschiedensten Gründen für wesentlich halten mochte. So gewiß dabei nun auch mitbeteiligt sein konnte sein künstlerischer Geschmack, so wenig doch hatten wir Anlaß, in ihm allein den Beweggrund der Formung überhaupt zu erblicken. Nun gibt es aber gestaltete Schriften, die, unerachtet sie echte Gebrauchsschriften sind, darin durchaus auf derselbigen Linie stehen mit den Gebilden der Kunst, daß sie gleich diesen ganz und gar auf Schönheitswirkungen zielen und im Verhältnis zur Ursprungsschrift nicht mehr aus dem Gesichtspunkt der Umformung, sondern nur aus dem eines Ersatzes erfaßt werden können. Die handschriftliche Zierschrift wäre also der Leistung eines Kunstgewerblers zu vergleichen, der sich damit begnügen würde, nach Maßgabe seines Geschmacks nur eine Behausung einzurichten, nämlich die eigene! Demgemäß hat die deutende Betrachtung nicht wie bisher von der ursprünglichen Schicht ihren Ausgang zu nehmen, sondern von der Erwerbung selbst. Gegenstand der Zergliederung ist jetzt nicht mehr der Niederschlag von Ausdrucksbewegungen, sondern einer bildnerischen Handlung. Ebenso wie der Kunstforscher das Kunstwerk mit Recht als etwas Durchdachtes und Gewolltes würdigt, ebenso muß der Graphologe die handschriftliche Zierschrift aus dem Gesichtspunkt einer bildnerischen Leistung behandeln und zu dem Behuf seine Deutungsgrundsätze in wesentlichen Stücken modeln. Wir beschränken uns indes auf einige Beispiele, nachdem wir nur einen Gedanken werden vorausgeschickt haben, der, wie sich versteht, zusamt der Handschrift auch das ganze Gebiet der Kunst betrifft.

Während die gewöhnliche Handlung (neben der Tatkraft) nur die Vorstellung des Zieles erfordert, so bedarf die bildnerische eines seelischen Stoffes, den bloße Willkür niemals zu liefern vermag. Daraus folgt, daß keine noch so geschmackvolle Umgestaltung das Formniveau des Schreibers zu steigern vermöchte! Sofern überhaupt selbständig geschrieben (und nicht etwa abgezeichnet!) wird, kann insbesondere keine Archaisierung den Nimbus zurückerobern, der um die Schrifthinterlassenschaften größerer Zeiten webt aus Teilhaberschaft ihrer Urheber an einem weitaus

seelenvolleren Lebensverband; wie uns denn ein Blick auf die verhältnismäßig vorzüglich gelungene Zierschrift der Fig. 119 oder auf die sogar dem heutigen Höchstniveau zugehörige Fig. 120 nicht zu übersehen erlaubt, daß beide an zwingender Selbstverständlichkeit dennoch zurückbleiben hinter Fig. 118!

Unter den bisher betrachteten Schriftstilisierungen befinden sich eigentlich nur zwei, die einigermaßen auch als Zierschriften gelten dürfen, nämlich Fig. 101 und in noch höherem Grade Fig. 102. Man braucht sie nur mit Fig. 94 oder 96 oder gar 103 zu vergleichen, um sofort zu bemerken, daß sie weit mehr als diese den Charakter nicht sowohl von Gebilden als vielmehr von künstlerischen Gebilden tragen. Wir sehen jedoch von einer Zerlegung ab, weil die ursprüngliche Handschriftlichkeit beidemal dennoch vorherrscht. — Dagegen fällt nun entschieden schon auf die Seite der Zierschriften Fig. 115, welche zudem jedoch geeignet ist, uns den Fall vor Augen zu führen, daß die Zierschriftlichkeit garnicht unter allen Umständen in der Häufung der Erwerbungen liegen müsse. Fig. 115 ist bei weitem nicht so durchgestaltet wie Fig. 101 und vollends nicht wie Fig. 102; aber ihre Erwerbungen können weder ausschließlich als spielerische Schnörkel noch auch lediglich aus dem Gesichtspunkt bloßer Umgestaltungen eines ursprünglich gegebenen Ausdrucksstoffes verstanden werden. Es ist vielmehr zweifelsohne eine bestimmt geartete Phantasie, die sich hier darstellerisch zu erproben versucht und dem Gesamtbild der Handschrift eine etwa an türkische Gewebe erinnernde Verschlungenheit verleihen möchte. Der Deuter hat sich nun allemal folgende Frage zu stellen: Ist es die Fülle des Wesens, die sich im Dargestellten geistige Grenzen steckt, oder sind es erlebte Mängel, die sich ergänzen wollen durch bloße „Ideale" der Fülle?

Ursprüngliche Züge der Fig. 115 sind: drucklose Federführung, weiche Girlande, hohe und dünne Oberzeichen. Wir schließen daraus auf eindrucksfähige Empfänglichkeit und auf einen schwärmerischen Anflug der Gefühle, der immerhin zur Vorliebe für eine sozusagen exotische Formensprache berechtigen mag. Wir vermissen aber den dazu erst recht erforderlichen Reichtum der Phantasie. Genau nur, soweit die Schrift absichtlich gestaltet wurde, bietet sie flächige Bögen und teilweise ausgeweitete Schleifen, während sie in den unbeachteten Teilen (vgl. z. B. sämtliche fünfzehn h-Schleifen!) mager und dürftig ausfällt! Die Lebensgrundlage ist viel zu schwach, die Phantasie bei weitem zu arm, um die

ausschweifenden Traumwünsche des Geistes erfüllen zu können, und darum sind die Verzierungen denn auch schwerlich geeignet, unsre Sinnlichkeit zu überzeugen. So weit gekommen, stellen wir ferner fest, daß die Erfindungsgabe der Schreiberin enge Grenzen hat und ungeachtet ihres sehnenden Dranges vom Schema der linksläufigen Einrollung beherrscht wird. (Man beachte, wie selbst die nach rechts verlängerten Schlußzüge entweder mit einer zurücknehmenden Verdickung enden oder gradezu, z. B. in „Weihnachten", wieder umbiegen!) Rechnen wir noch die leichte Übersteilheit der Lage hinzu, so erscheint ihr Ausdrucksstil mehr im Lichte eines Notbehelfs zur Scheinbefriedigung weltflüchtiger Märchenwünsche denn als Erzeugnis webender Seelenfülle. Ein schönheitsempfängliches und nach „Freiheit" dürstendes, aber triebschwaches und schutzbedürftiges Gemüt verbirgt sich zwischen exotischen Ampeln vor dem Selbsteingeständnis der Lebensfurcht und Zerbrechlichkeit. Aus dieser Formel dürften sich die wesentlichsten Züge der Schrifturheberin entwickeln lassen.

Völlig auf dem Boden zierschriftlicher Abgeschlossenheit stehen die Proben Fig. 119 und Fig. 120. Fig. 119 ist ganz auf Monumentalität, Fig. 120 ganz auf musivische Zusammensetzung gestellt. Die wichtigsten Darstellungsmittel der Fig. 119 sind folgende: breites Dastehen — weitestgehende Verselbständigung der Einzelbuchstaben — demgemäß Engführung der Wörter und Zeilen — stark schattierende Druckverstärkung — äußerste Vereinfachung der Formen zwecks Heraushebung des stilbestimmenden Gegensatzes der fallrechten zur wagerechten Linie (insbesondere völlige Schleifenvermeidung) — ausgeprägte Anfangsbetonung — inschriftartige Anordnung des Gesamttextes. Künstlerisch betrachtet, ist der gewählte Stil ein folgerecht tektonischer, psychologisch angesehen, ein fast bis zum Schema durchgearbeitetes Ausdrucksmuster des Willens. Darin liegt nun aber ein Widerspruch: künstlerisch, sofern die Zierform kein bauliches Gebilde ist, psychologisch, sofern der natürliche Willenserfolg, nämlich die Tat, einem bloßen Gleichnis der Tat hat weichen müssen. So hätte die Grundformel zu lauten: eine ins Künstlerische geratene, um nicht zu sagen entgleiste, Täternatur. Hieraus allein könnten wir durch Anwendung auf alle Formen seelischen Erlebens und geistigen Tuns wenigstens einen Typus des Charakters entwickeln mit wechselvoller Verteilung der Licht- und Schattenseiten. Die ganz persönliche Ausgestaltung würden uns dann die unbewußten Reste liefern: eines noch spürbaren Ebenmaßes,

des fast zitterförmigen feinen Schwankens, der gelegentlich ins Seichte gravitierenden Einzelformen (vgl. zumal das s und g), der niedrig, genau und „voreilend“ gesetzten Oberzeichen; dergestalt, daß es nicht einmal schwer hielte, bis in die intimere Menschlichkeit hinein den Charakter des Urhebers aufzuhellen. —

Noch erheblich über die Zierschriftlichkeit sogar der Probe Fig. 119 hinaus geht die der Fig. 120, wo denn fast garnichts „Unbewußtes“ mehr zu deuten bliebe. Ihre Darstellungsmittel sind: mosaikartige Zusammensetzung selbst noch der Lettern aus lauter Einzelstücken — außerordentliche Linksläufigkeit im Dienste kreisartiger Schließung — nahezu völlige Vermeidung der Längenunterschiede — sehr ausgeprägte Engführung der Wörter und Zeilen — wenig Druck und schwache Schattierung — Vorliebe für zierliche Anhängsel — ausgeprägte Bogigkeit — stilistische Verwertung der Überstreichung — Wahl der Antiquamajuskel mit Anklängen teils an die Frakturschrift, teils an die Unziale zum Behuf weitgehender Archaisierung. Die sehr wohl ausführbare Zerlegung des Charakters der Verzierungen würde uns mit noch zahlreichen Einzelaufschlüssen beschenken; allein ohnedies bereits sind wir auf einen Inbegriff von nicht nur ziffernmäßig, sondern auch artlich sehr viel größerer Mannigfaltigkeit als in Fig. 119 gestoßen, dessen Deutung zwar naturgemäß schwieriger, aber auch erheblich lohnender ist. (Der Kuriosität halber sei erwähnt, daß ein sehr gewiegter Praktiker nach flüchtiger Betrachtung dieser Züge in der Lage war, sozusagen aus dem Handgelenk 21 Charaktereigenschaften des Urhebers namhaft zu machen, die bis auf eine nicht nur stimmten, sondern überaus farbegebende Seiten des Schreibers betrafen, während er sich bei Fig. 119 mit deren nur 8 oder 9 begnügen mußte!) Von nicht weniger als fünf verschiedenen Ausgangspunkten könnten wir die Deutung beginnen, je nachdem wir würden zugrunde legen: 1. das Archaisierende; 2. das Rokoko; 3. die durch Rückbiegung der Endzüge bewirkte Formenvereinzelung; 4. die druckschwache Bogigkeit; 5. die Überstreichung. Durch die erste Pforte kämen wir zur Annahme einer gegenwartsfremden Wahlverwandtschaft der schreibenden Persönlichkeit zu verflossenen Kulturabschnitten; durch die zweite zu einer fast weiblichen Vorliebe für das Dekorative (die z. B. die Kunst mehr im Sinne eines dienenden Lebensschmuckes als einer selbständigen Lebenserscheinung gelten zu lassen geneigt sein dürfte); durch die dritte zu einer höchst eigenartigen Rückblicklichkeit, die von allen Eindrücken

grade nur das und grade nur soviel gefühlsmäßig aufnimmt, als zu vereinbaren ist mit der Stimmungsfarbe der je gegenwärtigen Lebensphase; durch die vierte zur scheinbar gegensätzlichen Eigenschaft zartester Eindrucksbereitschaft bei nahezu völligem Mangel an Tatbereitschaft; durch die fünfte zu einer besondern Art von selbstischer Innerlichkeit, derzufolge die urbildliche Beziehungsform des Schreibers zur Welt die des allein gewichtigen Mittelpunktes, um nicht zu sagen des Herrschers wäre. Für den Anfänger bietet es erhebliche Schwierigkeiten, bei so verschiedenen Ausgangspunkten den bildenden Kern zu finden. Wie er das anfangen müsse, werden wir an einem andern Beispiel zeigen, nachdem wir den Gang des Deutungsverfahrens kennengelernt. Hier begnügen wir uns mit einem Fingerzeig für solche, die sich an dieser Probe versuchen möchten. Uralte metaphysische Einsicht unterscheidet ein wirkendes und ein schauendes Vermögen des Menschen. Man entwerfe für jedes der beiden die zugehörige Sinnesart und frage sich, ob Schreiber von Fig. 120 auf die Seite des wirkenden Charakters falle oder des schauenden. Versucht man ihn jenem zuzuweisen, so stößt man Zug um Zug auf Widersprüche und Unmöglichkeiten; wenn aber diesem, so ergibt sich ein wesentlich klarer und durchweg verständlicher Gesamtanblick. Jede Stärke des Schreibers liegt auf der schauenden Seite, jede seiner Schwächen folgt aus dem etwa auch ihm noch anhängenden Wirktrieb.

Man hat gemeint, deutungsergiebige Besonderheiten wiese nur die flüchtige Laufschrift auf. Das ist ein völliger Irrtum. Nicht darum ist die Laufschrift diagnostisch lohnender, weil sie Laufschrift ist, sondern weil die Loslösung der Einzelcharaktere vom zeitgeschichtlichen Gesamtcharakter Hand in Hand zu gehen pflegt mit der Zersetzung der Stile und demzufolge mit der Verdrängung auch der handschriftlichen Zierschrift durch eine bloße Zweck- und Verkehrsschrift. Ein Blick auf die drei unterschiedlich ornamentalen Proben Fig. 115, 119 und 120 muß uns in der Überzeugung bestärken, daß persönliche Besonderheiten, sofern sie einmal da sind, in der gestalteten Handschrift nicht nur nicht weniger zur Erscheinung kommen als in der ungestalteten, sondern eher verstärkt und ausgelesen: nur daß es freilich eines wesentlich gemodelten Deutungsverfahrens bedarf, um auch im Dargestellten und bewußt Gestalteten ohne Abirrung zu erfassen den Ausdrucksgehalt.

X. KAPITEL

GANG DES DEUTUNGS-VERFAHRENS

Vorbemerkung. — Man möge sich bei der Deutung jeder Handschrift zweierlei zur Regel machen. Man nehme, wenn irgend möglich, keine Kenntnis vom Texte — abgerechnet die weiter unten erwähnten Ausnahmefälle —, weil niemand imstande ist, eine sinnvolle Mitteilung aufzufassen, ohne nicht mit ihr zugleich auch ein Bild zu empfangen von der Natur des Mitteilenden. Dieses jedoch, als wesentlich vom Inhalt des Mitgeteilten bestimmt, kann irreführen. Das ist ja das entscheidende Trachten aller Physiognomik, unsre Eindrücke zu befreien von den färbenden und fälschenden Einflüsterungen menschlicher Absichten! — Sodann lasse man die Schriftzüge zunächst einmal auf sich wirken ohne jede Deutungsabsicht und suche mit einigen möglichst knappen Worten den Eindruck festzuhalten. Hiernach möge der Anfänger einen Tag verstreichen lassen, ehe er sich an die Untersuchung der Schrift begibt. Erst nach deren völliger Beendigung vergleiche er seine vorwegnehmenden Bemerkungen mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Zergliederung. Er wird aus jenen die Deutung bisweilen vorteilhaft ergänzen sowie unsichere Folgerungen verbessern können.

Die Materialauslese. — Der Untersuchung im engeren Sinne hat voraufzugehen die Materialauslese, der es obliegt, folgende Punkte festzustellen.

A. Die Schreibfertigkeit des Urhebers. — Auf einen Mangel daran weisen hin: mangelhaft zusammengeordnete Formen und gebrochene (= ataktische) Linien (vgl. Textfig. 17 A), ungelenke Federführung, fehlender Fluß der Bewegung. Äußerste Schreibgewandtheit zeigt uns z. B. Fig. 109, untermittlere dagegen Fig. 23. Je größer aber die Schreibfertigkeit, umso strenger haben wir unter sonst gleichen Umständen das Formniveau einzuschätzen und umgekehrt. — Treten deutliche Zitter-

striche (Textfig. 17 B), ruckartige Federentgleisungen, ganz unvermutbare Absetzungen auf, so ist mit der Möglichkeit entweder hochgradiger Übermüdung sowie körperlicher Störungen (Verletzungen, Schreibkrampf usw.) zu rechnen oder aber mit tiefer bedingter Krankhaftigkeit (Gewohnheitstrinker, Delirant, Irrer usw.). Man verlange mehrere Schriftstücke, um zu ermitteln, ob die fraglichen Entgleisungen ständig auftreten. Ist es der Fall, so nehme man vom Inhalt Kenntnis und gebe, wofern die Textprüfung zur Annahme des Irreseins herausfordert, die übrigens auf Hauptzüge einzuschränkende Deutung mit dem Vorbehalt ab, daß sie ausschließlich den Charakter betreffe und nicht dessen zeitweilige oder dauernde Erkrankung. Man unterlasse insbesondere eine nähere Bestimmung der etwa zu vermutenden Störung, weil ganz verschiedene Erkrankungen handschriftlich in weitem Umfange gleich oder ähnlich aussehen. Stark angekränkelte Proben bieten Fig. 97, 98 und 105. In allen drei Fällen wür-

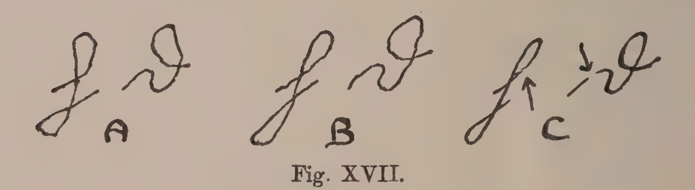


Fig. XVII.

den uns die flußlosen Zitterformen, in Fig. 105 überdies noch die zügellos ausschweifenden Endzüge hinreichend Anlaß sein, die Belege als ungenügend zu beanstanden. — Verhältnismäßig harmlos sind dagegen gelegentliche Zitterausschläge der schreibenden Hand nach oben, welche zu feinen Unterbrechungen in den Haarstrichen führen (Textfig. 17 C). Sie pflegen zusammenzuhängen mit der geschlechtlichen Seite der Entwicklungskrisen und gemeinhin mit den Übergangsjahren zu schwinden. (Wiederholt zu bemerken in der Handschrift Beethovens, Fig. 5, zumal in den d-Köpfen.)

B. Die äußeren Schreibumstände. — Jede Handschrift wird mehr oder minder durch äußere Schreibumstände beeinflußt. Niemand erzeugt ganz sein Durchschnittsformniveau, wenn die Unterlage holperig, die Stellung des Schreibpultes ungünstig, die Beleuchtung mangelhaft, die Feder zu hart oder zu weich, die Schreibfläche zu glatt, zu rauh, zu klein, zu groß, die Tinte zu dick, zu dünn, zu hell, zu dunkel, zu farbig ist. Es gibt für jeden Schreibenden einen Bestfall der äußeren Schreibbedingungen,

und es versteht sich, daß die Deutung Schriften bevorzugen sollte, die unter den jeweils angemessensten Umständen hervorgebracht wurden. Da die aber auch gemeinhin jeder selbst herstellt, so liegt ohne besondere Ursache kein Anlaß vor, die Tauglichkeit der Schreiblage in Zweifel zu ziehen. Dahingegen machen wir es uns zur Regel, die Deutung aller Schriftstücke von vornherein abzulehnen, für die ein Ausnahmecharakter der äußeren Entstehungsbedingungen erweislich ist. So soll man nicht urteilen aufgrund der Eintragungen, die man in Tourenbüchern, in den Besucherlisten geschichtlicher Stätten, überhaupt in allen öffentlichen Registern findet, sowie ferner nur mit größter Vorsicht heranziehen die vor Gericht oder beim Notar erzeugten Dokumente, weil hier die Schreibumstände dem Urheber jedesmal aufgedrängt erscheinen.

C. Die inneren Schreibumstände. — Jede Handschrift wird weiterhin beeinflußt von der augenblicklichen Gemütsverfassung des Schreibenden, hinsichtlich deren wir grundsätzlich drei Sonderfälle in Rücksicht ziehen.

Wie wir wissen, kann die Aufmerksamkeit, die vom Schreibenden seinem Tun gewidmet wird, für verschiedene Personen von äußerst verschiedener Größe sein. Der eine pflegt nur an den Inhalt zu denken und schreibt nahezu „automatisch“, der andre denkt fortwährend auch an die Schreibtätigkeit und schreibt daher entsprechend „bewußt“. Die Wirkungen davon gehören zum Bilde der Handschrift. Es kann nun aber aus vielerlei Gründen geschehen, daß man die Durchschnittsart vorübergehend verlassen muß, um sei es mit genötigter Nachlässigkeit, sei es mit genötigter Aufmerksamkeit zu schreiben. Beidemal ist das Schriftstück kein „zwangloses“ mehr und beidemal erscheint darum sein persönliches Gepräge entstellt. Wenn ein Napoleon im kritischen Augenblicke der Schlacht Befehle kritzelt, so ist seine Schrift durch den Niederschlag erzwungener Hast entstellt, und wenn der kleine Beamte sich zu einer Bittschrift an einen sehr hohen Vorgesetzten aufschwingt, so trägt seine Schrift erst recht die Spuren erzwungener „Verschönerung“. Darum hat man Vermehrung der Unterlagen zu fordern, wenn die vorgelegte Probe den Eindruck entweder äußerster Flüchtigkeit oder äußerster Sorgfalt macht. So würden wir für nicht ausreichend zur Untersuchung erachten Fig. 4, weil sie uns übereilig, Fig. 116, weil sie zu zeichnerisch gewollt erschiene. Strenggenommen ist jedesmal mehr als ein Dokument erwünscht, wofern das Dargebotene nicht lediglich um seiner selbst willen geschrieben wurde. Grund-

sätzlich am wertvollsten sind daher vertrauliche Schriftstücke, also intime Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, Manuskriptentwürfe. Wer Erstschriften Goethes mit seinen Abschriften oder mit den Eingaben zu vergleichen Gelegenheit hat, die er als Minister machte, wird überrascht sein zu sehen, bis zu welchem Grade das handschriftliche Gepräge zartfühlender Persönlichkeiten in beamtlichen Abfassungen Abbruch erleidet. — Unbedingt zu fordern ist ferner, daß Schreiber in den ihm geläufigen Lautzeichen geschrieben hat, denn wer stets lateinisch schreibt, fällt in einen schülerhafteren Duktus zurück, wenn er plötzlich deutsch schreiben muß, und umgekehrt.

In zweiter Linie kann es uns zu wissen von Bedeutung sein, ob etwa unter dem Einfluß vorübergehend gehobener oder vorübergehend gedrückter Stimmung geschrieben wurde. Finden wir daher für jene oder für diese Gemütsverfassung die Anzeichen zahlreich und kräftig ausgeprägt, so muß das Material erweitert werden, damit sich ermessen lasse, inwieweit der fragliche Zustand ein bloß gelegentlicher war.

Um von den außerordentlichen Schriftveränderungen einen Begriff zu geben, die infolge tiefer Niedergeschlagenheit oder überschwänglicher „Euphorie“ platzgreifen können, weisen wir zunächst auf Fig. 41 hin, die vom gleichen Schreiber herrührt wie Fig. 40. Die Schrift ist kleiner geworden, hat fast völlig den Nachdruck und jeglichen Schwung verloren und zeigt stattdessen deutliche Zitterformen. Die Probe entstand, nachdem Schrifturheber, ein bis dahin unbescholtener Beamter, wegen schweren Verdachts in Untersuchungshaft genommen war. — Den entgegengesetzten Fall bietet Fig. 90 dar, die vom Urheber der Fig. 89 im Zustande sog. manischer Erregung hervorgebracht wurde. Die Probe zeigt sämtliche Merkmale gesteigerter Bewegungsantriebe von erhöhter Mittelpunktsflüchtigkeit in gradezu mustergültiger Vollständigkeit! Man beachte: die Vergrößerung der Kurzbuchstaben auf nahezu die doppelte Länge, die Breitenausdehnung des Namens „Lieschen“ von knapp 29 bis auf knapp 45 mm, die beträchtliche Erweiterung der Schleife im L und die Zufügung eines schwungvollen Anfangszuges, den dreimal so hoch gesetzten und um halbe Buchstabenbreite voreilenden i-Punkt, endlich die riesige Aufbauschung des welligen Namenszuges (Paraphe). Gemäß dem Leichtigkeitscharakter der hier freilich krankhaft bedingten Freudigkeit und Betätigungslust hat trotzdem der Nachdruck nur unerheblich zugenommen. Schließlich sei auch bei dieser Gelegenheit nochmals dar-

auf hingewiesen, daß von der enormen Antriebsvergrößerung in keiner Hinsicht betroffen wurde die beidemal zwischen Winkel und Girlande schwebende Bindungsform und der Verbundenheitsgrad, der sich beidemal durch vier unvorschriftsmäßige Unterbrechungen auszeichnet!

Drittens endlich haben wir mit dem Einfluß plötzlicher Wallungen zu rechnen und zwar insbesondere der zornigen Gereiztheit und der lähmenden Befangenheit. Allgemein gesprochen, dürfen wir uns mit einem einzigen Schriftstück von wenigstens vier Seiten Länge begnügen angesichts einer sei es willensfesten, sei es verhältnismäßig ruhigen Handschrift, benötigen dagegen deren mehrere, wofern das vorgelegte weitgehend affektiven Gepräges ist. Den Charakter Bismarcks könnten wir mit aller Vollständigkeit schon aus der geringfügigen Probe von Fig. 32 zu ermitteln unternehmen, wohingegen eine so gefühlsbewegliche Probe wie Fig. 35, eine so aufgeregte wie Fig. 82 und eine so gehemmte wie Fig. 23 die Deutung abhängig zu machen geböte von der Beibringung weiterer Proben. Ebenso spricht aus Fig. 81 so hochgradige Befangenheit, daß wir mutmaßen, sie sei durch Ehrerbietung vor dem Empfänger bewirkt (wie denn für erzwungene oder gewollte Sorgfalt überhaupt die sozusagen repräsentativen Adressen bisweilen wichtige Vergleichskurven bieten). Auch pflegt sich Befangenheit einzustellen, wenn jemand schreibt, damit das Geschriebene graphologisch beurteilt werde, und darum ist es eine unerläßliche Forderung, daß die vorgelegte Probe nicht zum Behuf graphologischer Prüfung entstanden sei. — Bisweilen kommt es vor, daß eines und dasselbe Schriftstück bald steigende Zeilen, bald wieder fallende, bald große, bald wieder kleine Lautzeichen aufweist. Alsdann tut man gut, es zu lesen, da es sich denn erweisen kann, daß der handschriftliche Wechsel genau einem Wechsel im Stimmungsgehalt des Inhalts entspricht, womit die hochgradige Gefühlserregbarkeit des Schrifturhebers auch ohne Zuhilfenahme weiterer Proben gewährleistet wäre.

Die Voruntersuchung. — Nach geschehener Materialkritik beginnt die Untersuchung mit der Erledigung gewisser Vorfragen, deren Beantwortung für alles Weitere entscheidende Bedeutung hat.

A. Handschrift und Geschlecht. — Der Laie freilich hält sich für überzeugt, das Geschlecht unfehlbar aus den Schriftzügen abzulesen, der Diagnostiker weiß, daß wenigstens 15% aller Frauen genügend männliche Charakterzüge, etwa 10% der Männer genügend weibliche Züge be-

sitzen, um Handschriften hervorzubringen, die dem entgegengesetzten Geschlechte anzugehören scheinen. Niemand zweifelt, daß Fig. 54 von einer Frau herrührt, aber nicht wenige werden auf das Gegenteil raten bei den ebenfalls weiblichen Handschriften von Fig. 9, 30, 82. Man frage sich, ob man mit Sicherheit das Geschlecht bestimmen könne für Fig. 16, 28, 31, 33, 34, 42, 53, 104, 107. Mit Laien von uns angestellte Prüfungen ergaben für diese letzteren 53% verkehrter Antworten. — Das Geschlecht des Schrifturhebers zu wissen, ist jedoch aus zwei Gründen erforderlich. Einmal muß die Frauenheit sowohl stammesgeschichtlich als auch aus naheliegenden Gründen persönlich für durchschnittlich minder schreibgeübt gelten als die Männerschaft, weshalb bei gleichstufigem äußeren das innere Formniveau des weiblichen Schrifturhebers höher steht. Sodann sind mustermäßig männliche Charakterzüge selbstverständlich schärfer zu betonen, wenn sie sich bei Frauen als wenn sie sich beim Manne finden und umgekehrt, woraus jeweils völlige Verschiebungen in Tonverteilung und Aufbau der Charakteristik hervorgehen. Für die viel umstrittene Frage nach dem Geschlechtsunterschied der Charaktere mag man sich zum Behuf der Praxis folgendes merken. Nicht fassen läßt er sich mit der beliebten Gegenüberstellung vorherrschenden Verstandes- und vorherrschenden Gefühlslebens, die unkritischerweise nur an ganz bestimmte Gefühle und ganz bestimmte Verstandesverrichtungen denkt. Der Querschnitt ist vielmehr durch die Gefühle selber, genauer durch die Triebschicht zu legen und hälftet alsdann, wie sich versteht, auch Willensverfassung und Geistigkeit (wenn wir schon mal der althergebrachten Dreiteilung uns bedienen wollen). Es würde zu weit führen, wollten wir es hier unternehmen, die technisch wesentlichen Hauptverschiedenheiten aus nachstehenden Grundverschiedenheiten herzuleiten: das Weib ist triebmäßig haftender und bewahrender, der Mann schweifender und verschwendender; das Weib körperlicher und seelischer, der Mann geistiger; das Weib hingebender, der Mann sichbehauptender; das Weib eindrucksgebundener, der Mann begriffsgebundener; das Weib persönlicher, der Mann sachlicher. Wir beschränken uns deshalb darauf, die wichtigsten Ableitungsergebnisse — wie immer nach Lebenswerten und Lebensmängeln geordnet — in Übersichtstafel 20 ohne nähere Begründung zusammenzustellen.

Tabelle XX.

Männlichkeit des Charakters.

+	—
1. Gegliedertheit („Differenziertheit")	Zwiespältigkeit
2. Begeisterungsvermögen (= Liebe zur Sache)	Illusionsgabe (genauer: die Wirklichkeit sehen, wie man sie glaubt)
3. Phantasie	Augenblicksfremdheit
4. Entschlußgeist und Selbsttätigkeit („Initiative")	Ruhelosigkeit
5. Tatkraft	Härte
6. Überzeugungsstärke	„Prinzipienreiterei" und Rechthaberei
7. Weite des Gesichtskreises und Vielseitigkeit	Mußelosigkeit und Mangel an Glücksfähigkeit
8. Sachlichkeit und Abstraktionsgabe	Mangel an persönlicher Ansprechbarkeit
9. Würde	Unleidliches Bedeutungsbedürfnis (= geistige Eitelkeit in Form der Überbewertung von Berufstätigkeit, Pflicht, Leistungsvermögen, kurz dessen, was man grade treibt)

Weiblichkeit des Charakters.

+	—
1. Einheitlichkeit („Harmonie")	Triebabhängigkeit des Urteils
2. Persönliche Hingebungskraft (= Liebe zur Person)	Parteilichkeit und Mangel an Gerechtigkeitssinn
3. Wirklichkeitssinn (= Nahscharfblick)	Fernblindheit („kurzer Verstand")
4. Gleichgewichtigkeit	Sinnliche Gebundenheit (und sinnliche Bestimmbarkeit)
5. Wärme und Mitgefühl	Mangel an Tatkraft
6. Triebsicherheit („Instinktivität", Naturverwandtschaft)	Grundsatzlosigkeit
7. Beharrlichkeit (Konservatismus, Treue, Duldekraft)	Enge und Kleinlichkeit
8. Entdeckerische Treffsicherheit des Urteils („Intuition")	Mangel an Sachlichkeit (nebst verminderter Zugänglichkeit für Beweisgründe)
9. Wahrhaftigkeit (= Selbsteingeständlichkeit der Gefühle)	„Subjektivismus" (= Blindheit für außerpersönliche Werte)

Nur der neunte Punkt werde nicht ohne Geleitwort entlassen!

Wer nicht schon tief in die Materie eingedrungen, wird uns hier zu widersprechen wünschen mit dem Hinweis auf die fast sprichwörtlich gewordene Meisterschaft des weiblichen Geschlechts im Lügen! Diese an sich zweifellos bestehende Fertigkeit ist entwicklungsgeschichtlich verständlich aus der Notwendigkeit der körperlich schwächeren Partei, sich

zum Behuf insbesondere gesellschaftlicher Selbsterhaltung der List zu bedienen. Allein eines ist Lügenhaftigkeit, ein anderes innere Unwahrhaftigkeit (von der Sprache mitgedacht im Worte „Verlogenheit“)! Man kann mit Geschick zu lügen verstehen bei innerer Wahrhaftigkeit, und man kann sich nach außen redlich der Wahrheit befleißen, ohne jemals den Mut und die Kraft zu haben zum Selbsteingeständnis der eigenen Triebe. Zwischen ihnen und der „Selbsterkenntnis“ steht beim Manne jene von ihm und nicht von der Frau erfundene und gehütete „Moralität“, der zu genügen — wenigstens der Meinung nach — er in so viel höherem Grade nötig hat, wenn er sich lebenswürdig erscheinen will. Das moralische Bedeutungsbedürfnis als Träger der männlichen Selbsttäuschungen ist ein Lieblingsgegenstand Ibsens, bei dem man denn folgerichtig die Frau durchweg auf der Seite der größeren Wahrhaftigkeit findet. —

Aus vorstehenden je neun positiven und je neun negativen Haupteigenschaften wird man so ziemlich für die ganze Unterschiedsreihe männlicher und weiblicher Verhaltungsarten die Mustercharaktere entwickeln können.

B. Handschrift und Umwelt. — Man suche zu erkunden Alter, Volkszugehörigkeit, Beruf und Bildungshöhe des Schrifturhebers. — Über die Kennzeichen der Bildung haben wir früher bereits das Nötige beigebracht. — Inbetreff des Berufes lassen sich unter den gebildeten Ständen handschriftlich einigermaßen auseinanderhalten: Kaufmann, Beamter, Gelehrter, Pfarrer, Offizier, Schriftsteller und Künstler; ob es gleich bisher an einer wissenschaftlich brauchbaren Untersuchung darüber gebricht. Am leichtesten erkennt man wohl die Kaufmannsschrift: harte Feder, Schlankheit, Schiefheit, Regelmäßigkeit, klare Druckunterschiede, Verbundenheit, häufig schwungvolle Anfangsschnörkel. Vgl. etwa Fig. 26, 36, auch 109. Die mustermäßige Gelehrtenschrift, von der unsre Tafeln eine vorbildliche Probe leider nicht aufzuweisen haben, pflegt im Vergleich mit der Kaufmannsschrift bei weicherer Feder unregelmäßiger, druckschwächer, vereinfachter, gegliederter zu sein und trotz meist nur mittlerer Eigenart gewöhnlich viele gestaltete Anfangsbetonungen aufzuweisen. Die am ehesten typischen Beispiele wären Fig. 60 und 62, während die ebenfalls dahin gehörigen Fig. 66 und 67 einen den Durchschnittsfall weit übertreffenden Grad von Eigenart und Temperament bezeugen. — In den Handschriften der Schriftsteller und Künstler darf man höheres Formniveau, zahlreiche Gestaltungen, druckschriftliche Großbuchstaben

und gewählte Anordnung erwarten. Vgl. Fig. 2, 7, 111, 119. Wir geben außer den schon genannten eine Reihe weiterer Beispiele, woran sich der Leser selber ein Urteil bilde. Kaufleute: Fig. 20, 27, 36, 49; Beamte: Fig. 39, 40; Gelehrte: Fig. 12, 68, 101; Pfarrer: Fig. 50; aus Offizierskreisen: Fig. 14, 22, 34, 56; Schriftsteller (Dichter): Fig. 3, 9, 11, 33, 42, 44, 45 (46), 59, 70, 72, 91 (92), 95, 108, 110, 112, 119; Künstler: Fig. 5, 28, 31, 76, 93, 107. Hinsichtlich der Altersstufen wissen wir nur, daß in Kinderhandschriften bei noch schulmäßigem Gepräge die Wörter dazu neigen, gegen Ende beständig größer zu werden (worin man denn ein Zeichen für „Naivität“ und Vertrauensseligkeit hat erblicken wollen, wofern sich dergleichen in den Handschriften Erwachsener findet) und daß in den Schriftzügen sehr alter Leute Zitterformen zutage treten. — Ebenso bleibt es vorderhand Sache des einzelnen Praktikers, über völkische Unterschiede der Schriften Erfahrungen zu sammeln.

C. Formniveau, Ebenmaß, Regelmäßigkeit. — Indem wir zu allererst immer Formniveau, Ebenmaß und Regelmäßigkeit bestimmen, legen wir von Anfang an dreierlei fest: ob wir den Charakter in jedem seiner Züge mehr aus der Fülle des Lebens oder aus dem Mangel daran zu verstehen haben — ob die Erregbarkeit erheblich oder gering sei — ob das Gefühlsleben vorwalte oder der Wille.

Die Hauptuntersuchung. — Um den Gang der Untersuchung nach einer Regel zu führen, hat man mancherlei psychologische Muster in Vorschlag gebracht. So prüft man gern am Leitfaden der Frage nach dem Verhältnis der Verstandes-, Gefühls- und Willenseigenschaften — oder nach dem des Charakters zu seinen Äußerungsformen (Sein und Schein, innerer Gehalt und äußeres Betragen) — oder verbesondernd, indem man etwa nacheinander bestimmt: Verhalten in der Liebe, im Beruf, im geselligen Verkehr, als Freund, Gatte, Geschäftsteilhaber usw. — oder man gruppiert um den Befund der anlagemäßigen Beziehung von „Wollen und Können“, wo denn zumal die Erforschung der „Begabungen“ beschäftigt. Will man schon in solcher Weise vorgehen, so empfiehlt sich als besser begründet die Einteilung nach Stoff („Materie“), Gefüge („Struktur“) und Artung („Qualität“) des Charakters, die man entwickelt findet in unsern „Grundlagen der Charakterkunde“, 4. Aufl., S. 51—62. Der Stoff schlösse in sich die persönlichen Fähigkeiten („Talente“), das Gefüge Eigenschaften wie: Gefühlserregbarkeit, Willenserregbarkeit („Tempera-

ment“), Äußerungsvermögen; die Artung das System der bestimmenden Triebfedern. Allein auch im besten Falle taugen dergleichen Teilungsversuche nicht sowohl zur Erforschung des Charakters als vielmehr zur Darstellung der schon festgestellten Befunde und sollen aus diesem Gesichtspunkte im letzten Kapitel an Beispielen gewürdigt werden. Die Seelenerkundung selber aber hat davon auszugehen, daß es zweifellos immer nur eine beschränkte Anzahl von Gruppierungsregeln, ebenso zweifellos aber eine unbeschränkte Anzahl von Charakteren gibt. Für den einen Menschen mag es ein treffendes Bild ergeben, wenn man das Verhältnis seines Wollens zu seinem Können bestimmt, für den andern führt der gleiche Weg am Kern seines Wesens völlig vorbei. Und ebenso steht es mit allen übrigen Mustern. Nur dann dürfen wir hoffen, der Vielzahl der Physiognomien gerecht zu werden, wenn wir uns den Gang des Deutungsverfahrens von der Handschrift selber vorschreiben lassen.

Zu dem Behuf greifen wir aus ihren beständigsten Merkmalen eines der ausgeprägtesten heraus und prüfen, ob der ihm versuchsweise zu unterstellende Charakterzug noch in andern Ausdruckseigenschaften des Schreibers zutage tritt. Ist es der Fall, so betrachten wir es als Dominante, um die wir alle bedeutungsverwandten Merkmale der Handschrift zu gruppieren hätten. So gelangen wir zu einem Bewegungssystem und diesem entspricht ein Inbegriff von Charakterzügen, von denen jeder mit jedem verständlich zusammenhängt. Alsdann greifen wir aus den übriggebliebenen Merkmalen abermals das ausgeprägteste heraus und gewinnen nach derselben Methode einen zweiten Inbegriff von Charakterzügen. Das setzen wir fort, bis sämtliche Merkmale aufgeteilt sind. Mit der Abwägung der erhaltenen Grundeigenschaften gegeneinander beginnt jenes schwierige Kombinationsverfahren, das nur auf der Basis reichsten charakterologischen Wissens Erfolge zeitigt, dann aber auch bisweilen in solchem Maße, daß die Empfänger des Gutachtens geneigt sind, dergleichen Leistungen einem geheimnisvollen Seherblick zuzuschreiben.

Wir haben im Verlaufe unsrer früheren Darlegungen die Dominantenlehre bereits wiederholt verwertet, ohne sie mit diesem Namen zu bezeichnen, und zwar zum Zweck der Bedeutungseinschränkung der Merkmale abgesehen vom Formniveau. Kaum nämlich braucht es gesagt zu werden, daß sich der Bedeutungsspielraum eines Schriftmerkmals verengt im umgekehrten Verhältnis mit der Zahl der Dominanten, denen

wir es anzugliedern vermögen, und den überhaupt erzielbaren Grad von Eindeutigkeit bei Zuordnung zu nur einer Dominante erreicht. Wir wollen das im Umriß noch einmal für die Handschrift von Fig. 27 entwickeln.

Gesetzt, daß wir zur ersten Dominante versuchsweise ihre Größe erhöben und gemäß der schon ermittelten Regelmäßigkeit deren Entstehungsursache in mutmaßlicher Tatkraft des Schreibers suchten, so müßten wir uns fragen, welche weiteren Merkmale seiner Handschrift in der Tatkraft oder ihren Nachbareigenschaften begründet lägen. Indem wir uns sogleich z. B. auf die Eile hingewiesen fänden, würde als deren Ursache nicht sanguinisches Temperament und hastige Gedankenfolge, sondern dasjenige anzusetzen sein, was mit Tatkraft verständlich einhergehen kann: nämlich Strebsamkeit, Rührigkeit, Betriebsamkeit. Weiter würde sich angliedern die große Längenunterschiedlichkeit, und zwar in Rücksicht auf das etwas untermittlere Formniveau unter anderem auch als Zeichen eines Mangels an Beschaulichkeit. Ohne daß wir bereits bis zur inneren Widersprüchlichkeit des Charakters vorgedrungen wären, hätten wir das im gleichen Zusammenhange verwertbare Steigen der Zeile nun nicht etwa auf gehobene Stimmung, sondern auf ein Streben zu deuten, dessen Ziele durchaus im äußeren Leben liegen. Und sofort gewännen wir für das lebhafte Vorstellungsvermögen, das aus den häufig ausgebauchten Schleifen der d-Köpfe spräche, die wichtige Bedeutungseinschränkung, daß es sich im Ausmalen technischer oder kaufmännischer Unternehmungen ergehe. — Zur zweiten Dominante etwa die Enge wählend müßten wir, weil schon vertraut mit einem Inbegriff vorwärtsdrängender Kräfte, ihre Vorbedingung in der Verfügbarkeit schrankenartig widerstehender Hemmanlagen erblicken. Dadurch wiederum bekämen die zu ihr passenden Eigenschaften der Druckbetonung, häufigen Winkelbindung, verstärkter Unterlängen, gelegentlichen Kürzungen ebenfalls die besondere Färbung von Spannungsanzeichen, was uns nunmehr veranlassen würde, gehobene Stimmung sogar auszuschließen. — Schritten wir endlich zur Bildung einer dritten Gruppe aufgrund der Dominante der Teigigkeit, der wir hinzugesellten die verwandten Eigenschaften der Schräglage und der nicht allzu seltenen Basisbögen sowie die ergänzende des Ineinandergreifens der Zeilen, so möchte es uns kaum noch wundernehmen, zwischen soviel Tatfähigkeit und soviel sinnlichem Hinreißungsvermögen den innern Widerstreit auch unmittelbar offenbart zu sehen in den doppelt geknickten Langbuchstaben. — Wir verzichten auf

Durchführung der Analyse, da wir uns dazu ein andres Beispiel aussahen; meinen auch, daß jeder, der unsern früheren Darlegungen aufmerksam gefolgt ist, sie selber abzuschließen und die Hauptzüge zu einer Charakterskizze zu verbinden vermöchte. Darüber ginge allerdings weit hinaus, was der gewiegte Kenner aus einer solchen Schrift noch alles zu entnehmen wüßte. Er würde z. B. mit vollkommener Sicherheit erhebliche Eifersuchtsfähigkeit feststellen und zwar an der Hand folgender Erwägung. Die Eifersuchtsanlage setzt ihrerseits voraus Egoismus und Leidenschaftlichkeit. Jener ist immer mitgegeben in Willensvorherrschaft (von seinen besonderen Zeichen in dieser Handschrift abgesehen), für diese wurde eine charakteristische Gruppe von Merkmalen schon aufgedeckt. Dann aber ist die Eifersuchtsanlage eine notwendige Folge.

Wie sich für jedes Merkmal, das wir einer Dominante unterstellen, die Bedeutung verengt, so verengt sich umgekehrt die Bedeutung der Dominante durch die zugeordneten Merkmale. Auch die Handschrift Bismarcks, Fig. 32, zeigt uns Größe, Enge und leichtere Teigigkeit im Rahmen der Regelmäßigkeit; allein mit der Größe geht nur mittlere Geschwindigkeit, wagerechte Zeile und geringe Längenunterschiedlichkeit einher, sodaß wir das ruhige Pathos des tatmännischen Weitblicks anzusetzen hätten. Um deswillen wiederum dürften wir nichts Gewaltsames in den Vorbedingungen der Enge suchen. Und so würden uns denn die gleichen Dominanten hier zu einem wesentlich andern Bilde führen, das grade durch größte Einheitlichkeit gekennzeichnet wäre.

Tafel der Schrifteigenschaften. — Der Anfänger wird sich nur dann durch freilich erst allmählich wachsende Sicherheit des Urteils belohnt finden, wenn er den hiermit gekennzeichneten Gang des Deutungsverfahrens zunächst in aller Strenge innehält. Erst wer sich jahrelang mit dem Gegenstande beschäftigt hat, kann die Kompaßnadel der Dominante beiseitelegen, um sozusagen freihändig mit den Bewegungseigenschaften zu schalten, in die sich das Bild der Handschrift ihm blitzschnell auseinanderfaltet. Aber auch besonders eindrucksbegabte Persönlichkeiten, denen ein so bedächtiges Verfahren bemühend erscheint, sollten sich jedenfalls nie verführen lassen, ihm etwa vorzuziehen die zwar überaus bequeme, aber gründlich falsche Unmethode des bloßen Aneinanderreihens der Schriftmerkmale nach einem feststehenden Muster und der vollends widersinnigen Summenbildung aus den jeweils nach Gutdünken zugeord-

neten Charakterzügen! Wenn irgend etwas der spielerisch noch immer fortwuchernden Laiengraphologie in den Augen kritischer Geister geschadet hat, so war es unfraglich diese ganz üble Art von erstaunlich gedankenloser „Zeichendeuterei“! Ihr für einmal den Boden zu entziehen, dürften indes allein schon unsre Übersichtstafeln genügen. So wenig einer wissen kann, ob jemand, dem Begeisterungsvermögen eigen, gerade groß schreiben müsse, so wenig kann er aus der Größe an und für sich einer Schrift entnehmen, daß sie der Ausdruck der Begeisterung sei! Unsre Übersichtstafel 4 läßt ihm zum Verständnis der Größe die Wahl zwischen 48 Charakterzügen, vergleichbar einem Wörterbuch, das uns für einen fremdsprachlichen Namen eine große Anzahl von Bedeutungen bietet und darum nur dem mit Erfolg zu dienen vermag, der die Gesetze der Wortbeugung und der Satzlehre innehat! In der Tat gleicht der „Zeichendeuter“ aus der Schule Michons oder Galls einem Manne, der ohne die mindeste Kenntnis der Grammatik einen fremdsprachlichen Text übertragen zu können gedächte, indem er nur einfach Namen für Namen im Wörterbuch nachschlüge! An dem Unsinn, der dabei herauskäme, mag man den Zuverlässigkeitsgrad jener Handschriftendeutungen abmessen, deren Urheber ihr Wissen aus einem der zahlreich umlaufenden graphologischen Rezeptbüchlein schöpften!

Wenn nun demgegenüber der Leser dieses Buches die oben beschriebene Gruppierung der Merkmale jeweils nach Maßgabe der Entstehungsverwandtschaft der sie erzeugenden Bewegungen vornimmt, so läuft er indes am Anfang Gefahr, den Ausdrucksbestand der Handschrift nicht völlig zu erschöpfen. Solange er nicht ohne Gedächtnisbemühung alle nur möglichen Abweichungsarten der persönlichen Schreibbewegung im Kopfe hat, kann es ihm begegnen, daß er dieses oder jenes Merkmal einfach übersieht! Darum wird er gut tun, nach vollzogener Analyse an der Hand einer festgelegten Übersichtstafel sämtlicher Abweichungsarten durchzuprüfen, ob er sich wirklich über ausnahmslos alle Rechenschaft gab. Obwohl sich nun jeder aus den voraufgegangenen Kapiteln diese Tafel unschwer selber herstellen kann, bringen wir doch eine solche zum Abdruck, die ungeachtet ihres Hauptzwecks lediglich der Vollständigkeit einen bloß äußerlichen Schematismus vermeidet, wenn auch um den Preis gelegentlicher Wiederholungen. Eine nähere Erläuterung der gewählten Stammbegriffe dürfte sich nach allem Voraufgegangenen erübrigen.

Tabelle XXI.

1. Stärke der Bewegung.

Schnell	Langsam (Zitterstriche)
Groß	Klein
Druckstark	Druckschwach

2. „Dynamisch“ oder „stationär“.

Schnell	Langsam
Schlank (zügig)	Unschlank (Gebrochene Striche)
Fließend	Stockend
Schräg	Steil

3. Gespannt oder spannungsarm.

Druckstark	Druckschwach
Winkelig	Bogig
Eng	Weit
Steil (Übersteil)	Schräg

4. Reichhaltigkeit.

Voll	Mager
Ausladend	Unausladend
Schleifig	Unschleifig
Teigig	Scharf
Bereichert	Vereinfacht
Hinzufügungen	Fortlassungen
Gestaltet	Ungestaltet
Druckbuchstaben	
Verschnörkelt	Vernachlässigt
	Fortfall der Oberzeichen
	Formunterschiede verwischt

5. Bewegungsverteilung.

L. U. gering	L. U. groß
O > U	U > O
Oberzeichen hoch	Oberzeichen tief

6. Streckform oder Beugeform.

O > U	U > O
Oberzeichen hoch	Oberzeichen tief
Steigende Zeile	Fallende Zeile
Rechtsläufig	Linksläufig
Schlußzüge verlängert	Schlußzüge gekürzt
Schlußzüge verseitlicht	Linkszüge verstärkt
Knüpfung statt Schleife	Linksläufige Zutaten
	Linksläufige Abbiegungen
a, o, g, u-Haken offen	a, o, g, u-Haken geschlossen

7. Bindungsform.

Ausgeprägt:

Girlande	Arkade
Doppelbogen	Winkel
Winkelgirlande	Winkelarkade
Ausladende Endgirlande	Linkswärts eingekrümmte Schlußarkade
	Gestützte Nebenrichtung

Unausgeprägt:

Schulmäßige Bindung
Wechsel Arkade-Girlande

Aufgelöste Girlande	Aufgelöste Arkade
Aufgelöster Doppelbogen	Aufgelöster Winkel

Fadenbindung

8. Verbundenheit.

Verbunden	Unverbunden
Einbindung der Oberzeichen	Zerstückt

9. Stellenbetonung.

Erster Ordnung:

Anfangsbetonung
Überstreichung
Namensunterschrift vergrößert
Namenszug

Zweiter Ordnung:

Endstrich verlängert
Anstrich verlängert
Endstrich der Unterschleifen gequert

Dritter Ordnung:

Unterstreichung

10. Biegungen.

Langlängen gehöhlt.	Langlängen gewölbt

11. Knickungen.

Geknickte d-Köpfe
Doppelt geknickte Langlängen
Unterschleife im Winkel angesetzt

12. Besonderheiten.

Fortfall der Schlußzüge	
Ansteigende Großbuchstaben	Absteigende Großbuchstaben
Endstriche zugespitzt	Endstriche verdickt
Anfangshäkchen	Endhäkchen
Fangschlingenzüge	
Säbelstriche	
Punktförmige Druckschwellungen	
Ausführlich behandelte Anfangszüge	
Punktförmiger Anhub	
Geöffnete Acht	
Mischung der Lautzeichenordnungen	
Notenzeichen	
Zahlenzeichen	

13. Zeilenführung.

Gerade	Gewunden
Steigend	Fallend
Dachziegelförmig steigend	Dachziegelförmig fallend
Gewölbt	Gehöhlt

14. Anordnung.

Gegliedert	Ungegliedert
Weite Wörtertrennung	Engführung
Weite Zeilentrennung	Zeilenverstrickung
Rand links breit	Rand links schmal
Rand links breiter werdend	Rand links schmäler werdend
Rand rechts gleichmäßig	Rand rechts ungleichmäßig
Ränder beschrieben	Ränder unbeschrieben

15. Farbe.

Blaß	Kräftig
Farbig	Schwarz
Blau Rot	
Teigig	Scharf

16. Griffelhaltung.

Lang	Kurz
Medial	Seitlich

17. Schreibwerkzeug.

Feder				Griffel
Rohr	Stahl			
		Weich	Hart	
		Breit	Spitz	

18. Regelmäßigkeit.

Regelmäßig	Unregelmäßig

19. Rhythmus.

Rhythmisch	Unrhythmisch

20. Ebenmaß.

Ebenmäßig	Unebenmäßig

21. Formniveau.

Sehr hoch
Recht hoch
Mittelhoch
Niedrig
Sehr niedrig

Nicht nochmals aufgezählt wurden die Merkmale der Eile und Langsamkeit, wofür man daher Übersichtstafel 3 vergleichen wolle. Ferner sind unter 17 nur die großen und grundsätzlichen Verschiedenheiten der Schreibwerkzeuge berücksichtigt worden.

XI. KAPITEL

MUSTER EINER HANDSCHRIFTENDEUTUNG

Voruntersuchung. — Wir sind jetzt gerüstet, um an einem Beispiel die Analyse vollständig und sozusagen mit allen Schikanen durchzuführen, und wählen dazu Fig. 67, deren Urheber ein Mann von sieben- bis achtundzwanzig Jahren ist.

Seine völlig „ausgeschriebene“ Handschrift zeigt schlanke Linienführung und keinerlei Merkmale, die uns zur Annahme außergewöhnlicher Schreibumstände veranlassen könnten. Die Schräglage und die meist flüchtige Formgebung bekundet den wesentlich ursprünglichen Duktus. Gewisse zweckmäßig vereinfachte Großbuchstaben (vgl. das F in „Falls“ der zweiten, das K in „Kapitel“ der dritten und das I in „Instrumente“ der fünften und „Instituts“ der sechsten Zeile) sowie die rechtsläufige Anbindung des t an das s in den st lassen uns den Schreiber unter den Ständen von höherer Bildung suchen und legen die Annahme gelehrter Beschäftigung nahe. Die Handschrift ist im ganzen und im einzelnen durchaus eigenartig und steht auf der zweiten Stufe des Formniveaus. Nicht ohne natürlichen Rhythmus der Massenverteilung zeigt sie gleichwohl zahlreiche feinere Störungen. Man beachte den starken und ungleichmäßigen Wechsel in der Größe der Kurzbuchstaben und das immerhin merkliche Schwanken des Neigungswinkels der Mittel- und Langbuchstaben. (Vgl. in der Hinsicht z. B. „lich“ und „sich“ mit „Ganzen“ der gleichen Zeile.) Die Regelmäßigkeit ist gering. Schreiber gehört zu den leichterregbaren Charakteren von vorherrschendem Gefühlsleben.

Hauptuntersuchung. — In der Hauptuntersuchung begnügen wir uns gemeinhin mit der Begründung der Dominanten, da die Gründe für die Bedeutungswahl der jeweils nebenzuordnenden Züge auf der Hand liegen dürften. Wir greifen aus den beständigsten Schriftmerkmalen als hervorragend ausgeprägt die weitgehende Verbundenheit heraus und deuten

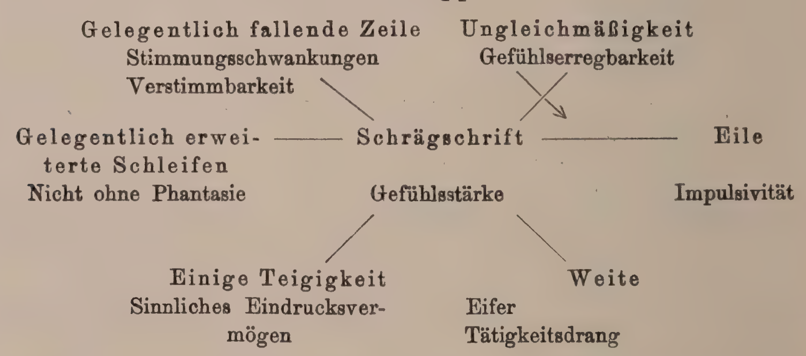
sie angesichts des positiven Formniveaus und der Bildung des Schrifturhebers auf mehr als gewöhnliche Fähigkeit zu beziehendem und verknüpfendem Denken. Nicht übersehen wollen wir die Eigentümlichkeit, daß Schreiber einerseits die Anfangsbuchstaben gelegentlich vereinzelt, anderseits i-Punkt und ü-Häkchen gern in die Bindung einbezieht, und zwar selbst dann, wenn er nach vollzogener Einbindung absetzt. (Vgl. den zweiten i-Punkt in „Bibliothek" und den u-Bogen in „Instrumente" der fünften Zeile). In jenem hat man den Ausdruck für die Gabe entscheidender Anfangseinfälle erblicken wollen, denen alsdann erst die logische Verarbeitung zu folgen pflege, eine Annahme, die wir für recht gewagt halten; in dieser pflegt man das Zeichen einer Beweisführungsart zu sehen, die auch vor sophistischen Spitzfindigkeiten nicht zurückscheut. Darüber wollen wir nun vorderhand nicht entscheiden, sondern vorerst bei der verknüpfenden Denkveranlagung bleiben und ihrer Ausdrucksdominante folgende Merkmale hinzugesellen: sehr weite Trennung der Wörter und Zeilen — Neigung zur Unterstreichung — Vereinfachungen (insbesondere Fortfall der Schlußzüge, Zurückführung der Großbuchstaben auf die Grundgestalt, häufiger Schleifenfortfall, gekürzte Verbindungen) — Zuspitzungen (man beachte z. B. das K in „Kapital") — genaue Setzung der Oberzeichen — Kleinheit der Schrift.



Wir haben also bedeutende Intelligenz anzunehmen und stellen fest, daß Schrifturheber jedenfalls weit mehr auf wissenschaftliche als

etwa künstlerische Verarbeitung seiner Erlebnisse ausgeht und darin zweifellos über eine nicht gewöhnliche Begabung verfügt. Auch wenn wir nun nicht vorweg schon seine Gefühlserregbarkeit ermittelt hätten, läge es doch nahe, allsogleich die Frage nach der Beschaffenheit seines Gefühlslebens aufzuwerfen. Nun darf in einem derart unwillkürlichen Duktus auch der Neigungswinkel als führendes Merkmal gelten, und so wählen wir denn zur zweiten Dominante versuchsweise die erhebliche Schräglage, die für ein starkes Gefühlsleben spräche. Auch sie führt zu einer Gruppe von bemerkenswerter Reichhaltigkeit; denn es reihen sich an: Ungleichmäßigkeit — Eile — relative Weite — einige Teigigkeit (trotz offenbar spitzer Feder in sechs Zeilen 10 deutliche Verklecksungen in den Mittel- und Lang- und 19 deutliche in den Kurzbuchstaben) — gelegentlich ausgebauchte Schleifen (vgl. das h in „wodurch", das S in „Sie" der ersten, das S in „Sie" der zweiten, das d in „dem" der dritten, das zweite l in „völliger", das S in „Sicher" der vierten, das erste l und das g in „stellung" und das o in „Bibliothek" der fünften Zeile) — einigermaßen fallende Wörter (vgl. zumal die letzte Zeile).

Zweite Gruppe.

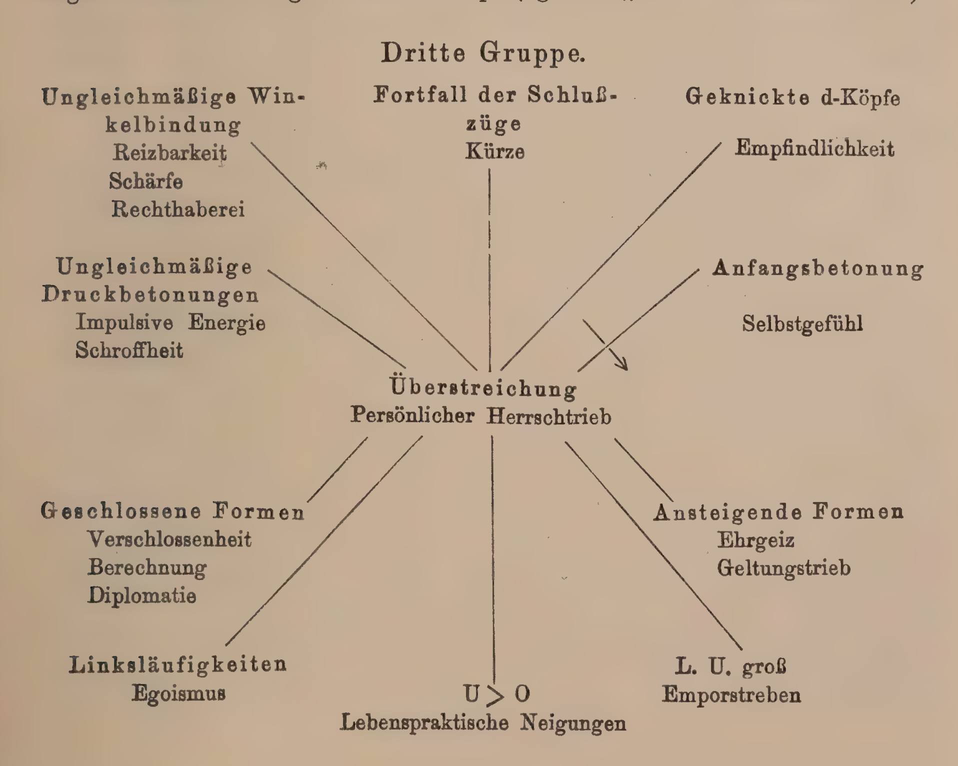


Nicht allzuoft wird man mit so ausgeprägter Geistesklarheit und verstandesscharfer Zergliederungskraft soviel Erregbarkeit und unruhigen Gefühlsdrang verbunden finden. Da das Gemütsleben zugleich voller Spannungen ist, so dürfen wir der Geistigkeit des Schreibers nicht die spiegelnde Aufnahmefähigkeit und den „interesselos" abwägenden Gleichmut des Mustergelehrten (alten Stils) beilegen, sondern haben ihn uns als von einem leidenschaftlichen Erkenntnistriebe beherrscht zu denken. Wo immer aber wir auf leidenschaftliche Strebungen stoßen, werden wir zu wissen

verlangen, was deren richtunggebendes Ziel sei, und für den fraglichen Fall insbesondere, ob der Erkenntnistrieb herrsche oder im Dienste persönlicher Interessen stehe. Wir werfen mit andern Worten die Frage nach den leitenden Triebfedern auf.

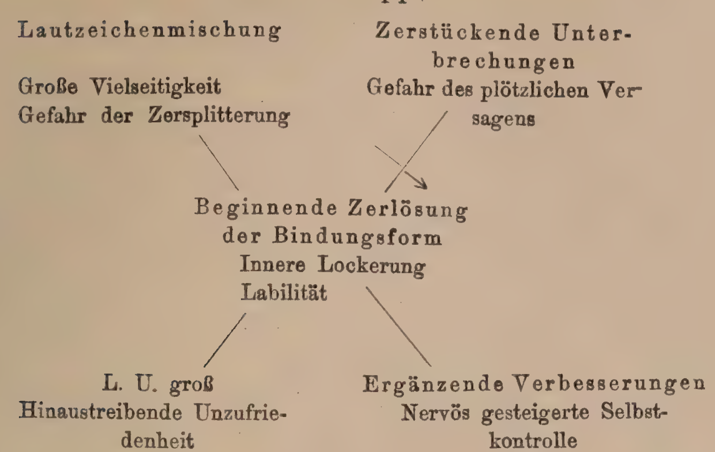
Da fällt unser Blick denn auf die ungemein häufigen Überstreichungen. Wir nehmen diese zur dritten Dominante und legen ihr versuchsweise persönliche Herrschlust unter. Alsbald ergibt sich folgende Reihe: Anfangsbetonung (vgl. das b in „beteiligen" der vierten, das s in „stellung" und das I in „Instrumente" der fünften, das E in „Ertrag" der sechsten Zeile) — ansteigende Formen (vgl. die beiden S) — Längenunterschiedlichkeit groß — Unterlänge durchweg größer als Oberlänge — Linksläufigkeiten (vgl. zumal die u-Bögen in „wodurch" der ersten und in „Instrumente" der fünften Zeile) — vorwaltend geschlossene Formen — ungleichmäßige, aber gelegentlich starke Druckbetonung (vgl. das K in „Kapital", das B in „Bibliothek") — vorherrschende, wenn auch unreine, Winkelbindung — (abermals zu verwertender) Fortfall der Schlußzüge — Ansatz zum geknickten d-Kopf (vgl. das „und" der sechsten Zeile).

Dritte Gruppe.



Im Anschluß hieran ist sogleich die Frage zu erledigen, ob Schreiber auch sophistischer Beweisführungen fähig sei, und zwar in bejahendem Sinne. Unsre Verwunderung über das Zusammenbestehen großer Erregbarkeit und parteinehmender Gefühle mit urteilsfähigem Forschungseifer mildert sich angesichts dieses dritten Befundes, da wir jene in einer starken Unterschicht ganz persönlicher Interessen verankert finden. An die Stelle aber tritt die noch schwierigere Frage, wie sich dieses vertrage mit rücksichtslosem Wahrheitswillen. Unter Zuhilfenahme der allgemeinen Charakterkunde kommen wir zu folgendem Ergebnis. Schreiber hat beides: heftigen Wahrheitswillen und heftigen Willen zur Macht, so jedoch, daß dieser vorherrscht und ihn veranlaßt, die Forschung in den Dienst praktischer Unternehmungen zu stellen. Hätte er eine Dosis Pathos mehr und eine Dosis zersetzender Kritik weniger, so spränge heraus der „Weltverbesserer“, Schwarmgeist, Parteipolitiker. So jedoch möchte man eher an den wissenschaftlichen Neuerer und Erfinder denken, der auch den gelehrten Arbeiten den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägt und zugleich Pläne schmiedet, wie sie vorteilhaft zu verwerten seien. Insoweit könnte uns der Zusammenhang befriedigen. Allein nun fanden wir Anzeichen genug für sinnliches Eindrucksvermögen, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, gelegentliche Mutlosigkeit und legen uns denn doch die Frage vor, ob Schreiber ungeachtet seiner außerordentlichen Verstandesgaben dem Ausbreitungsdurchmesser seiner Neigungen gewachsen sei. — Die Schrift zeigt Schärfe, Zusammenfassung und im einzelnen auch lebendige Gestaltungskraft (man beachte die geistvoll durchgebildeten I in „Instituts“ und „Instrumente“), läßt aber nicht eine bildnerische Kraft erkennen, die — das Insgesamt des Charakters bemeisternd — der beharrungsunfähigen Gedanklichkeit eine Schranke setzte und der Gefahr der Entwurzelung zu begegnen vermöchte. Aus dieser Erwägung erheben wir zum Range einer vierten Dominante die beginnende Zerlösung der Bindungsform und gesellen ihr zu: die nervöse Unterstreichungsverdoppelung — die gelegentlich zerstückenden Unterbrechungen (vgl. das ö in „Vermögen“ der ersten, in „können“ der zweiten und in „völliger“ der vierten Zeile) — die verhältnismäßige Häufigkeit ergänzender Verbesserungen (vgl. „lich“ in der dritten und „Instituts“ in der letzten Zeile) — die auch hier verwertbare Längenunterschiedlichkeit — und die Neigung zur Lautzeichenmischung (lateinische a, e, t in sonst deutscher Schrift).

Vierte Gruppe.



Damit wir aber nicht infolge der „absteigenden“ Linie des Untersuchungsganges die Werte des Schreibers aus dem Auge verlieren, geben wir nachstehend — unter Mitverwertung alles Erschließbaren — ein zusammenfassendes Charakterbild, das Licht und Schatten in richtiger Verteilung zeige.

Charakterbild. — Schrifturheber ist ein Mann von jenem bohrenden Forschungseifer, dem auch Herzenswünsche nicht Halt gebieten. Ausgerüstet mit schärfster Auffassungsgabe und ungewöhnlichem Abstraktionsvermögen zielt er rücksichtslos auf den Kern der Sache, da denn nur bisweilen zu befürchten steht, daß er vor lauter kritischer Bejahungsscheu den Befund zerfasere, statt ihn festzuhalten. Auf dem Gebiet der reinen Wissenschaft hat er zweifellos nicht nur vorzügliche Beobachtungsgabe, sondern auch Selbständigkeit des Urteils einzusetzen und erfinderische Neugedanken. Allein die bloße Theorie kann ihn niemals befriedigen. Er steht mit regster Empfänglichkeit mitten im Leben und versagt sich nicht ein selbst leidenschaftliches Parteiergreifen. Das Verlangen nach einer ins Große gehenden Wirkung hat ihm, wenn wir nicht fehlgehen, zu einer Weltanschauung „naturalistischer“ Prägung verholfen, derzufolge er die gedanklichen Ergebnisse organisatorischen Zielen dienstbar zu machen nicht nur den Wunsch, sondern sogar eine Art von Verpflichtung fühlt. So gewinnt die von Natur schon weitgespannte Vielseitigkeit seiner Neigungen, die sich bei unverkennbarem Zurücktreten der künst-

lerischen zumal in theoretische und praktische gabeln, einen Zufluß an Berechtigungsgefühl aus der durchdachten Überzeugung, daß den Wert jeder Einsicht erst ihre Anwendbarkeit auf das Leben bestimme, und der Boden ist sozusagen wissenschaftlich geebnet, auf dem sich sein Wahrheitsstreben ohne fühlbaren Selbstwiderspruch verschwistern mag mit einem mindestens ebenso kräftigen Bedürfnis nach persönlicher Macht. Denn er ist zwar ein hochgeistiger, aber kein „aristokratischer" Charakter. Er hat vom heimlichen Ehrgeiz und der unrastvollen Neuerungssucht aufwieglerischer Menschheitsbeglücker und mag mehr als einmal vor der Frage gestanden sein, ob er das Gebiet der Forschung nicht endgültig verlassen und es ganz mit einer ausübenden Tätigkeit vertauschen solle. Indessen, es steht zu vermuten, daß es nicht geschah und niemals geschehen wird. Tatmännisches Handeln setzt einen festeren „Instinkt" voraus und statt der Überwachheit des Geistes vielmehr eine Art glücklich zutappender Blindheit. Auch verlangt es, wenigstens vorübergehend, genossenschaftliche Ein- und Unterordnung, der die Eigenwilligkeit denkerischer Köpfe entschieden widerstrebt. Zudem aber ist Schreiber ein viel zu erregbarer Stimmungsmensch, als daß er mit nicht nur künstlichem Gleichmut den Widerständen und Stößen begegnen könnte, mit denen jede Wirksamkeit zu kämpfen hat, welche irgend menschliches Tun und Lassen berührt. So wird er der geistvolle „homo literatus" bleiben, als der er aus früher Neigung und echter Bestimmung begonnen hat, nicht ohne jedoch wieder und wieder am Zwiespalt seiner Lebenswünsche zu leiden und auch für die erfolgreichsten Bemühungen philosophischer Scheidekunst zuletzt ein dämpfendes Mißtrauen bereit zu haben, das den Wert des ganzen Beginnens in Frage stellt.

Die widerstreitenden Regungen dieser bedeutenden Persönlichkeit werden uns fast schärfer sichtbar bei einem Blick auf ihre intimere Menschlichkeit. Beifallsbedürftiger Schaffensdrang streitet mit einem stark sinnlich gefärbten Genußverlangen, ruhelose Arbeitsamkeit mit nur mühsam beherrschtem Eindrucksvermögen, und die stoische Selbstzucht, in die den Schreiber sein Unabhängigkeitswille hineintreibt, hat etwas Gewaltsames und Zerbrechliches. Rücksichtslos auf Wahrheit gerichtet und selbstkritischen Anwandlungen von erbarmungsloser Schärfe ausgesetzt, verträgt er doch keinen Widerspruch; mit starkem Gerechtigkeitsgefühl begabt und leidenschaftsloser Richter in fremder Sache, ist er gleichwohl herrschsüchtig, reizbar, empfindlich und von parteiischer Selbstischkeit in eigener.

Sein Gemütsleben verleugnet nicht einen Zug von Rauschfähigkeit und Hinreißbarkeit; allein das Erwachen bedeutet Ernüchterung, und satt des Geistes, der an den Flammen der Inbrunst das beständige Licht mehr als nur logischer Gewißheiten entzünden würde, waltet ein Geist des Widerspruchs und löscht sie mit dem kalten Wasserstrahl kritischer Überlegenheit. Nicht aber deshalb nur darf man von einem solchen Charakter keine „Treue“ in persönlichen Gefühlen erwarten, sondern auch, weil hier, wenn nicht mit häutenden Entwicklungen, so doch sicher mit jenem Getriebensein vom alles beherrschenden Gedanken einer „Bestimmung“ zu rechnen ist, für das der Zusammenklang der Seelen wohl ein vorübergehendes Reizmittel, niemals aber Erfüllung bedeutet. Es kommt hinzu, daß Schreiber weichere Stimmungen nicht ohne den Beigeschmack befriedigter Grausamkeit aus dem Wege räumt. Überdies keineswegs gleichgültig auch gegen Erwerbserfolge und, ohne eigentlich ein Rechner oder gar haushälterisch zu sein, doch empfänglich für Besitz und geschäftlichen Vorteil, wird er sich verbindliche Neigungen um destomehr als „Sentimentalitäten“ verbieten, je mehr sie tiefer von ihm Besitz ergreifend die „Freiheit“ zu bedrohen scheinen, die er sich in der Wahl der Verwirklichungsmittel eines, wennschon ideellen, Lebensplanes uneingeschränkt zu bewahren wünscht. Daraus geht hervor, daß sein Auftreten unter Menschen mit allen Ungleichmäßigkeiten starker Stimmungsschwankungen behaftet ist und bei seiner außerordentlichen Verschlossenheit in Gefühlssachen das Gepräge einer schwer zu berechnenden Undurchdringlichkeit trägt. Insbesondere dürften Fristen entgegenkommender Mitteilsamkeit mit solchen der Selbstabsonderung und eines ablehnenden Verstummens wechseln, das den Versuch, es zu lösen, mit fast feindseliger Schroffheit beantwortet.

Unwillkürlich drängt sich angesichts des immerhin noch jugendlichen Schrifturhebers die Frage auf, wohin sein Lebensweg führe und ob es für ihn eine Art von, sei es innerem, sei es äußerem Abschluß gebe. So wenig darüber Bestimmtes gesagt werden kann, so sind doch Vermutungen möglich. — Schreiber hat etwas vom Märtyrer im Dienste eines Werkgedankens; aber ihm fehlt die notwendige Einseitigkeit der großen Schaffenden, und es fehlt ihm die Unbeirrbarkeit des Wollens aus Instinkt. Im Lichte dieses Gedankens erscheint die erzwungene Sammlung zugleich als Abwehrmittel gegen zersplitternde Vielseitigkeit, und die gezüchtete Kälte wird zum sinnvollen Schutzwall gegen die Reizungen jener richtungslosen Sinnlichkeit, der man sich nur auf die Gefahr überläßt, in ein halt-

loses Sichgehenlassen hineinzugeraten. Beide Gefahren drohen wirklich dem Schrifturheber! Er kennt müde und mutlose Stunden, wo sein geistiger Selbstbehauptungswille erlahmen möchte, während zugleich das Leben zu flachen Genüssen lockt; und er kennt wiederum solche einer steuerlosen Betriebsamkeit, wo seine Gedanken und Entwürfe sich fast ideenflüchtig jagen, dem prasselnden Feuer eines leicht entzündeten, aber auch schnell verbrauchten Brennstoffes vergleichbar. Hinter der unaufhörlichen Selbstkontrolle lauert etwas von der heimlichen Furcht vor dem Verlust des ordnenden Kerns der Innerlichkeit. — Wir fürchten, daß er äußere Erfolge nur um den Preis des Verzichtes auf seine „Bestimmung" gewänne, will sagen, nachdem er zum „Durchschnittsmenschen" entartet wäre; daß aber diese, wenn festgehalten, sich mehr und mehr als — Täuschung erweisen und in bloße Spiegelfechtereien ausmünden wird. Er hat viel vom Charakter eines Zeitabschnitts — älteren Mitlebenden noch erinnerlich —, dessen stürmisches Keimetreiben ohne Früchte blieb.

Noch ein Charakterbild. — Wenn zwei Ärzte eine und dieselbe Krankheit verschieden beurteilen und es erweist sich hernach, daß der eine unrecht hatte, so zweifelt man vielleicht an dessen Tüchtigkeit, nicht aber deshalb auch schon an der medizinischen Wissenschaft; dahingegen, wenn ein Graphologe sich täuscht über den Charakter des Schrifturhebers, so ist man für gewöhnlich geneigt, nicht sowohl ihn einen schlechten Vertreter seines Faches zu nennen als vielmehr sein Fach herabzuwerten zur „Scheinwissenschaft"! Dieser Schluß behielte aber offenbar den Charakter der Leichtfertigkeit, auch wenn es wahr sein sollte, was wir nicht bestreiten möchten, daß unter sog. Graphologen im ganzen mehr halbgebildete Liebhaber angetroffen werden als etwa unter Heilkundigen, Rechtsbeflissenen oder Gottesgelehrten. Wir lassen uns hier in keine Erörterung der geistesgeschichtlichen Gründe für einen so wunderlichen Zustand der Dinge ein, sondern nehmen die Gelegenheit wahr, an jeden geneigten Leser, der nur auf dem Wege des Selbstunterrichts an der Hand von Büchern sein graphologisches Wissen erworben hat, die dringende Bitte zu richten, er möge der öffentlichen Ausübung einer so schwierigen Technik vorausgehen lassen eine mindestens zweijährige Frist arbeitsreicher Übung aufgrund privat zugänglicher Schriftstücke. Würde diese Regel allezeit befolgt, so stände es ungeachtet jener Gegenströmungen, deren

Quelle die Furcht vor Enthüllungen ist, besser um den Ruf der Handschriftendeutung! Nur aber freilich ein Umstand, den wir in Kürze berühren müssen, würde auch dann nicht aufhören, oberflächlichen Köpfen zur Zielscheibe billigen Absprechens zu dienen.

Wer sich besser überzeugt fühlt durch augenfällige Leistungen als durch zwingende Gründe, pflegt seine Handschrift bald diesem, bald jenem Graphologen einzusenden und die erhaltenen Auskünfte miteinander zu vergleichen. Gesetzt nun, daß sie weitgehend verschieden sind, so findet er sich leicht zu folgendem Schluß gedrängt: es gibt also doch keine festen Gesetze und Regeln, nach denen die Schriftzüge mit dem Charakter zusammenhängen; denn sonst müßte ja jeder, der sie beherrscht, auch zum gleichen Ergebnis kommen! Dabei vergäße er, daß kein eigenlebendiges Gebilde jemals mit Begriffen zu erschöpfen ist, und daß es naturnotwendig genau so viele Gesamtbilder darbietet, als es Betrachter gibt, die es in Augenschein nehmen! Es wäre das unglaubwürdigste Wunder, wenn zwei Analysen völlig miteinander übereinstimmen sollten: aber es ist mit deren sogar außerordentlicher Verschiedenheit noch im mindesten nicht bewiesen, daß sie einander widersprechen. Nur erst der Widerspruch könnte zu berechtigten Zweifeln Anlaß geben, niemals schon die bloße Verschiedenheit, als welche sich ja auf vielerlei Weise lösen mag: so wenn die Urteile einander ergänzen oder denselben Gehalt in verschiedenen Verkürzungen oder endlich in verschiedenen Gruppierungen geben. Man lasse dieselbe Person von drei ausgezeichneten Künstlern zeichnen, und man wird unfehlbar drei voneinander weit verschiedene Abbilder erhalten, deren gleichwohl ein jedes mag „sprechend ähnlich“ sein! Das Gleichnis gibt Gelegenheit zu noch einer Folgerung von größter Wichtigkeit. Wie jeder tüchtige Zeichner imstande ist, den gleichen Kopf in mehreren Auffassungen nachzubilden, so auch ist jeder tüchtige Graphologe imstande, aufgrund der gleichen Handschrift mehrere Charakterbilder auszuführen; und wie der Zeichner gelegentlich schwanken wird, ob er die Seitenauffassung oder die Vollsicht bevorzugen solle, ebenso, nur in noch viel höherem Grade, sieht sich zumal angesichts „interessanter Fälle“ der Deuter vor die Wahl zwischen verschiedenen gleichmöglichen Gruppierungen seiner Befunde gestellt. Und selbst nachdem er sich darüber klar geworden, fragt es sich wieder, mit welcher Seite des Charakters er seine Darstellung beginne, mit welcher er sie schließe. Auch hier allerdings gibt es ein fühlbares Besser und

Wenigergut, aber es läßt sich nicht mehr unfehlbar darüber entscheiden, welche Ausführung die schlechtweg beste sei! Kaum brauchen wir hinzuzufügen, daß sich allmählich jeder Praktiker seine eigene Darstellungsweise herausbildet, wonach z. B. der eine mit dem Unwichtigeren beginnend seine Schilderung nach der Steigerungsregel zum Hauptcharakterzuge als einem Gipfel emportürmt, während der andre die mittelpunktlichste Eigenschaft womöglich ingestalt einer Grundformel voranstellt und aus ihr die übrigen Züge gewissermaßen wie Strahlen hervorgehen läßt. Oder es liebt der eine die lockere Nebeneinanderstellung scharfgefaßter Einzelurteile, wohingegen ein andrer zumal die Verknüpfungen und Zusammenhänge deutlich zu machen bemüht ist.

Es wäre uns selbstverständlich ein Leichtes, von einem so reichhaltigen Charakter wie dem obigen ein zweites und drittes Bild zu entwerfen; allein auch wenn wir dabei auf größtmögliche Verschiedenheit Gewicht legten, könnten wir doch unter keinen Umständen jene tieferliegende Gleichartigkeit vermeiden, die ohne Ausnahme allen Texten aus der Feder desselben Verfassers anhaftet. Wie nämlich jedermann seine eigene Handschrift schreibt, die (bald fließender, bald gehemmter) doch immer die seinige bleibt, so auch zeigen sämtliche, sei es schriftlichen, sei es mündlichen Mitteilungen der gleichen Person einen irgendwie selbigen Duktus, woran man sie wiedererkennt in ihren vollkommensten wie mißlungensten Erzeugnissen. Demgemäß würden wir mit einer Umgestaltung jenes Charakterbildes doch nicht erzielen, was wir vor allem zu erhärten wünschen: die mögliche Übereinstimmung des Gehalts bei persönlich verschiedener Behandlungsweise. Deshalb haben wir uns an einen befreundeten Fachmann, der vor zwei Jahrzehnten allerdings aus unsrer Schule hervorging, inzwischen aber längst zum selbständigen Berufsgenossen wurde, mit der Bitte um eine Charakterzeichnung des ihm selbstverständlich völlig unbekannten Urhebers von Fig. 67 aufgrund eben dieser Probe gewandt. Er hat unsrer Bitte bereitwillig entsprochen, wünscht jedoch nicht mit Namen genannt zu sein. Wir bringen seine Arbeit nachstehend wörtlich zum Abdruck.

„Ein interessanter, musikalischer, feinfühliger Kopf. — Schreiber ist zum Teil Autodidakt und mehr nach Interessensphären als systematisch gebildet, besitzt aber auf gewissen Gebieten eine so eigentümliche und scharfzielende Urteilskraft, daß ihm sozusagen unerlernbares Wissen von selbst zuströmt und seinen Worten — er drückt sich präzis und abgewogen

aus — Überzeugungskraft gibt. Er denkt zwar häufig sprunghaft und trotz aller Klarheit nicht immer konsequent, versteht aber zu kombinieren und seine sicheren Erkenntnisse scharfsinnig aneinanderzureihen. Seine Schlüsse sind originell, oft geistreich und überraschend, und seine lebhafte Aktivität, die ebenso sehr nach handelnder wie nach denkender Äußerung drängt, läßt keine Einförmigkeit aufkommen. Daß er trotz so bedeutender Regsamkeit und beweglicher Fassungsgabe nicht als ein eigentlich überlegener und alles umspannender Geist erscheint, daran ist schuld seine imgrunde unschöpferische Substanz. Er schöpft nicht aus dem tiefen Quell überströmender Phantasie und bleibt daher stets stärker in der Kritik als im eigenen Hervorbringen. Zu nüchtern zu ursprünglichem Schaffen und doch von fast genialer Intelligenz müht er sich bisweilen in wenig befriedigender Tätigkeit. Sein leidenschaftlicher Erkenntnistrieb drängt zu immer neuen, ja abenteuerlichen Forschungen: sein eigensinniger, querköpfiger und herrschsüchtiger Wille aber sucht hier zu steuern und seinen allzu hingebungsbereiten Geist zu binden. Wo ihm das gelingt, könnte er zum nüchternen Rechner herabsinken, während er doch anderseits in merkwürdig zäher Begeisterung dem Unmöglichen nachstrebt."

„An seinem Denken und Handeln und auch an seiner Entwicklung hat das Gemütsleben nur geringen Anteil. Das Maß von gemütshafter und sinnlicher Befriedigung, das ihm nötig ist, weiß sich Schreiber leicht zu verschaffen und stellt darüber hinaus keine besonderen Anforderungen an menschliche Beziehungen; denn sein Herz ist nicht hingebungsfähig, und wo er Anschluß sucht, geschieht es um der Anregung willen oder auch, um gelegentlich nagende Selbstzweifel durch die Anerkennung anderer zu beruhigen. So ist diese an sich glänzende Erscheinung durch ein Spinnwebnetz innerer Unzulänglichkeit gebunden und verdüstert und bietet darum nach außen nicht selten das Bild mißtrauischer Verschlossenheit und Empfindlichkeit."

Es würde zu weit führen und scheint auch nicht mehr unerläßlich, im einzelnen durchzusprechen, worin beide Analysen übereinstimmen, worin sie sich unterscheiden. Nur auf einige Punkte möchten wir aufmerksam machen. — Vorausgeschickt sei, daß nach unsrer persönlichen Kenntnis des Schrifturhebers die graphologisch überraschende Feststellung „musikalisch" durchaus stimmt. Soweit bei ihm von künstlerischen Neigungen gesprochen werden kann, gehen sie fast ausschließlich auf die Musik, worin er den Wissens- und Verständnisgrad des Fachmanns besitzt. Ebenso

trifft es zu, was den Abschluß eines unten noch zu berührenden Gedankens bildet, daß er „mit zäher Begeisterung dem Unmöglichen nachstrebe“, wofür wir mit den wunderlichsten Beispielen aus seinem Leben dienen könnten, wenn wir uns zu dergleichen Privatmitteilungen für berechtigt hielten. Von solchen ganz eigenen Befunden abgesehen, in denen sich stets zugleich viel von der Auffassungsweise des Beurteilers verrät, treten Verschiedenheiten beider Deutungen hervor, einmal in der Gruppierung und verhältnismäßigen Ausführlichkeit, sodann in der Tongebung und endlich in einer Feststellung sachlicher Natur. So hatten wir beispielsweise des breiteren ausgemalt ein Nebeneinander geistiger und praktischer Neigungen, während es die zweite Analyse nur im Vorbeigehen mit dem Hinweis auf eine Aktivität berührt, „die ebensosehr nach handelnder wie nach denkender Äußerung dränge“. Ferner fällt in ihr der Ton noch entschiedener auf die geistige Seite, indem deren Kennzeichnung schon rein äußerlich etwa zwei Dritteile der ganzen Schilderung einnimmt. Endlich weicht sie aber auch sachlich ab hinsichtlich der Gemütsbedürfnisse des Schrifturhebers, die sie für schon ursprünglich zu gering erachtet, als daß sie jemals Konflikte herbeiführen könnten; wohingegen wir ihm auch auf diesem Gebiete eine gewisse Leidenschaftlichkeit nicht absprechen mochten. Nun darf man aber über den fraglichen Punkt getrost verschiedener Meinung sein, wenn man es nur nicht über seine Rolle im Gesamtbild des Charakters ist! Sollte nämlich Schreiber auch jenen Grad von Fähigkeit zur Leidenschaft des Herzens haben, den wir ihm zugeschrieben, so bliebe doch die Wirkung davon die gleiche, als wenn er sie nicht besäße, wofern es richtig ist, daß sie ihm stets nur „vorübergehendes Reizmittel“ sei und keinerlei Einfluß auf seine Lebensgestaltung gewinnen könne. Die einzige sachliche Verschiedenheit erweist sich sonach als folgenlos.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick auf die Übereinstimmungspunkte, so wäre vor allem zu fragen, ob man allein aus ihnen den Schrifturheber zu erkennen vermöchte! Den vollüberzeugenden Beweis dafür könnten wir dem Leser nur dann erbringen, wenn wir, was nicht mehr im Plan dieses Abrisses liegt, für eine ganze Reihe von Handschriften jeweils Doppeldeutungen böten und dergestalt zu erweisen suchten, daß jeder Leser ohne weiteres imstande wäre, selbst bei den farbenärmsten Charakteren die zusammengehörigen Analysenpaare sofort herauszufinden! Wir haben wiederholt den kleinen Versuch gemacht, jemandem

nach Kundgabe des graphologischen Charakterbildes von einer Person aus seinem Bekanntenkreise die Frage vorzulegen, wer gemeint sei, und zwar durchweg mit dem Erfolge, daß der Name des Beurteilten richtig erraten wurde. Dazu darf man freilich weder „indiskrete“ noch auch Deutungen solcher Charaktere wählen, die im alltäglichen Leben mehr oder minder undurchschaubar sind. Weiß sich doch z. B. mancher Neidhart, den seine Handschrift sofort als das, was er ist, verrät, so überaus geschickt hinter gemeinnützigen und scheinbar wohlwollenden Handlungen zu verstecken, daß nicht nur „naive“ Zuschauer getäuscht werden! Man kann also zu jenem Scherz nur mehr oder minder „harmlose“ Charaktere gebrauchen. — Indessen, auch ohne ein „experimentum crucis“ muß es jeder Leser sehen, daß die beiden Bilder des Schreibers von Fig. 67 in verschiedener Beleuchtung und Verkürzung die gleiche Persönlichkeit geben. Und zwar tritt als deren Kern beidemal eine innere Zwiespältigkeit zutage, derzufolge ihr ganzes Tun und Lassen trotz weit übergewöhnlicher Maße und Kräfte mit einem Selbstwiderspruch behaftet erscheint. Insbesondere wird in beiden aufgrund sehr ähnlicher Gedankengänge ausgeführt, wie die hochgeistvolle Intelligenz des Schreibers infolgedessen zu schließlich dennoch fruchtlosen Bemühungen verurteilt sei. Den in der unsrigen gestaltig herausgearbeiteten Gegensatz zwischen leidenschaftlichem Erkenntnistrieb und persönlichem Willen zur Macht bringt die zweite mit der feinabgewogenen Bemerkung zum Ausdruck, daß ein querköpfiger und herrschbedürftiger Wille den allzu hingebungsbereiten Geist zu binden suche, woraus sich denn ein merkwürdiges Schwanken zwischen nüchternem Rechenverstand und zäher Begeisterung für das Unmögliche ergebe. Wir haben schon oben die ausgezeichnete Richtigkeit dieses Befundes bekräftigt, von welchem es sich jedoch nicht verkennen läßt, daß er aus den unsrigen wäre zu folgern gewesen.

XII. KAPITEL

ÜBER CHARAKTERBILDER

Allgemeines über Charakterdarstellung. — Von allen Aufgaben der Charakterkunde weitaus die schwierigste ist die Darstellung des ermittelten Sondercharakters mit Hilfe allgemeiner Begriffe. Unter den wenigen Könnern, die dabei grobe Fehler zu meiden wissen, sind es wiederum nur die allerwenigsten, die es verstehen, das Gewebe der Persönlichkeit nicht bloß in Fäden zu zerzupfen, sondern uns gleichsam eine scharfe Lupe zu leihen, die Zug um Zug die Textur eines Musters zu prüfen erlaubt, das uns unaufgetrennt vor Augen liegt. Man versuche nur einmal, sich schriftlich Rechenschaft zu geben über den Charakter eines Menschen, den man tagtäglich sieht und aufs genaueste kennt; und man wird sich zunächst auf einer erstaunlichen Ratlosigkeit ertappen, sodann aber in den noch so treffend geschilderten Einzelzügen durchaus die Persönlichkeit selber vermissen! Auch der Begabteste hat jahrelange Übung nötig, ehe er soweit kommt, jeden Einzelbefund durch einschränkende oder verstärkende Zusätze auf das Gesamtbild zu stimmen, und mag dann allerdings den letzten und kühnsten Schritt unternehmen: seine Begriffe nämlich wieder zu verschleiern mit einer gewissermaßen erzählenden Form. Dergestalt liefert er Charakterbilder, die sich denen etwa guter Romane nähern, nur mit dem sachlich bedeutenden Unterschiede, daß diese der Phantasie entstammen und darum ebenso glaubwürdig, aber auch ebenso problematisch sind wie die ursprüngliche Wirklichkeit, während es den seinigen obliegt, auch gleich ihre Auslegung mitzubringen. Beispiele dieser allerletzten Stufe bieten wir nicht, weil sie den Anfänger vor einen Gipfel der Vollendung stellt, ohne ihm irgend Wege zu zeigen, wie er hinaufkomme!

Bleiben wir bei der begrifflichen Darstellung, so versteht es sich, daß sie keinerlei Widersprüche enthalten dürfe. Es bedarf aber schon eines ausgebreiteten seelenkundlichen Wissens, damit man ermesse, welche Be-

funde tatsächlich einander widersprächen. Es wäre ein Widerspruch, wenn ich jemandem mitsammen verliehe Lebhaftigkeit und Unanregbarkeit; aber es ist kein Widerspruch, wenn ich ihn verschwenderisch und hinwiederum geizig nenne. Es kann nämlich einer verschwenderisch sein im Ausgeben, dagegen geizig im Verbrauchen; ferner verschwenderisch hinsichtlich einer Gruppe von Gegenständen, geizig hinsichtlich einer andern. Wir werden es mit unsern Beispielen vornehmlich zu stützen suchen, daß der Charakter nur in den seltensten Fällen gebildet sei nach Maßgabe der Einstimmigkeit seiner Eigenschaften.

Der Anfänger macht regelmäßig den Fehler, bald zuviel auf einmal sagen zu wollen, bald sich doppelt und dreifach zu wiederholen. Da es ein Nebeneinander im sprachlichen Vortrag überhaupt nicht gibt, so soll er auch nicht versuchen, davon den Schein zu erwecken, sondern sein Augenmerk vielmehr darauf richten, das tatsächliche Zugleich des Charakters gänzlich auseinanderzufalten in ein übersichtliches Nacheinander. Er zerlege nachprüfend geballte Wortverbindungen in licht geordnete Sätze, merze rücksichtslos jede unwillkürliche Wiederholung aus und befleiße sich einer so schmucklos einfachen als unzweideutigen Ausdrucksweise. Indessen darf er bewußt wiederholen: einmal zur Anknüpfung eines erfolgerten an den schon berichteten Vorbefund, sodann, um eine Bejahung griffiger zu gestalten durch die schlagschattenartig betonende Verneinung des Gegenteils. Es ist sachlich dasselbe, wenn ich sage, jemand sei ein logischer Kopf und er verbiete sich sprunghafte Einfälle; aber das verneinende Nocheinmal rückt erst in schärfste Sicht den Vollgehalt der Bejahung und arbeitet wirksam der Bedeutungsabschleifung entgegen, der vorzüglich landläufige Wendungen ausgesetzt sind.

Das Charakterbild ist nicht Beschreibung, sondern Entwicklung. Wenn ich einen Körper als kugelförmig, hart, glatt, schwer, weiß kennzeichne, so habe ich mit solcher Beschreibung noch nichts vermeldet vom Zusammenhang jener Eigenschaften. Grade den aber soll die Charakterschilderung bieten. Nicht darin besteht das Muster eines Gewebes, daß es blaue, grüne und rote Fäden enthält, sondern in der Eigentümlichkeit der Verteilung, derzufolge für jede beliebige Stelle die bestimmte Fadenfärbung gefordert wird aus dem Zusammenhange des Ganzen. Wir haben nicht sowohl Charakterzüge aufzureihen als vielmehr jeden zu jedem in ein unmittelbar einleuchtendes Verhältnis zu setzen. Wir geben den Querschnitt durch die augenblickliche Zustandsgestalt eines Gebildes, das, weil

lebendig, unablässiger Wandlung unterliegt und darum nicht so sehr aus dem Gesichtspunkt einer festen Beschaffenheit verstanden sein will als aus dem eines Inbegriffs von gesetzmäßig veränderlichen Wirkungsbedingungen. Wir maßen uns insbesondere niemals an, das Verhalten der Persönlichkeit unter absehbaren Außenumständen mit mehr als geringerer oder größerer Wahrscheinlichkeit zu veranschlagen.

Wie früher bemerkt, wird es der in der Dominantenmethode geschulte Kenner immer vermeiden, den Charakter entwerfen zu wollen unter Anwendung nur einer einzigen Darstellungsregel. Weil er erkannt hat, daß auch die verhältnismäßig paßlichste Beleuchtung mindestens feinere Züge auslöscht, bemüht er sich, seinen Gegenstand stets in mehrere Beleuchtungen zu rücken, jede ausgewählt nach ihrem Verhältnis zu einer von dessen Haupteigenschaften. Dergleichen vollends wie: der Verschwender, der Heuchler, der Dichter, der Held, der Staatsmann läßt sich zwar leicht aus dem Begriff des jeweils wirkungsvollsten Zuges ersinnen, kommt aber selbstverständlich niemals in der Wirklichkeit vor. — Unter den tausenden von teilweise sehr umfassenden Charakterbildern, die wir im Laufe eines Vierteljahrhunderts mitgeteilt haben, finden sich auch nicht zwei, die völlig nach dem gleichen Schema gearbeitet wären; wie man denn selbst den Beispielen, die wir zur Veranschaulichung gewisser Hauptgruppierungsgesetze zusammenstellen, unschwer anmerken wird, daß keines darunter die Rolle des echten „Paradigmas" in Anspruch nimmt. Wenn wir dessenungeachtet dem Anfänger den Rat erteilen, sich verschiedene elastische Einteilungsgrundsätze einzuprägen, so geschieht es vor allem, um ihn an seelenkundliches Denken und dergestalt an die Straffheit eines Charakterisierens zu gewöhnen, das niemals mehr Mörtel und Haustein mit dem Bauwerk selber verwechselt.

Der Erfolg hat gezeigt, daß Regeln, die nach strengwissenschaftlichen Überlegungen aus der allgemeinen Charakterkunde entwickelt wurden, in der Praxis nur selten zur Anwendung kommen. Wir bringen deshalb unter Verzicht auf theoretische Erörterungen gewisse Einteilungsmuster, die sich im Laufe jahrelanger Ausübung an der Hand der tatsächlichen Vorkommnisse von selbst ergaben und dank ihrem außerordentlichen Spannungsspielraum den allerverschiedensten Fällen gerecht zu werden vermögen.

Die wichtigsten Gruppierungsregeln. — Hat man mit einem

Empfänger des Gutachtens zu rechnen, dem kein besonders hohes Verständnis für seelenkundliche Feinheiten zugetraut werden darf, so tut man gut, die ihm unfehlbar eigentümliche wertende Auffassungsweise zu seiner eigenen zu machen und die Befunde zu gruppieren nach unbestrittenen Vorzügen und Mängeln. Diese sehr äußerliche Darstellungsart bietet doch den Vorteil, daß sie durch ausdrückliche Betonung von Licht- und Schattenseiten parteiischen Gefühlen des Lesers die Spitze abbricht und ihn aufs entschiedenste veranlaßt, das Vorgebrachte auch wirklich zu vernehmen. Auch wird sie sich zwanglos verknüpfen lassen mit denjenigen Regeln, welche als die schlechtweg wichtigsten aller Charakterdarstellung gelten müssen: mit den Regeln betreffend den Bau der Persönlichkeit.

Mit der Forderung, den Bau des Charakters sichtbar zu machen, wiederholen wir die der oben so genannten „Entwicklung". Sie wird am leichtesten in den freilich seltenen Fällen erfüllt, wo entweder ein Grundzug den ganzen Charakter nahezu beherrscht (sog. typische Charaktere), oder die verschiedenen Hauptzüge einander ergänzen (sog. harmonische Charaktere). Findet keines von beidem statt, so kann man wieder verschiedene Wege einschlagen, von denen wir die wichtigsten namhaft machen.

Wenn man auch mit Gleichnissen sehr vorsichtig sein soll, so empfiehlt es sich doch bisweilen, ein Bild zu Hilfe zu nehmen, um seelische Sachverhalte zu verdeutlichen. Der Sprachgebrauch bestätigt den Hang unsres Geistes, den Charakter nach Art eines Körpers, ja einer Kugel aus konzentrischen Schalen zu fassen, deren Mittelpunkt bald ein Kern, bald aber auch ein — Hohlraum sei. Man denkt ja offenbar an einen kernlosen Körper, wenn man jemanden „hohl" oder „leer" betitelt; man folgt der Vorstellung einer stofflichen Schichtung mit der Scheidung nach „tief" und „flach", und man huldigt offenbar dem nämlichen Bilde, wenn man dem einen ausdrücklich ein „Innenleben" zuerkennt, den andern sich verzetteln läßt in „Äußerlichkeiten". Ibsens Peer Gynt vergleicht im Schlußakt sein eigenes Wesen mit einer Zwiebel. Er blättert Haut um Haut ab, um auf den Kern zu kommen, da er denn schließlich zu seiner Verwunderung bemerken muß, daß die Zwiebel aus lauter Häuten bestehe:

Wie, lauter Häutchen? — Ich wüßte doch gern,
Kommt nicht zuletzt ein fester Kern?

Wahrhaftig nein! Bis ins innerste Innre
Bloß lauter Häutchen, nur dünnre und dünnre;
Die Natur ist witzig . . .

Unter Benutzung dieses Fingerzeiges dürfen wir als äußerst bewährt die Darstellungsregel bezeichnen, die den Aufbau der Persönlichkeit kennenlehrt durch Querung ihrer Schichten von außen nach innen. — Auf die naheliegende Frage, ob die sprachlich gestützten Charakterzüge allgemein nach Lagerungsunterschieden zu kennzeichnen seien, wäre soviel wenigstens auszumachen: in der äußersten Schicht liegen die Eigenschaften des Auftretens und Betragens, in der nächstinnern die der Begabungen („Talente“, Fähigkeiten), in der noch tieferen die des Gefüges („Temperament“, „Naturell“, Gefühlserregbarkeit usw.), in der dann folgenden die Triebfedern („Interessen“, Willensanlagen, Neigungen), in der mittelsten, also im Kern, die Triebeigenschaften. Diese freilich sind bei den heutigen Menschen durchweg etwas dermaßen Fragwürdiges und Verkümmertes, daß wir der schwierigen Aufgabe einer Durchleuchtung des noch gänzlich unerforschten Trieblebens für gewöhnlich überhoben bleiben und dafür nur dessen Nichtigkeit, mithin die Peersche Kernlosigkeit, als freilich nicht minder bedeutsam zu melden haben. Im übrigen wird die persönlich wesentliche Lagerung nur durch Ermittlung der Abhängigkeiten festgestellt, in denen von Fall zu Fall die Triebfedern untereinander stehen.

Dabei wird man nun oft auf den Sachverhalt stoßen, daß die verschiedenen Willensanlagen einander mehr oder minder widerstreiten, und das eröffnet uns eine neue Darstellungsart, die zum Ausgang der Entwicklung des ganzen Charakters den bald offen zutageliegenden, bald unter der Decke spielenden Zwiespalt nimmt. Vorsicht, Mißtrauen, zwangsmäßige Verschlossenheit, Mangel an Hingebungskraft auf der einen, Mißgunst, Lebensneid, absprechende Besserwisserei auf der andern Seite sind einige jener häufigen Folgezüge, die man solchergestalt weit abseits jeglicher „Zeichendeutung“ durch seelenkundliches Denken findet! — Ein besonderer Zwiespalt, der sich vorzüglich empfiehlt zum Darstellungsunterbau, ist der fast sprichwörtlich gewordene von „Herz“ und „Kopf“ oder genauer von Seele und Geist.

Er leitet uns füglich zu einem Zweiseelentum über, das fast noch tiefer in die Wurzelschicht reicht: zur Mischung männlicher mit weib-

lichen Zügen. Wenn die nun auch ebenfalls meist unter den Stammbegriff der Uneinheitlichkeit fallen wird, so kommt es daneben doch vor, daß sie gewürdigt sein will im Sinne einer höheren Wesensvollständigkeit. Man hat deshalb bei der Gruppierung der Hauptbefunde nach Maßgabe ihres geschlechtlichen Gegensatzes nicht immer notwendig an Widersprüche zu denken. Es ist, beiläufig bemerkt, nicht Zufall, daß unser Beleg dafür auf der weiblichen Seite liegt. Einmal nämlich wird man öfter Frauen mit männlichem Einschlag finden als Männer mit weiblichem Einschlag; sodann aber werden die Folgen davon für die äußere Lebensgestaltung auf der Seite der Frauen gemeinhin viel beträchtlicher sein als auf der Seite der Männer.

Ein Zwiespalt ganz eigenartiger Prägung, der deshalb eine Sonderbehandlung erheischt, ist die Unstimmigkeit von „Schein“ und „Sein“. Mögen die von ihm geleiteten Schilderungen auch nicht immer grade zu den Tieflotungen gehören, so sind es doch sicher die lohnendsten und bestechendsten. In mustermäßiger Ausgestaltung beginnen sie etwa mit der Erscheinung des Schrifturhebers bei flüchtiger Bekanntschaft, dringen vor zur Schilderung des schon andern Gesichts, das er im vertrauteren Umgang enthüllt, zeigen den „harmlosen Freund“ vielleicht als verschlagenen Geschäftsmann, um endlich mit der Bezeichnung der ihn innerlichst bestimmenden Triebfedern eine Art dramatischer Entlarvung zu bieten!

Mit dem letzten Gruppierungsschema stehen wir schon im Begriff, den innern Aufbau zu verlassen und stattdessen zum Leitgedanken zu wählen das Verhältnis des Charakters zu seiner Wirkung auf Menschen. Rücken wir den in den Vordergrund, so melden sich Fragen wie die folgenden an: hat Schrifturheber Anpassungsgabe und ist er willig, sich anzupassen; liegen in ihm die Vorbedingungen der Verträglichkeit oder des Gegenteils; welche Züge seines Wesens bieten die Gewähr reibungsloser Gegenseitigkeit, welche werden wahrscheinlich der Anlaß zu Störungen sein?

Damit rückt aber auch schon die noch gewichtigere Aufgabe in Sicht, deren Entscheidung man gern dem Graphologen anheimstellt: den Charakter einzuschätzen nach seinen Erfolgsaussichten. Wird diese Frage uneingeschränkt allgemein gestellt, so wäre es völlig unpsychologisch, im Geiste der heute beliebten „Tests“ auf eine regelhaft fest-

stehende Reihe von Gaben sei es des Willens, sei es des Verstandes zu prüfen. Wer Farbensinn, Gestaltungskraft und Geschmack besitzt, wird trotz Willensschwäche vielleicht ein erfolgreicher Maler; wer über Zähigkeit und Rechensinn verfügt, trotz äußerster Gedankenarmut ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann; Arbeitskraft und Ausdauer können fehlende Gaben ersetzen, während hinwieder die stärksten „Talente" zugrundegehen bei gänzlicher Haltlosigkeit. Um den Erfolg der Persönlichkeit zu veranschlagen, müssen wir ihre Fähigkeiten nicht an und für sich, sondern im Verhältnis zu ihren Neigungen messen; da denn freilich auch die schwerwiegende Frage auftauchen wird, wie weit überhaupt sie mit ursprünglichen Neigungen ausgerüstet und zu sachlicher Anteilnahme befähigt sei. Wäre die zu verneinen, so hätten wir weiter zu prüfen, ob in Ansehung des Erfolges Ehrgeiz und Streberei die Lücke zu füllen vermöchten. Aus der großen Mannigfaltigkeit von Unterfragen, die aus jener Hauptfrage entspringen, tritt als die praktisch bedeutendste hervor die nach der Berufstauglichkeit. Da ein umfangreiches Kapitel erforderlich wäre, um das Problem der Berufseigenschaften auch nur obenhin zu erledigen, begnügen wir uns mit dem Hinweis auf unser Hauptbeispiel.

Vollends eine ganze Charakterkunde müßte aufgerollt werden, wenn wir die mannigfachen Gruppierungsschemate durchsprechen wollten, die sich auf allgemeine Grundlinien stützen. Unsre beiden ziemlich mustergültigen Belege dürften dem aufmerksamen Leser mancherlei Stoff zum Nachdenken geben. Als oft erprobt sei ihm in Kürze noch folgende Anordnung anempfohlen: Gaben, Gemütseigenschaften und Neigungen, Triebfedern, Sache und Person, Zusammenstimmung, Verwertbarkeit, Auftreten, Entwicklung, Beruf.

Endlich mag er sich dringend gewarnt sein lassen, die Frage nach dem Dasein oder Nichtdasein ganz bestimmter Eigenschaften wie Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit, Treue jemals anders als aufgrund einer vollständig durchgeführten Zergliederung der Handschrift entscheiden zu wollen. Müssen wir es nochmals betonen, daß es in ihr keine „Zeichen" für Ehrlichkeit oder Treue gibt?! Nicht die Handschrift als solche, sondern allein die seelenkundliche Verwertung ihres gesamten Ausdrucksgehalts wird uns freilich auch darüber Aufschluß geben, obschon oft nur bedingungsweise und unter Vorbehalten. Unser Schlußbeispiel behandelt ziemlich mustergültig die Frage nach Aufrichtigkeit für einen bestimmten Fall.

Wir lassen nun wörtlich fünfzehn gelegentlich ausgeführte Charakterdarstellungen folgen (acht davon männliche, sieben weibliche Schrifturheber betreffend), denen die fraglichen Handschriften beizufügen sich selbstverständlich verbietet. Die Anordnung hält sich einigermaßen an die römisch bezifferten Gruppierungsmuster, deren Bedeutung aus den voraufgegangenen Darlegungen von selbst erhellt. Die mit „H“ bezeichnete Schilderung rührt nicht vom Verfasser, sondern von dem nämlichen Gutachter her, der auch die zweite Analyse der Fig. 67 geliefert hat.

I. Vorzüge und Mängel.
II. Aufbau des Charakters.
III. Schichtung, von außen nach innen verfolgt.
IV. Zwiespältigkeit.
V. „Herz“ und „Kopf“.
VI. Mischung geschlechtsgegensätzlicher Charakterzüge.
VII. „Schein“ und „Sein“.
VIII. Charakter und Umwelt (Anpassung).
IX. Charakter und Erfolg.
X. Charakter und Beruf.
XI. Grundsätzlich angelegte Gesamtbilder.
XII. Beantwortung von Sonderfragen (Aufrichtigkeit).

Gruppe I. — Vorzüge und Mängel.

♂ Wollte man sich mit einer mehr oberflächlichen Kenntnisnahme von diesem Charakter begnügen, so wären es eine Reihe teils wirklich positiver, teils mindestens ansprechender Eigenschaften, die das Gesamtbild bestimmen und es zunächst in freundlichem Lichte zeigen dürften. Schreiber hat nicht nur einen klaren, logisch denkenden Kopf, sondern verbindet damit auch eine gewisse Weichheit des Gemütes, eine fast weiblich geartete Empfänglichkeit und ein sinnlich wie geistig höchst aufnahmefähiges Eindrucksvermögen, was ihn denn zu rascher Auffassung, verhältnismäßig selbständigem Urteil, sehr kritischer Unterscheidung, guter Beobachtung auch in Nebensachen, zweckentsprechender Verwertung der Umstände und gegebenenfalls zu technischem Geschick befähigt. Einige trotz manchen Hemmungen und leichter Verstimmbarkeit dennoch vorhandene feinere Genußfreudigkeit und eine im vertraulichen Verkehr — zumal sofern Schreiber sich geliebt und geschätzt weiß — hervortretende gemütshafte Zärtlichkeit und schmiegsame An-

hänglichkeit kommen hinzu, um die Züge nach der angenehmen Seite hin zu vervollständigen. — Allein das tiefere Eindringen müßte dennoch enttäuschen.

Ohne Dasein und Wert der soeben entwickelten Eigenschaften einschränken zu wollen, müssen wir doch betonen, daß sie sowohl in ihrer vollen Auswirkung behindert werden als aber auch überhaupt an Bedeutung verlieren durch die ihnen unterliegende Schicht einer triebmäßig schwächlichen und grade deshalb nur umso mehr zu innerer Unwahrhaftigkeit verleitenden Eigenbezüglichkeit. Daß Schreiber weder tieferer Leidenschaftlichkeit noch des fortreißenden Fluges echter Begeisterung fähig ist, würde bloß auf Abwesenheit eines ohnehin seltenen Vorzuges weisen. Er ermangelt jedoch auch in weitem Ausmaß der Sachlichkeit. Weit mehr als der Gegenstand selbst beschäftigt ihn stets dessen Verhältnis zur eigenen Person, dessen Verwendbarkeit im Dienste der Ichdarstellung. Aus der heimlich gefühlten, aber uneingestandenen Richtungslosigkeit seines Wesens heraus ist er zuviel damit beschäftigt, seine Bedeutung nicht bloß vor andern, sondern auch vor dem eigenen Bewußtsein zu vergrößern, sich in unvorhandene Werte hineinzureden und seine wahren Beweggründe zu beschönigen, soweit sie der Illusion seiner Vortrefflichkeiten widersprechen könnten. Was man im gewöhnlichen Wortsinn Eitelkeit nennt, ist kaum stärker als durchschnittlich bei ihm entwickelt, wenn auch einiges, übrigens ganz geschmackvolle, Wertlegen auf das Äußere immerhin eine Rolle spielt. Nicht um die weit harmlosere Eitelkeit, sondern darum handelt es sich, daß seine Seele — vergleichbar einem gefallsüchtigen Weibe — sozusagen beständig vor dem Spiegel steht, eifrig bemüht, Flecken und Fehler nicht sowohl abzuschaffen als vielmehr „kosmetisch“ zu verbergen! Demgemäß zieht ihn sein innerster Hang Menschen und Verhältnissen gegenüber unwiderstehlich dorthin, wo sein Auszeichnungsverlangen sich durch bereitwillige Anerkennung bestätigt, sein Anlehnungsbedürfnis, das eine besondere Färbung von einer etwas naschhaften und unsicheren Sinnlichkeit erhält, sich durch billig erworbene Liebe angewärmt fühlt; und es folgt daraus, daß man sich auf seine Gesinnung nur solange unbedingt verlassen kann, als sie durch dergleichen äußerliche Stützen seines Bedeutungsverlangens gesichert scheint. Fallen die fort, so ist mindestens mit der Möglichkeit zu rechnen, daß auch seine „Treue“ ins Wanken gerate; da es ihm denn nicht an Ausflüchten und Winkel-

zügen fehlen würde, um sich zu salvieren und die „Schuld“ im Nebenmenschen zu suchen! — Zur Beurteilung seines tatsächlichen Verhaltens darf man nun freilich nicht vergessen, daß grade sein so lebhafter Wunsch, zu gefallen und stets im besten Lichte dazustehen, auch wieder einen erzieherischen Wert besitzt. Soweit Schreiber über Willenskraft verfügt, steht sie ganz vorwiegend wirklich im Dienste der Selbstzucht, die ihm in Kleinigkeiten gelegentlich sogar eine beamtliche Gewissenhaftigkeit verleihen kann. Er braucht durchaus die gute Meinung andrer: hierin zumal wurzelt, was er an Pflichtgefühl und Arbeitsamkeit hat. Auch fehlt es ihm durchaus an jeglicher Böswilligkeit; vielmehr macht ihn sein weiblich geartetes Gemüt in Nebendingen hilfsbereit und liebenswürdig, freilich aber auch leicht empfindlich, nachtragend und etwas kleinlich. Auf alle Fälle indessen wäre Vertrauensseligkeit ihm gegenüber unangebracht. Er ist viel zu schwach und wankelmütig und viel zu wenig wahrhaftig, als daß er auch unter schwierigen Umständen für sich einstehen könnte. — Alles in allem angehört diese Persönlichkeit einer heute nicht eben seltenen Spielart leicht-hysterischer Richtungslosigkeit, deren — wie auch hier — oft bemerkenswerte Verstandesschärfe und Willensgaben die Flachheit des Gemütes und die Schwächlichkeit der Triebe nicht übersehen lassen dürfen.

Gruppe II. — Aufbau des Charakters (zumal in seiner Wirkung auf Schicksal und Lebenshaltung gewürdigt).

Erstes Beispiel.

♀ Wir beginnen mit der Feststellung eines doppelten Widerstreites, an dem Schreiberin aber nicht so sehr leidet, als daß sie vielmehr daraus auch gerade ihre stärksten Kräfte und in gewisser Weise ihre Bestimmung schöpft.

Erstens streitet in ihr ein starker, ja fast leidenschaftlicher Ausdrucksdrang mit einem beträchtlich erschwerten Vermögen des unwillkürlichen Seelenausdrucks. Sie gehört zu jenen Naturen, die sehr „in ihrer eigenen Haut stecken“, nicht leicht „aus sich herausgehen“ und viel weniger deshalb verschlossen sind, weil sie verschlossen sein wollen, als weil es ihnen im allgemeinen versagt ist, ihr Inneres unmittelbar zu erschließen. Fügen wir gleich hinzu, daß sie deswegen im Leben häufig kälter, unteilnehmender und dorniger erscheinen dürfte, als

sie tatsächlich ist, und gar leicht in Gefahr geriete, inbezug auf gemütliche Artung verkannt zu werden und darunter entsprechend leiden zu müssen, wofern sie sich nicht in andrer Richtung gewissermaßen eine Bresche gebrochen und einen Weg zu sachlicher Selbstdarstellung gebahnt hätte.

Zweitens besteht in ihr ein Widerspruch zwischen hochfliegender Begeisterungsfähigkeit des Herzens und einem sehr nüchternen Wirklichkeitssinn des Verstandes. Sie hat echtes Pathos und aufgrund dessen ein echtes Bedürfnis nach Größe, Weite, Tiefe des Erlebens: aber sie hat nicht die Gabe des webenden Träumens, welche entweder die gegenständliche Wirklichkeit mit dem Schleier der Poesie zu verkleiden (wie man gewöhnlich sagt, zu „verklären") oder aber die Seele zu entrücken vermöchte in die Welt einer quellenden Innerlichkeit. Es fehlt ihr, kurz gesagt, an eigentlicher Phantasie.

Beide Unstimmigkeiten gehören wesenhaft zusammen und sind — wenigstens hier — nur gleichsam Seiten einer Grunddissonanz: Trieb ohne Bildkraft des Triebes — Gefühl ohne Körperlichkeit des Gefühls — Seele und „Soma" getrennt und darum nur gewaltsam wieder vereinbar.

Bei wesentlich „subjektivistischer" Gesamtverfassung ginge daraus unfehlbar persönlicher Herrschtrieb hervor und leicht auch Unverträglichkeit und Mißgunst. — In der Tat fehlt es der Schreiberin nicht an starker innerer Selbstbetonung und an sehr entschiedenem Unabhängigkeitsdrange. Sie will ihren eigenen Lebensweg gehen, unbekümmert um die Werturteile der „Leute" und ohne allzuviel Rücksicht auf bürgerliche Empfindsamkeiten, und sie würde es mit schroffer Fehde erwidern, wenn man sie daran hindern wollte. Zwar hat sie kein ehrgeiziges Anerkennungsstreben, aber eher deshalb, weil ihr die Beifallsspender nicht wichtig genug, als weil sie sich etwa zu unwichtig wäre! Keineswegs ohne Gemütsbedürfnisse, ja selbst zu gelegentlich leidenschaftlichen Regungen befähigt, ist sie doch keine hingebende Natur; denn ihre selbstgesetzten Ziele sind ihr zuletzt wichtiger und bestimmender als Forderungen des Herzens. —

Allein alles in allem eignet ihr nun eine mehr „generelle" Gesamtverfassung; und das will sagen, sie weiß die Sache über das Reinpersönliche, das Ziel um des Zieles willen über das Bewußtsein des „Könnens" zu stellen. So könnte sie denn entweder im Dienste etwa einer ge-

nossenschaftlichen Unternehmung organisatorisch wirken oder auch sich einer Wissenschaft oder endlich einer Kunstausübung widmen. Für beides brächte sie scharfe Auffassungsgabe, große Geistesklarheit und erhebliche, wenn auch nicht völlig gleichmäßige, Energie mit.

Wenn wir nun hören, daß sie die Plastik erwählte, so können wir zwar aus der Handschrift niemals, also auch hier nicht, bestimmen, ob sie zu schöpferischen Leistungen fähig sei; wohl aber können wir sagen, daß sich unter den Künsten keine andre finde, zu der ihre Persönlichkeit soviel Wahlverwandtschaft besäße als grade zur Plastik. In der besondern Auslese hat ihr Gefühl also jedenfalls richtig entschieden. Das bildhauerische Tun ist nämlich das dem täterischen nächststehende und läßt sich am ehesten vereinen mit phantasieschwacher Nüchternheit des Denkens. Soweit ihr überhaupt das Gelingen beschieden ist, dürfen wir vermuten, daß es in der Selbständigkeit der Technik, in der Stärke des Ausdrucks — denn hier bricht sich nun Bahn die im Leben gehemmte Äußerungsneigung! — und möglicherweise selbst in Zügen ganz eigener Stilgebung beschlossen liege; dagegen schwerlich in der Eigenart der „Ideen“ und Entwürfe und wohl auch kaum in jenem Glanz der Schönheit, den die Griechen dem Stein entstrahlen zu lassen vermochten. —

Viel, sehr viel Fleiß. Großes Ernstnehmen des Lebens. Mangel an Anpassungsgabe an Menschen und Verhältnisse. Keine Leichtigkeit des Umganges, jedoch in einmal erwählten Beziehungen beständig. Innerlich vielfach ringend und selbstkritisch; und teilweise noch mit der Selbstbefreiung von Resten überkommener Wertungen beschäftigt.

Zweites Beispiel.

♀ Eine zwar nicht harmonische, aber innerlich tüchtige Frauennatur, mit Herzenswärme und sorgendem Teilnahmevermögen begabt, die jedoch wahrscheinlich in einer nicht völlig angemessenen Umgebung aufwuchs und dadurch allerlei Kopfgedanken und Scheinbedürfnissen Raum gab, deren anspruchsvollere „Modernität“ ihrem imgrunde einfachen und mehr häuslichen Wesen widerspricht. Mit ziemlich lebhafter und insbesondere nachhaltiger Eindrucksfähigkeit, einem für ihre Jahre sehr kräftigen Verstande und selbst einer beachtenswerten Phantasie ausgerüstet, mußte sie ihre Erfahrungen nachdrücklich zu verarbeiten und den Boden selbständigen Denkens zu gewinnen versuchen. Wenn nun auch

solches Trachten im einzelnen keineswegs erfolglos blieb, so gelang es ihr in Ansehung der soeben vermutungsweise gekennzeichneten Verhältnisse doch nicht, den für ihre Natur passenden Maßstab zu finden. Ohne etwa eitel und in äußerlicher Weise erfolgsbedürftig zu sein, hat sie doch einen ausgesprochenen Geltungstrieb vor sich selbst, der sich solcherart unvermeidlich mit Begriffen von außergewöhnlichen, nichtalltäglichen und ins etwas unbestimmt Großartige gehenden Erfüllungen verwickelte. So kam ein heimlicher Zwist in ihr Wesen, hinsichtlich dessen sich heute noch nicht absehen läßt, ob er sich weiter auswachsen oder überwunden werden wird. Die beste Lösung wäre in diesem Falle fraglos eine glückliche Ehe. Denn Schreiberin hat, wie schon bemerkt, Gemüt, ist in ihren Gefühlen das Gegenteil von flatterhaft und würde ein seelisches Verstehen und Entgegenkommen mit starker und inniger Anhänglichkeit zu lohnen wissen. Derzeit ihr selbst vielleicht noch unbekannte Hausfrauentugenden würden sich aufs schnellste und schönste entwickeln, da sie denn im engeren Kreise des Familienlebens jene völlige Befriedigung fände, die sogar den heute scheinbar noch hinderlichen Zug von Eigenwillen und einiger Störrischkeit alsbald zum Schmelzen brächte. Wenn sich gelegentlich bei ihr eine selbst nachtragende Empfindlichkeit geltend macht, so muß das weniger aus Egoismus als aus dem mehr als gewöhnlichen Ernste verstanden werden, mit dem sie Angelegenheiten des Herzens aufnimmt. Sie gehört zu denen, die sich's einigermaßen „sauer werden lassen", die nicht leicht und obenhin entscheiden und wählen, umso mehr aber zähe festhalten und folgerichtig durchführen, nachdem ihre Wahl getroffen ist. Da versteht es sich denn, daß auch Herzenswunden nicht von heute auf morgen heilen können. — Im übrigen werde ausdrücklich hinzugefügt, daß sie nicht wie manche Frauen beanlagt ist zur „Ehe um jeden Preis". Es gibt bei ihr eine entschiedene Grenze, jenseits deren sich gegen herzlose Bevormundungsabsichten ein fast männlicher Selbstbestimmungsdrang in ihr aufbäumen würde und alsdann auch, unleidlich gewordene Fesseln abzuschütteln, stark genug wäre. — Auch fehlt es ihr keineswegs an Allgemeininteressen und geistiger Begabung, wodurch sie sich im Fall des Fehlschlagens anderweitiger Wünsche mancherlei Ersatz zu schaffen vermag. Insbesondere ist Geschmack und Kunstverständnis anzumerken.

Gruppe III. — Schichtung des Charakters, von außen nach innen verfolgt.

Erstes Beispiel. (Paranoischer Charakter.)

♁ Fassen wir zunächst die Außenschicht des schreibenden Charakters ins Auge, so wie sie sich im mehr oberflächlichen Verkehr einem aufmerksamen Betrachter darböte, so ergibt sich etwa folgendes Bild. Schreiber erscheint genau, pünktlich, gewissenhaft mit sogar einer Note von sorglicher Akkuratesse. Er zeigt in Kleidung, Auftreten und Betragen guten Geschmack und gewählte Formen. Seine Haltung ist abgewogen, rücksichtnehmend und hat ihre besondere Färbung von einem Anflug weiblich gemütshafter Vertraulichkeit und feinerer Eitelkeit. Es fehlt nicht an Schönheitssinn und einigem Kunstinteresse, und seine, wenn auch ungleichmäßige und lückenhafte, so doch immerhin bemerkenswerte Bildung wird vorteilhaft ergänzt durch einen Zug von nachdenksamer Beschaulichkeit und mehr als gewöhnlicher Unbeirrbarkeit des Urteils. Er legt *vorübergehend* großen Fleiß an den Tag und kann einmal gefaßte Pläne mit hartnäckiger Ausdauer verfolgen, wobei ihm eine stets rege, tiftelnde Kombinationsgabe zur Seite steht. Seine durch Feingefühl unterstützte Beobachtung ist zumal inbezug auf Einzelheiten hervorragend genau, wird aber nach Gegenstand und Auffassung stark von schon feststehenden *Vorurteilen* geleitet. Obwohl der eigentlichen *Tatkraft entbehrend* und überdies den Störungen abhold, die ein vorwaltend tätiges Leben nun einmal mit sich bringt, hat er dennoch weit mehr Erwerbssinn und Geschäftsgeist, als er infolge andersartiger Wunschbilder sich selber zugeben würde. Dahingegen *mangelt* ihm *Weite des Gesichtsfeldes* und überhaupt die Fähigkeit des zusammenfassenden Überblicks. Sein jeweiliger Leitgedanke gleicht mehr einer Schnur, worauf er Tatsache nach Tatsache aufreiht, als einem Tiegel, worin er sie zu einem Ganzen verschmölze. — So also die Außenschicht. —

Drängen wir nun um etwas tiefer ein, so würde uns zunächst entgegentreten ein vielleicht religiös gefärbter „Idealismus", der jedoch in höchst eigentümlicher Weise unauftrennbar verwoben wäre mit allerpersönlichstem *Ehrgeiz*. Schreiber will imgrunde „höher hinaus" und nicht sowohl freilich unter Leuten als vielmehr vor dem eigenen Bewußtsein eine besondere Rolle spielen. Er bespiegelt sich in dem Gedanken, eine *Ausnahmenatur* zu sein, und sieht sein ganz persönliches Bedeutungsbedürfnis aus dem Gesichtspunkt einer Art „höheren Bestimmung" an, die ihn berechtige, ja verpflichte, die *eigene* Denk- und Handlungsweise mit *andern* Maßen zu messen als die seiner Nebenmenschen. — Und

damit nähern wir uns denn bereits seinem *Wesenskern*. Was aus dem Alltagsverkehr mit ihm nur schwer zu ermitteln wäre, zeigt uns die Handschrift mit unmißverständlicher Deutlichkeit: daß nämlich das Letztbestimmende seines gesamten Verhaltens in einer *Egozentrizität* gesucht werden müsse, die u. E. als *krankhaft* zu betrachten ist.

Alles an den Tag gelegte Sachinteresse des Schreibers ist bloß eine Scheinbarkeit. Imgrunde beschäftigen ihn niemals die Menschen *selbst*, die Tatsachen *selbst*, sondern allein und ausschließlich deren Beziehungen zu seiner Person! Hingebung, sei es des Geistes, sei es des Gemütes, ist ihm völlig versagt. Sein Tun wie Unterlassen wird Punkt für Punkt durch heimliche *Selbstdarstellungswünsche* bedingt und zwar in solchem Maße, daß die unvoreingenommene Sachauffassung daneben überhaupt keinen Platz mehr fände! Daß er unter solchen Umständen — bei verhehlter Beeinflußbarkeit! — jeder Bildsamkeit und Entwicklung entbehrt, braucht keines Wortes! Wiewohl er einer immer größeren Vollkommenheit nachzugehen glaubt, dreht er sich doch in Wahrheit beständig ergebnislos um das frühere Ich. Sein Denken und Handeln ist also im tieferen Sinne *unfrei* und wie jedes *privatisierte* Verhalten *schwer zu berechnen*. Er kann für die Rolle, die er für sich fordert, sittliche Ideale benötigen; allein sofern er nach diesen handelt, geschieht es keineswegs aus Rücksicht auf andre! Seine Anpassung ist nur äußerlich und trägt insbesondere jener höchst *mißtrauischen Vorsicht* Rechnung, die sich in ihm unter dem Drucke seiner Eigenbezüglichkeit und Empfindlichkeit entwickelt hat. —

Zweites Beispiel.

♂ Schreiber mag bei oberflächlicher Kenntnis einfach erscheinen, ist aber in Wirklichkeit ein *verwickelter* Charakter. Wenn deshalb seine Bekannten ihn häufig verkehrt beurteilen werden, so gibt doch auch er sich mancherlei Täuschungen über sich selber hin. Wir wollen, figürlich gesprochen, von außen beginnen und nach innen vorschreiten. — Da sind also erst einmal eine Reihe guter Verstandesgaben. Schreiber verfügt über scharfes Beobachtungsvermögen, rasche Auffassung, Logik und leichte Gedankenverknüpfung, erhebliche Nüchternheit, verhältnismäßig gewandte Beurteilung der jeweiligen Lebenslage. Soweit nicht die weiter unten zu berührenden Wallungen ins Spiel kommen, weiß er recht wohl das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und hätte mancherlei Voraus-

setzungen für mehr als gewöhnliche Menschenkenntnis. Dazu kommt ein gewisser Tätigkeitsdrang und Unternehmungssinn, der aber sozusagen improvisatorisch vorgeht, stark von augenblicklichen Eindrücken bestimmt wird und der Ausdauer und Folgerichtigkeit völlig ermangelt. — Damit haben wir schon einen ersten Schritt zur Innenschicht getan und fügen nun gleich hinzu, daß Schreiber zu einem Sichgehenlassen neigt, das ihn gelegentlich mit gänzlicher Haltlosigkeit gefährdet. Soweit daraus für ihn schwerwiegende Unannehmlichkeiten entstehen, wird er freilich um meisterliche Ausflüchte nicht verlegen sein und ist im großen und ganzen befähigt, sich mit schlauer Diplomatie aus der Schlinge zu ziehen. Während er daher vielfach eine sorglose Flottheit der Lebensführung an den Tag legt, ist er gegebenenfalls doch wieder von schwerdurchschaubarer Verschlagenheit. Und damit kommen wir zum eigentlichen Kern.

Es wäre zu wenig, wenn wir sagten, Schreiber habe schwankende Gesinnungen; wir müssen vielmehr sagen, er habe imgrunde überhaupt keine Gesinnung. Es fehlt ihm nämlich durchaus an klar ausgeprägten Grundtriebfedern, die sein Urteilen und Wollen, sein Tun und Lassen bestimmen könnten. Zwar ist nicht zu verkennen: Schätzung materieller Vorteile jeglicher Art, hochgradige Empfänglichkeit für sinnliche Lebensgenüsse in weitester Bedeutung; vor allem endlich ein auf gesellschaftliche Stellung, Rang, Ansehen gerichteter Ehrgeiz. Er will eine Rolle spielen und wünscht, unabhängig, ja sozusagen gebieterisch schalten zu können. Aber die Wirksamkeit aller dieser Neigungen wird viel zu sehr von vorübergehenden Stimmungseinflüssen und vorwegnehmender Ungeduld beeinträchtigt, als daß sie das Leben des Schreibers in eine feste Bahn zu leiten und seinen hervorragenden Mangel an Zucht auszugleichen vermöchte. Trotz insbesondere leicht entzündlicher und entsprechend flatterhafter Geschlechtlichkeit ist Schreiber mit alledem aber dennoch nicht etwa ein Muster des „Lebemannes". Sei es nun, daß ihm irgendein Rest verborgener Jugendideale anhängt, sei es, daß er sich mit Unternehmerillusionen trägt, denen seine wirkliche Tatkraft schwerlich gewachsen ist, genug: er ist heimlich mit einem ganz erheblichen Selbstbewußtsein oder vielmehr mit einer Überzeugung von der besondern Bedeutung seiner Person ausgerüstet, die zu begründen er freilich wohl selber kaum in der Lage wäre. Damit hängt es u. a. zusammen, daß er tatsächlich sehr empfindlich (und gelegentlich reizbar) ist, so sehr er das auch nach außen gemeinhin geschickt zu verbergen weiß. — Halten wir alles zusammen,

so scheinen uns hier nicht ganz unwesentliche Bedingungen für eine Hochstaplerlaufbahn gegeben. Will man das als eine Klippe erachten, so meinen wir, Schreiber werde diese nur dadurch vermeiden, daß er sich schließlich doch zum kundigen Praktiker und klugberechnenden Nützlichkeitsmenschen entwickelt. Welche dieser beiden Bahnen sein inneres und äußeres Schicksal ihn führen wird, steht vorläufig noch dahin. — Zu erwähnen sind endlich noch: Witz und Schlagfertigkeit, jener gelegentlich etwas galgenhumoristisch gefärbt, sowie einstweilen in Geldangelegenheiten eine fast leichtfertig zu nennende Großzügigkeit. —

Wir möchten zum Schluß der Vermutung Raum geben, daß hier eine gleichsam widersprüchliche Blutmischung vorliege. Vielleicht bietet seine Vorfahrenschaft einen Zusammenfluß niederer mit höheren Ständen. Indessen ist dies eine bloße Vermutung (die sich, beiläufig bemerkt, bestätigte).

Gruppe IV. — Zwiespältigkeit.

Erstes Beispiel.

♀ Ein Charakter nicht ohne Eigenart und vor allem reich an Besonderheiten, aber äußerst unharmonisch. Schreiberin hat heftige Triebe und eine starke Sinnlichkeit, steht aber unter dem Zwange sittlicher Hemmungen und hat darum weitgehend die Anmut der Seele eingebüßt. Ihr rastloser Unternehmungssinn, ihre männliche Entschiedenheit und Stoßkraft des Wollens, die bisweilen brüske Rücksichtslosigkeit ihres Auftretens sprechen zwar von einem großen Energievorrat, aber auch von Mangel an Befriedigung, von innerer Unruhe und einem fast beständigen seelischen Widerstreit, der zur Selbstzerreibung führen müßte, wenn er sich nicht einen Notausgang geschaffen hätte im Aufsuchen, Befehden und Brechen äußerer Widerstände! Schreiberin muß stets etwas einzurichten und in Ordnung zu bringen haben, und zwar unter tatkräftiger Überwindung erklecklicher Hindernisse. Sie braucht Schwierigkeiten und Gegensätze und geriete in eine höchst bedenkliche Stimmung, wenn ihr Lebensweg weniger dornig wäre! An einen Platz gestellt, wo Unerschrockenheit, Streitbarkeit, scharfes Zugreifen erforderlich sind, mag sie zeitweise umso mehr eine fast organisatorische Begabung entfalten, als sie über einen scharfen, vielseitig disponierenden Verstand verfügt, und wird dort denn auch vorzügliche Dienste leisten. Auf geebneter Bahn und in sozusagen idyllischen Verhältnissen dagegen würde sie durch Herrschsucht, grundlose Nörgeleien, un-

belehrbaren Eigensinn, Mangel an Takt und allgemeine Unverträglichkeit ihrer Umgebung alsbald unleidlich werden. Ihre imgrunde aktive Sinnlichkeit, gewaltsam abgedrängt in einen mußelosen Betätigungshunger, müßte stürmisch hervorbrechen und könnte die Schreiberin selbst der Gefahr völliger Haltlosigkeit überliefern. Denn ihre „Haltung" ist eine mühsam erkämpfte, um nicht zu sagen krampfhaft erzwungene; und wenn es ihr schon gelingen mag, sich nach außen zu beherrschen, so unterliegt sie innerlich doch unablässigen Stimmungsschwankungen. Leidenschaftliche Verliebtheit wechselt mit jähzornigem Aufbrausen. Im Affekt ist sie parteiisch, für Gründe unzugänglich, leichtgläubig, blind und vor allem der unsinnigsten Übertreibungen fähig. In Ansehung der letzteren darf man auch schwerlich immer auf die Wahrheit ihrer Worte bauen. Indessen wird sie gegebenenfalls sich dermaßen in etwas hineinreden, daß sie an ihre erdichteten Behauptungen schließlich selber glaubt. Dieser vielleicht bedenklichste Zug ihres Wesens legt die Vermutung nahe auf schwere Hysterie und läßt ihre Vertrauenswürdigkeit ungeachtet eines bisweilen betätigten Pflichteifers dennoch im Lichte der Fragwürdigkeit erscheinen. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß sie eines Tages gänzlich zusammenbräche. — Für geistige Neigungen bleibt unter solchen Umständen gewissermaßen kein Raum mehr. Schreiberin hat zuviel mit sich selbst zu schaffen, als daß sie jemals bloß um der Sache willen sich mit etwas befassen könnte.

Zweites Beispiel.

♂ Diese durchaus nicht durchschnittliche und in mancher Beziehung begabte Persönlichkeit erhält ihr unterscheidendes Gepräge in erster Linie durch einen ganz ungewöhnlichen Reichtum an inneren Hemmungen, die zum Teil durch Lebensumstände erworben sein mögen, teils aber auf ursprünglichen Anlagen beruhen. Es besteht hier ein Widerstreit zwischen sinnlicher Genußfreudigkeit und einer fast asketischen Gewissensstrenge, die zu unablässiger Selbstbeurteilung des Charakters Anlaß gibt. Schreiber hat ein Bedürfnis nach großzügiger und erlebnisreicher Lebensbetätigung, und zwar sowohl im Sinn des eigenen Genießens und Wirkens als aber auch des gemütsweichen Teilnehmens an den Schicksalen andrer und einer werktätigen Hilfsbereitschaft. Solchen Regungen sich überlassend, könnte er indes ins Uferlose geraten, und dem steht nun entgegen ein stark sittlich gerichteter und aufs engste mit einem empfindlichen Ehrgefühl verschwisterter Wille. So erfreulich und fruchtbringend jede dieser An-

lagen für sich sein könnte, so sehr trägt ihre Verknüpfung hier den Charakter des Zwistes. Schreiber kann nicht nur nicht in der Weise aus sich herausgehen, wie er imgrunde es möchte, sondern es liegt auch etwas in seinem Wesen, das ihm jedes „Sichgehenlassen" verbietet. Sein heimlich bedeutendes Selbstgefühl litte unter jeder Einräumung, die er dem lebensbedürftigen Herzen gestatten würde. So verbraucht er einen erheblichen Teil seiner nicht unbeträchtlichen Energie im Dienste unaufhörlicher Selbstzucht. — Graben wir tiefer, so müssen wir sagen, daß es seinen Trieben am inneren Regulativ wenigstens teilweise gebricht. Er hat ein leicht umzuwerfendes Temperament und liefe wirklich Gefahr, die Steuerung zu verlieren, wenn nicht sein scharfer Verstand und sein eisernes Pflichtgefühl fortwährend Schranken setzten. Der Konflikt wird noch verschärft durch den Umstand, daß er zwar viel nüchternen Wirklichkeitssinn, aber sehr wenig Phantasie besitzt und deshalb nicht in der Lage wäre, sich mit Blütenträumen und Luftschlössern zu trösten. Seine stets wache und unbestechliche Urteilskraft richtet sich mit kritischer Schärfe nicht zuletzt gegen ihn selbst. Ja, so sehr er auch von andern Ordnung, Genauigkeit und Pflichterfüllung zu fordern gewohnt ist, so geht er doch fast noch schärfer mit den eigenen Leistungen ins Gericht. Seine hervorragende Strebsamkeit läßt es nicht zu, daß er einmal der Ruhe pflege und in beschaulicher Muße seinen Stimmungen lebe. Aber das Herz darbt dabei und darum gewinnt er aus seiner Tätigkeit selten volle Befriedigung. Trotz seinem außerordentlichen Fleiß wäre deshalb dennoch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß er großen Anforderungen gegenüber plötzlich versagte. Das Sprichwort „Allzu straff gespannter Bogen reißt" dürfte hier in ganz besonderem Maße Anwendung finden. — Kaum brauchen wir zu betonen, daß bei soviel gleichsam zwangsmäßiger Verschlossenheit die Anpassungsgabe verhältnismäßig enge Grenzen hat. Schreiber schließt sich schwer an und wird durch Zweifel und Vorsicht daran gehindert, sich einer Herzensbeziehung rückhaltlos hinzugeben. Anderseits wird er sicher Treue und Anhänglichkeit bekunden, wann er sich einmal ernstlich für jemanden entschieden hat.

Gruppe V und VI. — Verhältnis von Herz und Kopf, Mischung männlicher und weiblicher Züge.

Beispiel H.

♀ Schreiberin ist eine bewegliche, tätige Persönlichkeit: großzügig,

freigesinnt, temperamentvoll, impulsiv und von vielfältigen Gaben des Geistes und des Herzens. Hier: Gemüt, Anteilnahme, Mitgefühl, Hilfsbereitschaft; dort: praktische Klugheit, vielseitige, auch künstlerische Interessen, rasche Auffassungsgabe, Organisationsfähigkeit und nicht zuletzt männlicher Unternehmungsgeist. Daß eine so geartete Natur ein weites Feld braucht, um sich voll auswirken zu können, versteht sich von selbst. Schreiberin ist ohnedies nicht gewöhnt, sich in kleinen Verhältnissen zufrieden zu geben und weitgehende Beschränkung zu dulden. Sie braucht also in jeder Hinsicht Spielraum, um mit der ihr eigenen Frische, Entschlossenheit und gelegentlich sorglosen, ja etwas derben Unbekümmertheit ihr Schicksal zu gestalten. Es fehlt ihr dazu nicht an schwungvoller Energie, gleichzeitig aber auch nicht an kluger Besonnenheit, die sogar rechnen und einteilen kann.

So scheinen also alle Voraussetzungen zu harmonischem Leben vorhanden, und tatsächlich ist eine Art werktätigen Frohsinns im Bilde dieses Charakters unverkennbar. Dennoch: wer näher zuschaut, bemerkt bei allem Planreichtum viel Nüchternheit; bei aller Mannigfaltigkeit der Aktionen eine gewisse Leere des Betätigungstriebes; bei aller Rührigkeit einen toten Punkt. Schreiberin selbst wird von dieser Empfindung bisweilen beunruhigt und dann zu immer neuem Beginnen gedrängt, ohne aber dadurch innerste und dauernde Befriedigung zu finden.

Wo sind nun die Ursachen solcher Unzulänglichkeit zu suchen? In dem allzu männlichen Geist der Schreiberin. Er begabt sie zwar mit mehr als durchschnittlicher Sachlichkeit und Freimütigkeit; aber er nimmt ihr auch jenes allerweiblichste Etwas, dessen wärmende Fülle wir mehr erfühlen als beurteilen können. — Wie gesagt, Schreiberin selbst empfindet einen Mangel, aber sie weiß sich auch damit abzufinden. Sentimentalen Grübeleien ist sie überhaupt abhold und bedrückende Stimmungen läßt sie nicht Herr werden. Sie erstrebt ehrlich die Anerkennung ihrer Freunde und gibt kleinen Empfindlichkeiten deswegen nicht Raum. Sie wünscht, sich Menschenliebe und Menschheitsglauben zu bewahren, und läßt sich durch Enttäuschungen nicht leicht entmutigen. Ja, wer als Bittender zu ihr kommt, wird ihr Herz fast immer weich und nachgiebig finden; oft zum Leidwesen ihres recht kaufmännischen Verstandes! Sie wird also gelegentlich „Dummheiten" machen.

Im Benehmen ist sie herzlich, aber geradezu und nicht besonders rücksichtsvoll; sie ist in gewissem Maße gewohnt, den Ton anzugeben

und Beachtung zu finden. Sie kann unwirsch, zuweilen auch heftig werden, aber sie trägt nicht nach. — Im Urteil ist sie beinahe etwas vorschnell, jedoch wohlwollend und eher zu rascher Begeisterung als zum Absprechen geneigt. — In materiellen Dingen kann sie unbeschadet ihrer Großzügigkeit recht genügsam sein.

Gruppe VII. — „Schein“ und „Sein“.

♀ Da es keine Charakterbeurteilung gibt, die vom Empfänger nicht zugleich im Sinne einer Wertung genommen würde, auch wenn der Deuter dies nicht beabsichtigt hat, so empfiehlt es sich, in gewissen Fällen vorauszuschicken, daß ein Charakter jeweils in sehr verschiedenem Lichte erscheint, je nachdem welche Ansprüche man an ihn stellt. — Treten wir der Schreiberin mit den Erwartungen des „Gesellschaftsmenschen“ gegenüber, so werden wir uns in sehr vieler Hinsicht für befriedigt erklären müssen. Sie hat Geschmack, „Haltung“, gute und ein wenig aufs Aparte gerichtete Umgangsformen, Geselligkeitsbedürfnis und Unterhaltungsgabe, eine Ansprechbarkeit, welche ausreicht, um sie an den Vorlieben ihrer Umgebung teilnehmen zu lassen, und anderseits nicht tief genug ist, um zu verpflichten; und sie wird das ihr verliehene Mittelmaß von Gutherzigkeit in schönster Weise auch entfalten können in — einer ihr huldigenden Umgebung! Mag sie auch nicht immer ganz zuverlässig sein und ihre Worte, unbehindert von strenger Wahrheitsliebe, nach dem Eindruck modeln, den sie damit hervorzubringen wünscht, so fiele selbst das ja gesellschaftlich noch nicht als schwerwiegender Fehler ins Gewicht. — Dagegen sieht die Sache nun wesentlich anders aus, wenn wir sittliche Maßstäbe anlegen oder gar eine selbständige Persönlichkeit zu finden hoffen. Schreiberin ist überhaupt keine Persönlichkeit, sondern das Erzeugnis einer auf ziemlich äußerliche Erfolge gerichteten Erziehung. Sie hat keine eigenwüchsigen Urteile und Anschauungen, sondern Modemeinungen, und sie wird trotz launischer Unberechenbarkeit imgrunde durchaus von den jeweiligen Verhältnissen bestimmt. Sie möchte um alles gern eine Rolle spielen, eine weibliche Rolle versteht sich, mit, wie gesagt, einem kleinen Stich ins Aparte, „Originelle“, gelegentlich auch ein wenig Abenteuernde. Da es ihr sowohl an Grundsätzen als auch an einem leidenschaftlichen Triebleben fehlt, während sie anderseits in äußerlicher Weise „empfänglich“ ist, so darf man von ihr weder Ausdauer, Gründlichkeit, wirkliche Liebe zur Sache noch auch nur persönliche

Festigkeit der Gesinnung erwarten. Ein Zug von kapriziöser Eigenwilligkeit erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß sie Selbständigkeit vorstellen möchte, ohne sie aber zu haben. So wird sie denn grade in Nebensachen ihr Selbstbestimmungsrecht zu wahren trachten, während sie in der Hauptsache, nämlich in der Gesamtgestaltung des Lebens, sowohl von ihrem Verkehrskreise überhaupt als auch von mancherlei zufälligen Einflüssen abhängig bleibt. Für „liebevolle“ Annäherung ist sie empfänglich und dankbar, aber mehr aus geschmeichelter Eitelkeit, als weil sie selber tiefe Liebesgefühle zu geben hätte. Man darf also auch das Wort „kokett“ gebrauchen. — Intellektuell nicht ohne mancherlei Gescheitheit; zumal recht gute, weil durch weibliche Neugier geschärfte, Beobachtungsgabe.

Gruppe VIII. — Charakter und Umwelt.

♂ Im Verhältnis zu seinem Alter verfügt Schreiber über eine schon beträchtliche Lebenserfahrung. Das liegt begründet: einmal in der Stärke seiner Triebe, sodann in seinem Betätigungsdrange, endlich in seinem praktischen Verstand. Bei nicht unerheblicher Vielseitigkeit der Neigungen mehr nach außen als nach innen gekehrt, hat er sich gute Beobachtung, scharfe Auffassung und zielbewußte Gedankenführung erworben. Seinem lebhaften Betätigungsdrange steht entschlossene Energie zur Seite, die sich von den Schwierigkeiten der Aufgabe und der Größe der Widerstände eher angereizt als abgeschreckt fühlt. Ohne zu zaudern, greift er zu und weiß sich, wenn nötig, seinen Weg auch durch Gestrüpp zu bahnen; da er denn freilich auch seine Ellenbogen gebraucht und gelegentlich mit fast herrischer Entschiedenheit auftritt. Indem er es solcherart bisweilen an feinerer Rücksichtnahme fehlen läßt, wird er nicht selten Anstoß erregen; doch versöhnt damit, wenn auch nicht immer grade die Betroffenen, der Umstand, daß sein Durchsetzungsdrang auf wirklicher männlicher Kraft beruht und keineswegs auf Anmaßung und Wichtigtuerei. Damit berühren wir schon den dritten Punkt: die Stärke seiner Triebe. — Als ein Charakter von blühender Lebenskraft (auch in erotisch-sinnlicher Hinsicht) ist er fast leidenschaftlicher Gefühle fähig und demgemäß imstande, sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für das, was er erreichen möchte, ins Zeug zu legen. Wie er dergestalt aus einem selbst bemühenden Wirken eine Art von Genuß zieht, so will er jedoch überhaupt das Leben genießen. Er ist in keiner Beziehung Kostverächter und

wünscht insonderheit stets mit „dabei zu sein“. Beschaulichkeit, bloße Betrachtung, „Kontemplation“ sind nicht seine Sache, so sehr er übrigens immer bereit ist, im Erleben die Zügel auch einmal locker zu lassen. Wie wir schon sagten, zielt sein Wesen vorzugsweise nach außen: das führt uns auf seine leitenden Triebfedern.

Sachlich angesehen, sind sie vornehmlich praktischer und technischer Natur; in persönlicher Hinsicht stehen im Vordergrunde: Besitzliebe, Erwerbssinn, Ehrgeiz, Unternehmungsgeist, Herrschtrieb. Bei aller Erlebnisbereitschaft hält er das Seinige zusammen und wünscht es zu mehren. Aber kaum weniger wünscht er zu herrschen, ob ihm gleich dieses minder bewußt sein dürfte. Denn solches Verlangen schmilzt mit seinem Wirkungsdrange zusammen, so zwar, daß schon die Wahl seines Tätigkeitsfeldes mitbestimmt wird durch die Aussicht, sich auch persönlich zur Geltung zu bringen. Wie sich von selbst versteht, ist eine solche Natur in der Liebe leicht eifersüchtig, im Beruf etwas reizbar, zur Kritik aufgelegt, nicht immer verträglich und hie und da eigensinnig. Immerhin werden dergleichen Züge durch einen ansehnlichen Zusatz von Nützlichkeitssinn und praktischer Klugheit gemildert. Dagegen wäre es eher schon eine Schwäche des Schreibers zu nennen, daß er mehr vielleicht, als er sich eingesteht, abhängt von der Schätzung der Nebenmenschen. Er nimmt seinen Maßstab etwas zu sehr aus dem Erfolg, etwas zu wenig aus den Geboten der eigenen Innerlichkeit. Ja, er wäre um einiges weniger auf Selbstdurchsetzung erpicht, wenn er nicht nötig hätte, sein Wertbewußtsein gelegentlich gestärkt zu sehen durch willige oder abgenötigte Anerkennung der „Anderen“. Hier liegen denn auch die Gründe feinerer Stimmungsschwankungen und einer sonst nicht recht in das Gesamtbild passenden Empfindlichkeit. — Inzwischen hängt dies anderseits auch wieder damit zusammen, daß er trotz aller Energie beileibe nicht etwa ein kaltherziger Willensmensch ist, sondern ein warmes, freundschaftsfähiges und teilnehmendes Herz hat. — In pflichtmäßiger Arbeit bei allem Eifer umsichtig, genau und gewissenhaft. — Alles in allem: unermüdlich und nicht unterzukriegen!

Gruppe IX. — Charakter und Erfolg.

♂ Reger Unternehmungssinn, Planreichtum, rastloser Tätigkeitsdrang sind dem Schreiber nicht abzusprechen. Auch verfügt er über eine ganze Reihe von Willens- und Verstandesgaben, die an und für sich wohl ge-

eignet wären, ihn zur Durchführung seiner teilweise weitausgreifenden Absichten zu befähigen. Er hat nicht nur eine allgemein rasche und sichere Auffassungsgabe, sondern zumal auch ein schnelles Erfassen der Lebenslagen, dazu Wirklichkeitssinn, Welt- und Menschenkenntnis, „Routine“, vielseitige Erfahrung. Er kann mit großer Entschiedenheit, ja Schärfe auftreten, weiß dadurch gelegentlich zu blenden und sich durchzusetzen. Auf der andern Seite stehen ihm alle nur denkbaren Kniffe geübtester Diplomatie zu Gebote. — Vervollständigen wir diese Liste erfolgverbündender Eigenschaften gleich noch um diejenigen, die vom sittlichen Standpunkt freilich weniger wünschenswert erscheinen dürften!

Schreiber wird in der Wahl seiner Mittel von keinerlei andern Rücksichten als denen seiner persönlichen Sicherheit eingeschränkt! Seine alles bestimmende Triebfeder ist der Eigennutz, und zwar erstreckt sich dieser in erster Linie auf Erwerb und Vorteile jeglicher Art, in zweiter auf Herrschaft, Macht und tonangebende Mittelpünktlichkeit. Seine Gesinnungen wechseln, wie es sein Vorteil verlangt. Er kann berechnend höflich, aber auch von rücksichtsloser Schroffheit sein. Devotion nach oben und Härten nach unten sind ihm gleichsehr geläufig. Er spielt stets mit verdeckten Karten und versteht sich, wenn in die Enge getrieben, unverblümt gesprochen, aufs Schwindeln! Seine Erfindungsgabe in zweckdienlichem Lügen ist beträchtlich. Eine gewisse intellektuelle Feinfühligkeit kommt noch hinzu, um das Bild eines äußerst kundigen Praktikers zu vollenden. —

Wenn wir nun gleichwohl seine Erfolge in Zweifel ziehen, so geschieht es aus folgenden Gründen. Schreiber hat viel zu wenig Rückgrat, Folgerichtigkeit und Ausdauer, als daß er angesichts kräftiger Widerstände „bei der Stange“ bliebe. Er nimmt in der Vorstellung mit Hast und Ungeduld die Erfüllung vorweg und hat weder Ruhe noch Sachlichkeit genug, um die Entwicklung der Tatsachen abzuwarten. Insbesondere aber wird er von widersprüchlichen Stimmungen und Wallungen beherrscht. Er ist geneigt, sich zuviel zuzutrauen, und wechselt mit der Taktik nur zu leicht auch das Ziel, wenn er sich enttäuscht sieht. Er kann zur Unzeit reizbar aufbrausen, durch mißgünstige und parteiische Kritik verletzen und durch rechthaberische Unverträglichkeit eine klug begonnene Sache verderben. — Zudem begünstigt seine leicht entzündliche Sinnlichkeit, die aber nicht etwa mit wirklicher Güte und Herzlichkeit verwechselt werden darf, eine gelegentlich allzu sorglose Flottheit der

Lebensführung. Aus allen diesen Gründen sind seine tatmännischen Erfolgsaussichten verhältnismäßig gering. — Im übrigen wird man ihm grade in Ansehung dessen ein gewisses „savoir vivre“ zuerkennen müssen, das ihn bei oberflächlichem Verkehr als nicht bloß gewandten, sondern sogar unterhaltenden und anziehenden Gesellschafter erscheinen lassen mag, der nicht leicht „das Spiel verdirbt“.

Gruppe X. — Charakter und Beruf.

♄ Schreiber ist, wenn auch nicht eigentlich als frühreif, so doch als über sein Alter hinaus entwickelt zu bezeichnen, womit indessen nicht grade gesagt sein soll, daß er etwa schon „fertig“ und mit einer Weiterentwicklung nicht mehr zu rechnen sei. Vielmehr unerachtet mancher Unfertigkeiten macht sich bei ihm ein fast männliches Triebleben geltend, ob auch, wie sich versteht, in den besonderen Farben der Übergangsjahre. Eine kräftige, zum Besitzergreifen neigende Sinnlichkeit läßt ihn selten zur Ruhe kommen und wendet seinen ohnehin unrastigen Tätigkeitsdrang vorderhand gern dem Unerreichbaren zu. Er möchte erlebend wirken und im Wirken erleben und würde aus solchem mit Ehrgeiz gepaarten Lebensbedürfnis selbst vor phantastischen Unternehmungen nicht zurückschrecken. Es scheint uns von Wichtigkeit, diesen Punkt besonders hervorzuheben. Wenn auch nicht ohne lebhafte Vorstellungsgabe, hat er nämlich durchaus nichts von der Phantasie, welche die Nacktheit der Tatsachen mit dem seelegewobenen Schleier der Träume umkleidet. Seinem Herzen fehlt es am Geheimnis der — Ferne, seinem Geiste an — Horizont! Er hat sichere und rasche Auffassungsgabe, gutes Unterscheidungsvermögen, Neigung und Begabung zur Kritik, aber sein Gegenstand ist das Nahe, Gegenwärtige, Heutige, soweit es sich eng mit dem Schicksal der eigenen Person berührt. Darum gewährleistet die Beweglichkeit seines Planens und Trachtens dennoch keinen weitumfassenden Überblick, schließt hinwiederum sein Tatsachensinn nicht erhebliche Parteilichkeit des Urteils aus. Wir zählen ihn einigermaßen zu den Charakteren, die mit dem Willen denken!

Wie aus dem Dargelegten schon hervorleuchten dürfte, wurzelt sein Wesen nicht im Beschaulichen, Künstlerischen, Theoretischen, sondern im Wollen und Handeln. Davon sind nun niemals völlig zu trennen: Unabhängigkeitssinn, Geltungsbedürfnis und Herrschtrieb. Innere Bedeutung wie Erfolgsaussichten derartiger Züge hängen nicht zuletzt davon ab, ob

und wie weit ihr Träger sich im Zaume zu halten und seinen Augenblicksregungen zu steuern weiß. Damit ist es beim Schreiber vorderhand noch nicht zum besten bestellt. Es fehlt ihm an einem sachlichen Ziel und schon deshalb an festem Halt. Tatsächlich weit weniger selbständig, als er sich einreden möchte, neigt er dazu, sich zu wichtig zu nehmen und für Grundsatz und Überzeugung zu halten, was seinem Bedeutungsbedürfnis zu schmeicheln und vorübergehende Stimmungswünsche zu befriedigen vermag. Er läßt sich gehen und findet nur zu leicht eine Rechtfertigung dafür. Seiner sinnlichen Erregbarkeit entspricht keine gleichgewichtige Rassigkeit und Ursprünglichkeit. Er kennt zwar starke und antreibende, durchaus aber nicht hingebende Gefühle. Der Mangel an aufbauenden Kräften in seinem Charakter läßt ihn mehr nach Fehlern als nach Vorzügen des Nebenmenschen spähen und dürfte mit fortschreitender Erfahrung einer mißtrauischen Wertungsweise zur Unterlage dienen. Auch sind ihm Regungen absprechenden Neides nicht völlig fremd, ob er gleich nicht geneigt ist, solche sich einzugestehen. Daß er dergestalt unter Einbuße an innerer Wahrhaftigkeit mancherlei Selbsttäuschungen anheimzufallen Gefahr laufe, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Wenig gesonnen, noch Lehrling des Lebens zu sein, versteift er sich gegen reifere Einsicht in besserwissendem Eigensinn. Einige Launenhaftigkeit, nicht unbeträchtliche Reizbarkeit und gelegentliche Rücksichtslosigkeit sind Folgeerscheinungen dessen in der Lebenshaltung nach außen.

Mit einer derartigen Mischung von Tatkraft, Gefühlserregbarkeit und Nüchternheit taugt Schreiber unbedingt nur für einen praktischen Beruf, der ihm harte Aufgaben stellen und zugleich erhebliche Ellenbogenfreiheit in deren Durchführung gestatten würde. Er braucht Menschen für sein Herz, denn er wünscht im Mittelpunkte ihrer Gefühle zu stehen; und er braucht sie erst recht für seinen Willen, denn er wünscht sie zu beherrschen. In kleinen Verhältnissen würde er sich verzetteln, und ohne Widerstände riebe er sich an Nichtigkeiten auf. Also täte not: ein großer Wirkungskreis, wo es etwas zu kämpfen und zu organisieren gäbe. Landwirt, Farmer, Offizier oder denn — Großunternehmer: an dergleichen ließe sich denken. Denn, ob auch derzeit noch Triebe und Flackergefühle die Oberhand haben, so fehlt es daneben gleichwohl nicht an jenem Rechensinn, dessen stärkere Entwicklung im späteren Alter der gewöhnliche Gang der Dinge ist.

Gruppe XI. — Grundsätzlich angelegte Charakterbilder.

Erstes Beispiel.

♀ Außerordentlich flotte, tatsächlich aristokratische, höchst rassige, kurzweilige und sozusagen tumultuöse Persönlichkeit, mit der verheiratet zu sein nun freilich ein mehr als gewöhnliches Maß von Geduld und Balance erfordern dürfte! — Schreiberin ist im vornehmen Wortsinn Gesellschaftsdame und besitzt als solche die starke, heftige und zugleich eigenwillige Energie dieser Klasse. Mit ihrer hervorragenden Selbstsucht versöhnt einigermaßen die ebenso hervorragende Naivität, derzufolge sie gleichsam mit bestem Gewissen voraussetzt, daß ihre Umgebung sich ihr anzupassen, ihre Wünsche zu erfüllen, ihren Launen gerecht zu werden habe. Sie ist nicht gewillt, sich einzuschränken, sei es wirtschaftlich, sei es seelisch, und sie verträgt insbesondere keinerlei Unterordnung und wäre nur durch diplomatische Nachgiebigkeit, niemals durch ausgesprochenen Gegenwillen zu beeinflussen. — Bei solchen Naturen versteht es sich fast von selbst, daß sie verschieden wirken, je nachdem man mit ihnen nur in mehr äußerliche oder aber in nahe und vertrauliche Berührung tritt Im geselligen Verkehr wird sie gradezu bestechen können. Insbesondere fährt derjenige nicht schlecht, der sich von ihr bevormunden läßt. Denn sie ist gastlich, gesellig, von sprühender Lebhaftigkeit, von einfallsreicher Klugheit, zwanglos in der Art sich zu geben, dabei trotzdem von großer Sicherheit, niemals spießbürgerlich, sondern wirklich vornehm und ohne die mindeste Steifigkeit dennoch gesellschaftlich stets korrekt. Sie weiß mit Sicherheit und Anmut zu „arrangieren“ und ihre Gäste immer in Bewegung zu halten; und sie kann insbesondere die liebenswürdigste Verbindlichkeit entfalten, sofern es entweder der Eingebung ihrer augenblicklichen Laune oder denn ihrer Neigung entspricht. Im engeren Verkehr indessen wird man es oft recht schwer mit ihr haben. Während sie einerseits mit Zähigkeit, ja Starrsinn an irgendeinem Entschluß festhält, ob man ihr schon zehnmal beweist, daß er töricht sei, legt sie wieder in andern Fällen die größte Sprunghaftigkeit an den Tag und fühlt sich heute keineswegs mehr zu ihren Idealen von gestern verpflichtet! Will ihre Umgebung ihr darin nicht folgen, so wird sie höchst gereizt, kratzbürstig und selbst unerträglich. Mit Gründen, wie gesagt, ist dann gar nichts zu machen; man muß einfach das Wetter sich austoben lassen! Obwohl man nun aber demgemäß eigentliche Gesinnungs-

festigkeit von ihr nicht erwarten darf, so möchten wir dennoch eine gewisse Gefühlstreue bei ihr für wahrscheinlich halten. Überhaupt aber geht ihre Selbstsucht zwar auf rücksichtslose Selbstdurchsetzung, ermangelt jedoch durchaus jeder Kleinlichkeit. In ungünstigen Verhältnissen könnte eine solche Persönlichkeit darauf verfallen, ihre Umgebung zu *quälen*, ohne daß sie davon irgendwelchen „Vorteil“ hätte!

Zweites Beispiel.

♁ Schreiber ist ein gefestigter, klarer, zielbewußter Charakter von geordneter Lebenshaltung, dessen beweglicher Tätigkeitsdrang auf der Grundlage eines energischen Willens fußt. Mit rascher Auffassung, guter Beobachtung, leichter Orientierung, vorwiegend sachlicher Einstellung und einem logisch geschulten Denken, welches das Wesentliche ergreift und festhält, verbindet sich die Gabe glücklicher Einfälle und eine zumal in praktisch-technischer Hinsicht erfolgreiche *Findigkeit*. Er ist nicht sowohl eindrucksfähig als vielmehr „aufgeweckt“ und weiß daher die empfangenen Eindrücke unbemüht in den Dienst seiner Zwecke zu stellen. Seine immerhin mehr als durchschnittliche Vielseitigkeit birgt daher nicht die Gefahr der Beeinflußbarkeit und Zersplitterung. — Ohne leidenschaftlich oder gar hinreißungsfähig zu sein, hat er doch unverkennbar Gemütsbedürfnisse, die sich in doppelter Weise äußern: einmal durch das persönliche Moment, das den Grad der Nachhaltigkeit seines Eintretens für eine Sache mitbestimmt; sodann durch das Verlangen nach freundschaftlichen und sonstigen Neigungsbeziehungen. Er ist also keineswegs der nur in beruflicher Betätigung und nützlichen Unternehmungen aufgehende, sondern zugleich ein geselliger Mensch, der das Leben in seelischer wie sinnlicher Hinsicht auch zu genießen wünscht. Da er in der Wahl seiner Herzensbeziehungen indes nicht *nur* den Gefühlen folgt, sondern stets auch prüfende Überlegung zu Rate zieht, dürfte er im allgemeinen vor Enttäuschungen bewahrt bleiben und mehr auf dauerhaftere als auf flüchtige Verbindungen angelegt sein. Kaum brauchen wir hinzuzufügen, daß er diesem gemäß auch einer herzlichen Teilnahme fähig ist und sich innerhalb derjenigen Grenzen hilfsbereit finden läßt, die aus der weiteren Darlegung von selbst hervorgehen.

Wenn wir ungeachtet des bis hierher harmonischen Gesamtbildes gleichwohl mit der Möglichkeit *feinerer* Konflikte rechnen, so veranlaßt uns dazu die genauere Untersuchung der bestimmenden *Interessen* des

Schreibers. Hier durchkreuzen einander nämlich geistige und praktische und hinwieder sachliche und persönliche Neigungen, so zwar, daß die persönlichen und praktischen immerhin den Vorrang haben, aber nicht unbestritten! Zunächst kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Schreiber geistige Neigungen besitzt und insbesondere von Problemen wissenschaftlicher Forschung ohne Beimischung persönlicher Absichten gefesselt werden kann. Es kommt hinzu das artverwandte Bedürfnis nach umfassender Bildung, nach Vertiefung der Einsicht, ja sozusagen Vervollkommnungstrieb. Fraglos stärker entwickelt sind aber die praktischen Triebfedern. Schreiber hat Erwerbssinn und ausgeprägte Besitzliebe, und sein vorzüglicher Verstand steht nicht am wenigsten im Dienste der Lebensklugheit und einer gewandten Diplomatie! Er trachtet darnach, im genossenschaftlichen Leben eine nicht nur selbständige, sondern womöglich führende Stellung einzunehmen, wobei indessen der Wunsch nach innerer Unabhängigkeit wesentlich mitspricht. Bei allem „Idealismus" ist er dennoch weit mehr „Realist" von vorbedenkendem Rechensinn. Damit verknüpft sich das vielen Praktikern eigentümliche Bedürfnis nach wirkendem Eingreifen, und dies pflegt wieder aufs engste zusammenzuhängen mit einigem persönlichen Ehrgeiz. Wenn auch die letztere Regung nicht im Vordergrunde steht, so will sie doch gleichfalls ihr Recht. — Halten wir das alles zusammen, so sind, wie gesagt, die Voraussetzungen feinerer Widerstreite gegeben. Einmal finden die Herzenseigenschaften eine Schranke am Nützlichkeitssinn, zum andern die Sachinteressen an den persönlichen. Obschon nun trotzdem die Einheitlichkeit überwiegt, so wird doch zum mindesten eingeengt die impulsive Ursprünglichkeit, und das ist in warmherzigen Naturen wie einer solchen des Schreibers niemals ohne einige Stimmungsschwankungen möglich. Daraus erklären wir: gelegentliche Unruhe und Unzufriedenheit, hie und da Reizbarkeit, Empfindlichkeit und eigenwillige Beharrlichkeit. — Wir betonen: es handelt sich um Nebeneigenschaften, die in der äußeren Lebenshaltung des Schreibers umso weniger zur Geltung kommen, als er sich trefflich zu beherrschen weiß und insbesondere jedem Sichgehenlassen aufs entschiedenste widerstrebt. Die Gesamtheit seiner Anlagen weist ihn auf ein Feld organisatorischer Betätigung von möglicherweise zugleich technischem Charakter hin. Wir könnten uns ihn besonders gut als Ingenieur vorstellen.

Gruppe XII. — Beantwortung der Frage nach Aufrichtigkeit.

♀ Die Frage nach Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe ist in den meisten Fällen und so auch hier nur aus dem Zusammenhange des Charakters zu beantworten.

Schreiberin ist gewandt, mitteilsam, impulsiv, anregungsbedürftig und etwas klatschhaft. Sie hat stets ein augenblickliches Interesse und weiß diesem mit Scharfsinn, Geistesgegenwart und Findigkeit nachzugehen. Es fehlt ihr nicht an rasch zugreifender Beobachtung, nicht an Nüchternheit der Auffassung, nicht an fast voreiliger Schnelligkeit des Urteils, und es tritt zu solchen Verstandesgaben noch verstärkend hinzu kombinatorische Beweglichkeit. Aber es fehlt allerdings an Weite des Gesichtskreises, an Vorblick und Überblick, an Einteilungsvermögen und unparteiischer Sachlichkeit. Eine gewisse Feinfühligkeit ist der Schreiberin nicht abzusprechen und befähigt sie angesichts ihrer immerhin bemerkenswerten Bildungsstufe auch zu gelegentlicher Teilnahme an geistigen Gegenständen.

Ihre leitenden Triebfedern jedoch sind lebenspraktischer Natur: persönlicher Ehrgeiz, der Wunsch, eine Rolle zu spielen, auch einiger Herrschtrieb treten zumal hervor. Ohne sich darüber deutlich Rechenschaft zu geben, trachtet sie nach allerlei Neuigkeiten und kleineren und größeren „Sensationen", mischt sich auch wohl in Dinge, die sie nichts angehen und ist gerne mit besserwissender Kritik bei der Hand. Mangel an Ausdauer, Durchführungsenergie und Folgerichtigkeit wird teilweise aufgewogen durch angriffslustige Schärfe, die aus leicht entfesselter Gereiztheit einen Zufluß an gefühlsmäßiger Energie gewinnt. Wo ihr indessen zielbewußte Widerstände entgegentreten, dürfte ihre temperamentvolle Verve und nervöse Spitzigkeit einem vorzeitigen Erlahmen ausgesetzt sein. Sie hat in der Beziehung zweifellos schon enttäuschende Erfahrungen durchgemacht, woraus sich miterklärt ein Grundzug von Unzufriedenheit und Unruhe.

Wesentlicher jedoch als alles bisher Erörterte ist ihre Herzensbeschaffenheit. Wenn auch ihr eigentlicher Egoismus nicht mehr als stark durchschnittlich entwickelt ist, so mangelt es ihr doch an ausgeprägten Gemütseigenschaften, an Wärme und an Hingebungsvermögen. Sie steckt zu sehr in ihren Sonderwünschen darin, als daß sie für ihre Nebenmenschen unmittelbares Verständnis gewänne und zu einer wohlwollenden und ge-

fühlsmäßig bejahenden Haltung geneigt sein könnte. Sie hat zwar leicht entzündliche, leicht rückwirkende und vorübergehend aufflackernde, nicht aber tiefe und entsprechend nachhaltige Gefühle. Sie ist anderseits zu aktiv, zu betriebsam und planend, zu mußelos und ungutmütig, als daß man auf ihr Entgegenkommen rechnen dürfte, insoweit es nicht auch durch ihren eigenen Vorteil gefordert wird.

Halten wir alles zusammen, so kommen wir inbetreff der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe zu folgendem Endurteil: Ohne berechnend lügnerisch zu sein, wird Schreiberin in ihren Aussagen doch zu sehr von parteiischer Voreingenommenheit und dem oben erwähnten „augenblicklichen Interesse" bestimmt, als daß man sich unbedingt auf ihre Worte verlassen könnte. Auch schießt ihre etwas rechthaberische Reizbarkeit in absprechenden Äußerungen oft über das Ziel hinaus. Endlich hält sie sich für den Mangel an Anpassungsgabe durch gelegentliche Malicen schadlos, wobei es denn ohne gefühlsbetonte Entstellung der Tatsachen nicht abzugehen pflegt. Gemildert wiederum wird letzterer Zug durch die immerhin anzuerkennende Feinfühligkeit und den Mangel an eigentlicher Bösartigkeit.

ANHANG

AUS DER CHARAKTERKUNDE

Vorbemerkung. — Dem aufmerksamen Leser kann es nicht entgangen sein, daß die Handschriftendeutung auf dem Unterbau der Charakterkunde ruht. Niemand kommt auf diesem Gebiete über die bloße Feststellung einzelner Eigenschaften hinaus, der nicht über gründliche psychologische Erfahrung verfügt. Es würde selbstverständlich den Rahmen dieser Anleitung überschreiten, wenn wir uns hier in eine Erörterung der Lehre von der Persönlichkeit einließen. Wir begnügen uns, den ernstlich für die Materie Erwärmten zu verweisen auf unser Werk „Die Grundlagen der Charakterkunde, IV. Auflage der Prinzipien der Charakterologie“ (Barth, Leipzig). — Dahingegen ist es möglich und nutzbringend, die Art des Kombinationsverfahrens an der Hand ganz bestimmter Fragen zu erläutern, wie solche zum Zweck der Übung seinerzeit den Mitgliedern der „Deutschen graphologischen Gesellschaft“ gestellt wurden. Wir bringen deshalb hier anhangsweise einen Auszug aus den beiden umfangreichsten Aufgabenlösungen, die wir 1906 in der „Graphologischen Praxis“ besprochen haben, und nehmen gelegentlich auf die Laienantworten Bezug, die unsern Darlegungen zugrunde lagen.

Die erste Aufgabe. — Aus N.s Handschrift lassen sich folgende Hauptcharakterzüge erkennen: Eigenart, aber noch mehr Freiheitsdrang. — Selbstgefühl. — Konkretes Denkvermögen und geistige Klarheit. — Eindrucksfähigkeit und Impulsivität. — Ehrgeiz und Tätigkeitsdrang. — Mangel an Ausdauer. — Fähigkeit zur Selbstbeherrschung. — Gutmütigkeit. — Gerechtigkeitssinn.

Gefragt wird nach dem Vorhandensein folgender sechzig Eigenschaften:

I. 1. Logisch? — 2. Unlogisch? — 3. Objektiv? — 4. Parteiisch? — 5. Gründlich? — 6. Oberflächlich? — 7. Schlagfertig? — 8. Schwerfällig? —

II. 9. Entschlossen? — 10. Unentschlossen? — 11. Widerstandskräftig? — 12. Haltlos? — 13. Mutig? — 14. Ängstlich? — 15. Kaltblütig? — 16. Kopflos? —

III. 17. Weich? — 18. Hart? — 19. Anpassungsfähig? — 20. Starrsinnig? — 21. Versöhnlich? — 22. Unversöhnlich? — 23. Reizbar? — 24. Apathisch? — 25. Jähzornig? — 26. Sanftmütig? 27. Geduldig? — 28. Ungeduldig? —

IV. 29. Beständig? — 30. Wankelmütig? — 31. Gleichmäßig? — 32. Launisch? — 33. Vorsichtig? — 34. Sorglos? — 35. Offen? — 36. Verschlossen? — 37. Aufrichtig? — 38. Unaufrichtig? — 39. Taktvoll? — 40. Rücksichtslos? — 41. Liebenswürdig? — 42. Schroff? —

V. 43. Fleiß? — 44. Pflichtgefühl? — 45. Genußsucht? — 46. Erwerbssinn? — 47. Eifersucht? — 48. Neid? — 49. Neugier? — 50. Idealismus? — 51. Realismus? — 52. Herrschsucht? — 53. Eigensinn? — 54. Eitelkeit? — 55. Anmaßung? — 56. Kleinmut? — 57. Melancholie? — 58. Frohsinn? — 59. Natürlichkeit? — 60. Geschmack? —

Allgemeines zur Lösung der Aufgabe. — Vorauszuschicken ist, daß wir uns bei einer so umfassenden und teilweise schwierigen charakterologischen Aufgabe nicht mehr mit der unbestimmten Auffassung seelischer Anlagen zufriedengeben dürfen, die den Bedürfnissen des Alltags genügt, sondern jeden Namen auf seinen eigentlichen Gehalt erst zu prüfen haben. Dabei werden wir von folgenden Gesichtspunkten geleitet.

Gegeben ist eine charakteristische Eigenschaft: wir nennen sie A. Gefragt wird nach dem Dasein der Eigenschaft X. — Bei dem großen Reichtum sprachlicher Bezeichnungen grade für Charaktereigenschaften könnte es geschehen, daß die zweite garnicht ein andrer Begriff, sondern nur ein andrer Name wäre. Dann fiele uns die Antwort nicht schwer: wir würden ihr Dasein mit Bestimmtheit bejahen.

Sie sei jedoch von der ersten verschieden. Dann hätten wir unter möglichster Wahrung des allgemeinen Sprachgebrauchs zunächst ihren Sinn zu bestimmen, ferner ihre engeren und weiteren Voraussetzungen zu prüfen und endlich uns folgende Fragen zu stellen:

1. Enthält A die zureichende Bedingung für das Dasein von X? Daraus würde folgen, daß X b e s t i m m t vorhanden sei.

2. Enthält A wenigstens einige mehr oder weniger wesentliche Bedingungen für das Dasein von X?
   Daraus würde die mehr oder weniger hohe Wahrscheinlichkeit folgen, daß X vorhanden sei.
3. Enthält A gar keine Bedingungen für das Dasein von X?
   Daraus würde folgen, daß wir nicht wissen könnten, ob X vorhanden sei.
4. Enthält A gewisse Momente, welche dem Dasein von X zuwiderlaufen?
   Daraus würde folgen, daß X wahrscheinlich nicht vorhanden sei.
5. Enthält A Momente, welche das Dasein von X ausschließen?
   Daraus würde folgen, daß X nicht vorhanden sei.

Der Fall bliebe grundsätzlich der gleiche, wenn nicht eine Eigenschaft vorläge, sondern deren mehrere: statt A also etwa A, B, C. Jetzt wäre jede der fünf Fragen inbezug auf jede dieser drei Eigenschaften zu stellen. Von selbst verstände sich: enthielte auch nur irgendeine die zureichende Bedingung, so müßte X vorhanden sein; enthielte umgekehrt irgendeine ausschließende Bedingungen, so könnte X nicht vorhanden sein. Übrigens kämen folgende weitere Erwägungen hinzu.

A enthalte einige Bedingungen; dann bestände die Wahrscheinlichkeit, daß X vorhanden sei. B enthalte keine, C auch keine; dann bliebe es bei der zuerst erfaßten Wahrscheinlichkeit.

Oder aber: A enthalte einige Bedingungen, B einige weitere, C noch einige, alle zusammen seien aber noch nicht die zureichende Bedingung. Dann hieße es abermals: X ist wahrscheinlich vorhanden; aber diese Wahrscheinlichkeit wäre eine entsprechend höhere.

Oder aber: A enthalte einige Bedingungen; B dagegen liefe dem Dasein von X zuwider; C etwa ebenso. Dann wäre die Stärke der für und gegen sprechenden Punkte abzuwägen. Das Ergebnis wäre vielleicht: Unentscheidbarkeit. —

Kritik der Aufgabe. — Eine kritische Durchsicht der gegebenen Eigenschaften soll, wie bemerkt, vor allem deren Sinn feststellen und sodann uns zu weiteren Schlüssen führen, die geeignet sind, die Aufgabe zu vereinfachen.

Eindrucksfähigkeit. Wenn wir von zwei Personen die größere

Eindrucksfähigkeit derjenigen beilegen, der unter sonst gleichen Umständen der Eindruck die stärkeren Gefühle erregt, so ist dabei indes immer schon vorausgesetzt die persönliche Teilnehmungskraft. In der Rechenstunde wird auch der eindrucksfähigste Schüler stumpfsinnig werden, wenn es ihm gänzlich an Teilnahme mangelt, während umgekehrt der für Rechenaufgaben eingenommene selbst bei geringer Eindrucksfähigkeit frisch und empfänglich bleibt. Auf die Größe der Eindrucksfähigkeit vergleichen können wir mehrere Personen nur, wenn wir eine jede prüfen innerhalb des Spielraums der ihr eigentümlichen Neigungen: eine noch vielfach übersehene Regel! — Kaum scheint es nötig hinzuzufügen, daß der Eindrucksfähige im Auffassen, Urteilen und Werten zugleich „Sanguiniker" ist.

Impulsivität. Impulsivität setzt ebenfalls die Beweglichkeit im Erfassen voraus, erstreckt sich übrigens aber auf die Unmittelbarkeit der Äußerungen. Der impulsivere von zwei Menschen ist in höherem Maße geneigt, in ihm aufsteigende Gefühle abzuleiten.

Tätigkeitsdrang. Mit Tätigkeitsdrang bezeichnen wir vor allem die Anlage für das Gefühl des aktiven Strebens. Der tätige Mensch muß etwas „vor sich bringen", wenn er sich wohlfühlen soll; er muß sich als Ursache wissen, als wirkende Kraft; er will schieben und nicht geschoben sein. Die nahe Verwandtschaft zum Tatbestand der Strebsamkeit liegt auf der Hand.

Einige Fragen: Ist dem Tätigkeitsdrange Energie beigesellt? Bezieht er sich auf äußere Gegenstände (denn es gibt auch ein inneres Wollen)? Dient er planvoll weitgesteckten Lebenszielen oder folgt er sprunghafter Laune?

Wir müssen uns bewußt sein, aufgrund des Bisherigen noch keine dieser Fragen beantworten zu können. Wohl aber wissen wir einiges andre. Der tätige Charakter ist nicht sowohl der bewegliche als vielmehr der selbsttätig sich bewegende. Er läßt die Wellen des Geschehens nicht an sich herankommen, sondern geht ihnen entgegen, sucht sie auf, schreitet fort. Er hat ein Bedürfnis nach Abwechslung, und zwar ganz besonders bei gleichzeitig vorhandener Eindrucksfähigkeit. Er bildet mit alledem einen Gegensatz zum passiven Charakter, zum Träumer, zum „Gefühlsmenschen" (dies Wort im engeren Sinne genommen).

Mangel an Ausdauer. Wenn von Ausdauer schlechthin die Rede

ist, so kann damit nur gemeint sein die Ausdauer des Wollens. Ausdauernder aber ist ein Wollen, das sich langsamer erschöpft. Der Grad der Willenserschöpfbarkeit pflegt nun zusammenzuhängen mit der Spielart der Willensbetätigung. Manchen Personen sind mehr gleichmäßige und gewissermaßen haushälterische, andern hingegen Willensäußerungen von plötzlich einsetzender Heftigkeit gemäß, auf die dann leichter ein Erlahmen zu folgen pflegt. Diese Eigenschaft läßt sich zurückführen auf ein Übergewicht der Triebkraft des Wollens über die Spannkraft desselben und hat auf dem Gebiete der impulsiven Vorgänge eine Analogie am sog. sanguinischen Temperament. — Wir kennen auch jetzt noch nicht die Größe der Willensenergie von N.; doch wissen wir nunmehr, daß seine Aktivität größer ist als sein Beharrungsvermögen.

Fähigkeit zur Selbstbeherrschung. Die setzt bei impulsiven Naturen ein höheres Maß von Spannkraft voraus als bei nichtimpulsiven und erfordert daher einen größeren Grad von, wenn auch eigengearteter, Willensstärke. —

Ehrgeiz. Ehrgeiz ist wetteiferndes Geltungsbedürfnis. Wer aber in den Augen andrer etwas gelten und Mitstrebende übertrumpfen will, der hat sich ihren Werturteilen zu fügen, muß ihre Maßstäbe zu den seinigen machen, muß begreifen lernen, was man von ihm erwarte und welchen Ansprüchen er zu genügen habe, um Ansehen und die auf Ansehen gegründete Macht zu erlangen. Sein Ziel ist diese Art von Macht, aber der Weg dahin bildet eine Kette von Anpassungen. Das eigene innere Leben muß um ihretwillen gefesselt und möglicherweise geopfert werden. Je vollständiger jemand vom Ehrgeiz beherrscht wird, umso mehr wird er die tatsächliche Freiheit einbüßen und am Ende jenem äußeren Gesetz gehorchen, dessen er anfangs nur sich zu bedienen wünschte, um mittelst seiner zu den trügerischen Höhen irgendeines Ruhmes emporzusteigen. Der Ehrgeiz ist seiner Artung zufolge eine selbstische Hemmtriebfeder.

Übrigens läge in ihm wie in jeder eigengearteten Anlage natürlich ein Bestimmungsgrund für die Richtung der Empfänglichkeit und insbesondere des Tätigkeitsdranges. Der Ehrgeizige, der zugleich eindrucksfähig ist, wird ganz besonders eindrucksfähig sein für solche Gegenstände, die mit den Zielen seines Ehrgeizes zusammenhängen; sein Tätigkeitsdrang wird sich vor allem auf diese beziehen usw.

Wir sind jetzt über N. schon etwas genauer unterrichtet. Immer-

hin bleiben uns in Ansehung des Ehrgeizes zwei Punkte noch gänzlich verborgen: erstens in welchem Grade der Ehrgeiz im Insgesamt des Charakters vorherrscht; zweitens, auf welche Gebiete er sich vorzüglich erstreckt. Namentlich werden wir erfahren wollen, ob er mehr höheren oder mehr niederen Gegenständen zugewandt sei, und ob er durch sittliche Forderungen, wie insbesondere der Selbstachtung, gebunden werde oder nicht.

Gerechtigkeitssinn. Damit finden die eben aufgeworfenen Fragen schon teilweise ihre Beantwortung. Gerechtigkeitssinn setzt ein Gefühl voraus für die Unverletzlichkeit der Willenskreise als solcher und schließt die Geneigtheit in sich, Rechte (oder Vorrechte!) gegen störende Eingriffe in Schutz zu nehmen unbekümmert um eigene Abneigung oder Anteilnahme. Er ist demnach eine besondere Form der Unparteilichkeit im Werten und Wollen und tritt damit in Gegensatz zur bloßen Willkürrichtung des Strebens. — Mit Gerechtigkeitssinn vertrüge sich daher unter keinen Umständen etwa zügelloser Ehrgeiz, da dieser durch das Gefühl für sachliche Billigkeit jederzeit gehemmt, ja gradezu befehdet würde. Die Folge wäre ein beständiger Widerstreit, wie er allerdings vorkommen kann, tatsächlich aber nur selten angetroffen wird. Wir machen daher vorbehaltlich etwaiger Abänderungen einstweilen die Annahme, daß im Fall N. der Ehrgeiz vom Gefühl für Billigkeit eingeschränkt werde und nur innerhalb derjenigen Grenzen zur Geltung komme, die ihm durch die Ansprüche der persönlichen Würde gezogen sind.

Gutmütigkeit. Gutmütigkeit ist ein inhaltreicher, vielleicht grade deshalb noch wenig untersuchter und jedenfalls schwer zu umgrenzender Begriff. Für den entgegengesetzten hat die Sprache kein genau bezeichnendes Wort. Am ehesten wäre Bosheit oder besser Bösartigkeit sein Gegenstück. Solche Gegenüberstellungen leisten bei Begriffsbestimmungen etwa das, was bei der Betrachtung von Körpern einseitig scharfe Beleuchtung leistet: sie geben dem Begriff Relief. — Durch den Vergleich mit der Bösartigkeit wird uns zunächst bemerklich der Erleidnischarakter der Gutmütigkeit. Erinnern wir uns, daß es auch unter den Tieren mehr bösartige und mehr gutmütige gibt. Jene sind etwa bissig, sie greifen an, auch wenn nicht bedroht, diese müssen schon heftig beeinträchtigt sein, ehe sie sich ihrerseits zu feindlichen Handlungen entschließen. Gutmütige Wesen lassen viel mehr „über sich ergehen" als bösartige. Gutmütigkeit ist in der Beziehung der Beschaulichkeit verwandt, aber auch der Be-

quemlichkeit, dem Phlegma usw. — Ferner fehlt ihr durchaus die Freude am Schmerzbereiten, und damit fällt für sie ein wichtiger Beweggrund fort, fremden Willensansprüchen entgegen zu sein. Sie steht darin dem Wohlwollen nahe und bildet mit ihm gemeinsam die Triebgrundlage jeder gefühlsmäßigen Duldsamkeit. Dergestalt gibt sie mindestens keinen sonderlich guten Boden ab für die Entwicklung der Gefühle des Neides, der Mißgunst, der Schelsucht. — Schließlich noch eines. Was ein Mensch von andern erwartet, das erwartet er zunächst nach Maßgabe seiner eigenen Anlagen. Der Bösartige ist geneigt, auch andre für bösartig zu halten und sie deshalb mit mißtrauischer Vorsicht zu beargwöhnen. Der Gutmütige umgekehrt traut auch andern keine Bosheiten zu, fühlt sich daher von Natur weniger bedroht, pflegt minder „auf seiner Hut zu sein“ und wird meist erst durch wiederholten Schaden klug, was ihn aber nicht hindert, gelegentlich doch immer wieder hereinzufallen. Gutmütigkeit findet sich unter den Vorbedingungen der Vertrauensseligkeit.

Dieser kurzen Untersuchung zufolge enthält die Gutmütigkeit Elemente der Beschaulichkeit, der Duldsamkeit und der Vertrauensseligkeit. Wir werden es darum nunmehr erst recht für unwahrscheinlich halten, daß der Ehrgeiz im Zusammenhange des N.schen Charakters den Vorrang habe.

Eigenart, aber noch mehr Freiheitsdrang. Die auf den ersten Blick etwas befremdliche Zusammenstellung ist der Schlüssel zu diesem Charakter, weswegen sie auch wohl vorangesetzt wurde.

Eigenart ist keine den übrigen nebenzuordnende Eigenschaft, sondern ein Merkmal des Ganzen als eines lebendigen Gebildes und daher ein Merkmal auch jeder seiner Eigenschaften. Es meint lediglich volle Lebendigkeit. Ihr steht gegenüber das im weitesten Sinne Mechanische, das seinen Sitz im Geiste des Menschen hat; es verallgemeinert und vereinheitlicht, gibt Gesetze, stellt Regeln auf und führt Krieg mit der ursprünglichen Wildnis. — Der Kampf, von dem die Rede ist, geht durch die äußere wie aber auch durch die innere Welt. Es gibt kein Ziel im geselligen Ganzen der Menschheit, durch dessen Erstreben nicht unsrer ursprünglichen Eigenart Abtrag geschähe. Wir können keine Überlieferung, kein Wissen in uns aufnehmen, ohne nicht unserm Wesen ein fremdes Körnchen beizumischen. Jede Forderung, die man kraft der Vernunft oder des Gewissens an uns stellt, jeder Wert, der sich auf allgemeine Gründe stützt: es sind ebenso viele Feinde und Befehder unsrer Eigenart.

Darum verliert auch der Mensch an Eigenart, je älter er wird, so sehr das einem hergebrachten Vorurteil zuwiderläuft.

Man spricht heute viel von „Individualitäten", und keine Zeit ist ärmer an solchen. Man fühlt die immer drohendere Macht der Maschine, der Gleichform, des farblosen Arbeitstages. Ein Rest von Ursprünglichkeitsbewußtsein erwehrt sich seines Unterganges mit dem Aufruf an das „Recht der Persönlichkeit". In Wahrheit: weitaus die meisten Menschen sind heute nurmehr Ziffern, Gewebe aus einer Handvoll Eigenschaften, leibgewordene Begriffe einer Schule, einer Parteirichtung, eines Berufes, und es hat einen Sinn bekommen, daß wir jemandem eigenartiges Seelenleben ausdrücklich erst zuerkennen.

Und nun zum Freiheitsdrange. Was ist Freiheitsdrang? Zunächst der Drang, von etwas frei zu werden. Dabei hat es häufig sein Bewenden. Man will frei sein und stürzt sich begeistert aus dem Regen in die Traufe (der Musterfall großer Volksaufstände!). Es kann aber auch den Sinn haben: Freiheit zu etwas; Freiheit nicht als Zügellosigkeit, sondern zum Zwecke der Verwirklichung desjenigen Gesetzes, das nach dem Worte Goethes „mit uns geboren ward"; Freiheit als die Grundlage der Selbstvollendung. Solchenfalls bedeutet Freiheitsdrang das Streben nach Wahrung und Entfaltung der persönlichen Eigenart, ein Zug, ohne den zum Beispiel noch kein wahrer Künstler gefunden ward, und der, bewußt oder unbewußt, einen unentbehrlichen Bestandteil bildet jedes sogenannten Idealismus.

Es gibt kaum eine Veranlagung, die unpraktischer wäre als diese Treue gegen sich selbst. Man wird damit auf Schritt und Tritt Anstoß erregen und sich wieder und wieder lockende Möglichkeiten versagen müssen. Es hieße, die Größe des angedeuteten Zwistes natürlich völlig verkennen, wenn man ihn nur für einen solchen geistiger Neigungen mit niederer Notdurft nähme. Nicht minder als etwa der für sein Werk kämpfende Künstler behauptet beispielsweise auch seine „Eigenart", wer bei Schließung eines Ehebundes der sogenannten „Stimme des Herzens" folgt, mit der die „Forderungen der Vernunft" ingestalt glänzender Vermögensaussichten streiten. Man erwäge, wie oft z. B. weibliches Liebesbedürfnis einem Nützlichkeitszweck geopfert wird, um voll zu ermessen, was es bedeute: Eigenart zu haben und — sie festzuhalten.

Die Angabe „Eigenart, aber noch mehr Freiheitsdrang" verrät uns demnach etwa folgendes: N. hat Eigenart und den Wunsch, sie sich zu

bewahren. Mannigfache Hindernisse stellen sich entgegen; das Gefühl der Bedrohtheit entwickelt sich, des Gefährdetseins; N. muß seine Eigenart verteidigen, und die Folge ist, daß die Vorstellung davon nur umso entschiedener betont wird. Das Bedürfnis nach Freiheit verselbständigt sich und wird zum eigentlichen Pathos des Charakters. Wir werden endlich nicht fehlgreifen mit der Annahme, daß seine Eigenart derjenigen Stärke ermangelt, die den abflachenden Zug äußerer Einflüsse nicht zu fürchten brauchte.

Was uns schon früher unwahrscheinlich war, ist jetzt mit Bestimmtheit auszuschließen: daß etwa der Ehrgeiz im Wesen N.s führende Triebfeder sei. Als dem Unabhängigkeitsbewußtsein im Wege stehend hat er Aussicht auf volle Befriedigung nur, sofern er mit ihm verschmilzt. Gerade auf seine Selbstbehauptung und Freiheitsliebe wird ein solcher Charakter stolz sein und grade für diese wird er die allgemeine Achtung in Anspruch nehmen. Ehrgeizige Regungen andrer Art werden nie lange in ihm bestehen können. — Ferner wissen wir: N. hat ein Bedürfnis nach Selbstachtung. Ohne solches schwebte sein Wille zur Eigenart gleichsam in der Luft. — Ferner steht fest, daß N. ein nachdenklicher, sicherlich wenigstens kein „naiver“ Charakter ist. Man kann nicht seine Unterschiedlichkeit behaupten wollen, ohne sich ihrer bewußt zu sein. — Endlich liegt in alledem ein starker Wahrscheinlichkeitsgrund für ein wechselreiches Auf- und Niederschwanken der Lebensstimmung.

Selbstgefühl. Das war nach dem Voraufgegangenen nicht anders zu erwarten. Wir müssen jedoch zweifeln an seiner Beständigkeit.

Geistige Klarheit. Die kann vorhanden sein ebensogut bei vorwaltend „intuitiver“ als bei vorwaltend „logischer“ Geistesverfassung.

Konkretes Denkvermögen. Denkvermögen wird selbstverständlich nur angemerkt bei mehr als durchschnittlichem Stärkegrade. Der Zusatz konkret belehrt uns, daß es schlechter mit abstrakten als mit konkreten Begriffen zu schalten wisse.

Wir gehen nun zur Beantwortung der sechzig Fragen über und folgen dabei der Aufgabe in der Paarung der Begriffe, die einen jeden in helleres Licht rückt und zugleich erkennen läßt, daß der Gegensatz keineswegs stets im Sinne der Wechselwahl zu verstehen sei.

Lösung der Aufgabe. — 1—2. Logisch oder unlogisch? Zweifel-

los logisch. Ein mehr als gewöhnliches Denkvermögen setzt logische Gewandtheit voraus, womit zugleich das Gegenteil verneint ist.

3—4. Objektiv oder parteiisch? Wir müssen scheiden zwischen der Absicht jemandes, objektiv zu sein, und seiner Fähigkeit dazu. Liegen im Charakter N.s die Anlagen für den Willen zur Objektivität? Wir antworten mit dem Hinweis auf seinen Gerechtigkeitssinn. Ist auch die Fähigkeit dazu vorhanden? Bei geistiger Klarheit unzweifelhaft. Darnach wäre N. also objektiv. — Wie aber steht es mit seiner Parteilichkeit? Jeder Trieb macht parteiisch. Nur ein schwächlicher, unausgesprochener, ein allzu „selbstloser“ Charakter könnte durchweg unparteiisch sein; es sei denn, daß der Gerechtigkeitssinn alles in ihm beherrschte. Das anzunehmen, haben wir jedoch bei N. keinen Anlaß. Demzufolge wird N. auch parteiisch sein, und zwar im Urteilen wie im Handeln. Die Sache steht so: N. ist weder vorzugsweise objektiv noch vorzugsweise parteiisch, er ist vielmehr nach Umständen beides. Objektivität und Parteilichkeit schließen sich im Zusammenhange eines Charakters nicht aus. Es fragt sich, ob wir beide nach Gegenstandsgattungen sondern können. In dieser Hinsicht hatte nun eine der eingegangenen Lösungen eine höchst glückliche Unterscheidung getroffen, indem sie zum Ausdruck brachte, N. sei objektiv in fremder Sache, parteiisch in eigener. Dies ist nicht selbstverständlich! Denn sehr viele Menschen sind kaum minder parteiisch in fremder als in eigener Sache, indem ihr für oder wider erregtes Mitgefühl sofort ihrem sachlich abwägenden Urteil vorgreift. Das wird bei N. jedoch nicht geschehen. Gerechtigkeitssinn und Selbstbeherrschung werden es verhindern.

5—6. Gründlich oder oberflächlich? Gründlichkeit beruht auf einem besonderen Pflichtgefühl, dem Gefühl der Gebundenheit durch die Forderungen des Gegenstandes. Sie gehört zu den Tugenden, welche die Alten dianöetische nannten, und bildet eine Seite des intellektuellen Gewissens. Der gründliche Charakter verzeiht es sich nicht, nur mit halbem Auge hinzusehen, wo er eine Tatsache feststellen, oder sich mit Scheinerklärungen zu begnügen, wo er eine Ursache ermitteln will. Auch ohne andern Wert hat ihm der Gegenstand allein kraft seines Tatsächlichkeitsgewichtes diejenige Würdigkeit, welche zu ungeteilter Hinwendung des Geistes verpflichten muß.

In N.s Charakter liegt nun offenbar nichts, das dem widerspräche, aber auch kein besonderer Grund dafür. Kombinationsvermögen ist etwas

andres, geistige Klarheit setzt nicht notwendig Gründlichkeit voraus, und der Gerechtigkeitssinn bezieht sich auf sittliche Gegenstände. Die Frage nach Gründlichkeit bleibt daher offen.

Das gleiche gilt für die Frage nach Oberflächlichkeit; doch mag immerhin der Ernst dieses Charakters mit eigentlicher Oberflächlichkeit schwerer verträglich erscheinen, daher auch gegenentscheidende Urteile für richtig gelten.

7—8. Schlagfertig oder schwerfällig? Die Zusammenstellung läßt erkennen, daß unter Schwerfälligkeit in erster Linie Schwerfälligkeit des Auffassens und Urteilens verstanden wird. Nun ist N. ein Charakter von großer Beweglichkeit, hat überdies geistige Klarheit und Kombinationsvermögen: Schwerfälligkeit ist demnach völlig ausgeschlossen. Diese Frage war leicht; weit schwieriger ist die andre.

Gewährleistet hohe geistige Beweglichkeit auch schon Schlagfertigkeit? Durchaus nicht! Beweglichkeit und Schlagfertigkeit sind zwei einander schneidende Kreise mit gemeinsamem Flächenteil, aber weit gesonderten Mittelpunkten.

Schlagfertigkeit ist zunächst einmal unvermittelte Schnellbesinnlichkeit und bezieht sich ferner auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch. Wir können beobachten, daß überall z. B. denjenigen Stämmen die Eigenschaft der Schlagfertigkeit in höherem Grade eignet, welche mehr noch ein eigentliches Volksleben, eine festliche Geselligkeit aufzuweisen haben. So ist z. B. der gesellige Rheinländer und Süddeutsche im ganzen genommen schlagfertiger als der mehr zur Einsamkeit und zur Familienvereinzelung neigende Norddeutsche. So sind dagegen umgekehrt etwa die norddeutschen Küstenbewohner allerlei Neuerungen leichter zugänglich als z. B. der bayerische Gebirgler; aber sie besitzen nicht jene Schlagfertigkeit, die in den berühmten Schnadahüpferln ihre volkstümlich-klassische Prägung gewann. Schlagfertigkeit beruht in erster Linie auf einer Verbindung von Intuität und Geselligkeit. Über beides wissen wir bei N. nicht das mindeste. Die Frage ist daher unentscheidbar.

9—10. Entschlossen oder unentschlossen? Der Entschluß, das will sagen der bestimmte Willensentscheid, entsteht aus einer Abwägung von Beweggründen. Dazu ist nötig, daß man jeden Beweggrund gleichsam probeweise auf den Willen wirken lasse, um darnach den passendsten auszuwählen. Der Vollzug dieser Wahl ist bewußt, ihre Bestim-

mungsgründe aber sind ungewußte Eigenschaften. — Entschlossen ist nun, wer seiner Anlage zufolge durchweg schnell zu bestimmten Willensentscheiden gelangt; unentschlossen ist, wer durchweg mehr oder minder lange zwischen sich ausschließenden Entscheiden zu schwanken pflegt. Dafür gibt es mehrere und verschiedenartige Gründe.

Zunächst einmal wird die geringere seelische Stärke leichter zur Unentschlossenheit führen; wie denn jeder sich unentschlossen benimmt, wenn der in Frage stehende Entscheid für ihn wenig oder gar kein Gewicht hat. Man will etwa spazierengehen und weiß nicht, soll man diesen oder jenen Weg bevorzugen. In ähnlicher Weise ist der überhaupt unteilnehmendere und gleichgültigere von zwei Menschen auch der unentschlossenere. Allgemeine Neigungslosigkeit wird man N. jedoch nicht zuschreiben dürfen.

Unentschlossenheit kann ferner entstammen dem Streit der Motive, der sich, wo er gewohnheitsmäßig auftritt, stets zurückführen läßt auf einen Streit der Anlagen. Ersichtlich sind nun bei N. zwar einige Voraussetzungen für die Entstehung gewisser Streitfälle gegeben. So kann etwa der Ehrgeiz mit dem Freiheitsdrange und beide können mit dem Gerechtigkeitssinn aneinandergeraten. Die Zergliederung der Aufgabe hat uns jedoch dazu geführt, einen das ganze Wesen mehr oder minder beherrschenden Grundzug für wahrscheinlich zu halten, weshalb wir Unentschlossenheit aus Zwiespältigkeit ablehnen werden.

Unentschlossenheit mag weiterhin die Folge einer zu großen seelischen Langsamkeit sein und Hinnehmlichkeit. In Ansehung seiner überwiegend tätigen und impulsiven Natur neigt sich auch darnach für N. die Wagschale auf die Seite der Entschlossenheit. Dabei wäre jedoch unerwogen geblieben mindestens noch ein Umstand von allerhöchster Bedeutung.

Zur Entschlossenheit genügt es nicht, das Richtige sofort zu fühlen, zu erkennen, zu erstreben, sondern man muß es auch augenblicklich wollen können. Die vollste Sicherheit des Entscheides gewährleistet noch keineswegs Entschlußfähigkeit. Wir alle kennen jenen Charaktertypus, der bei raschester und klarster Einsicht in das, was not täte, doch nicht wollen kann; alles geschieht bei ihm, doch nur in — Gedanken. (Vgl. Hamlet!) Er hat das vollkommenste Wissen und das wahrste Bestreben, zugleich aber eine unüberwindliche Scheu vor der Wirklichkeit des Handelns. Jordan drückt das treffend mit den Versen aus:

„Der will zur See und nicht zu Schiffe
Und bleibt nur immer im Begriffe.“

Wie viele äußerst tätige und tätigkeitsfrohe Gelehrte gibt es, die bei jeder Handlung die größte Unentschlossenheit an den Tag legen! Entschlossenheit ist Sache des Tat- und Willensmenschen, und wir wissen allerdings nicht, in welchem Grade N. dieser Spielart angehört.

Hier kommt uns jedoch zu Hilfe seine Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, da solche den bloßen Federhelden zu mangeln pflegt. Selbstbeherrschung entwickelt sich meist nur in der Schule des Lebens. Das ist aber auch für die Annahme der Tatfähigkeit von N. der einzige Anhaltspunkt. — Wir werden demnach immerhin Entschlossenheit für wahrscheinlicher halten; doch wäre in beiden Fällen auch dem nicht völlig unrecht zu geben, der auf Unentscheidbarkeit bestände.

11—12. Widerstandskräftig oder haltlos? Widerstandskraft ist eine besondere Seite der Willenskraft, und die hat N. zwar im Dienste der Selbstbeherrschung, nicht aber uneingeschränkt allgemein zur Verfügung, wie unbestreitbar hervorgeht aus der Angabe seines „Mangels an Ausdauer". Darum bleibt die Frage nach Widerstandskraft mindestens unentscheidbar. Dagegen wird ihn seine geistige Überlegenheit in Verbindung mit der Gabe der Selbstbeherrschung allerdings davor schützen, in Haltlosigkeit hineinzugeraten.

13—14. Mutig oder ängstlich? Hier mag erwähnt sein, daß beinahe alle Einsender für Mut und gegen Ängstlichkeit entschieden hatten aufgrund einer naheliegenden und verständlichen, aber gleichwohl unzutreffenden Erwägung. In Wahrheit nämlich ist grade diese Frage aus den gegebenen Daten ganz sicher unentscheidbar.

Wir müssen uns zunächst erinnern, daß es für mutige oder besser mutig erscheinende Handlungsweise zahlreiche Beweggründe gibt, die mit Mut nicht das mindeste zu schaffen haben. Einige Beispiele:

Jemand zeigt sich mutig, weil er zu stolz ist, seine Furcht zu verraten. Er hat zwar Furcht, aber das Bewußtsein seiner Würde ist noch stärker, und so bändigt er damit die Furcht. Die Frage: „Warum steigt der Mensch auf hohe Berge?" beantwortet Nietzsche mit dem nicht nur glänzenden, sondern auch wahren Paradoxon: „Um über seine schlotternden Kniee Hohn zu lachen." Von dieser Art von Stolz führt eine Kette von Übergängen zur Grausamkeit (die stets auch Grausamkeit gegen sich selbst ist) und insbesondere zur Todesverachtung. Aber auch Todesverachtung ist nicht Mut.

Oder aber: Jemand handelt mutig aus — Furcht: eine nicht etwa nur ausnahmsweise, sondern sogar häufig zu beobachtende Erscheinung. Er sucht die Gefahr, die abzuwarten ihm unerträglich wäre. Der auszudenkende Fall ist dagewesen, daß einer aus Furcht vor dem Tode Selbstmord beging (z. B. vor schweren Duellen).

Oder aber: Jemand handelt mutig aus Mangel an Lebensliebe. Er setzt ohne viel Zaudern ein Leben aufs Spiel, das ihm jede tiefere Bedeutung verloren hat. Hier pflegt häufig ein Bedürfnis nach „Sensationen“, nach beizenden Aufregungen hinzuzukommen.

Oder aber: Jemand handelt mutig aus Eitelkeit: er will imponieren, prahlen, blenden. Wenn auch innerlich zitternd, scheint er im Angesichte der Leute die Gefahr doch geringschätzig abzuweisen. Manche Waghalsigkeit und Tollkühnheit hat hier ihren Ursprung.

Oder aber: Jemand handelt mutig, weil er seinen „guten Ruf“ gefährdet glaubt, wenn er die Handlung unterließe. Hier stoßen wir auf den wichtigen Sachverhalt, daß physischer Mut durchaus etwas andres ist als sittlicher Mut und daß sogar aus Mangel an diesem der Anschein von jenem entstehen kann.

Oder aber: Jemand handelt mutig, weil er, obschon vielleicht zur Furchtsamkeit veranlagt, gegebenen Falles völlig von einem andern Gefühle beherrscht wird. Zuerst und vor allem leisten das die ausgesprochen verneinenden Wallungen: man denke an den von Wut, von heftigem Jähzorn Befallenen, der die Furcht nicht mehr kennt und darum stets ein gefährlicher Gegner ist; man denke erst recht an den Racheberauschten! Dasselbe aber leistet schließlich jedes Gefühl, sobald es den Menschen ganz überwältigt. Der übrigens furchtsame Geizhals läßt sich vielleicht eher totschlagen, ehe er seine Schätze herausgibt. Der von einer „Idee“ völlig Gebannte, ob sonst auch ängstlich, setzt für sein Ziel jene schreckenerregende Todesverachtung ein, welche die Glaubensschwärmer und sonstigen Fanatiker aller Zeiten so oft zu den grauenvollsten Martyrien befähigte. Dasselbe leistet ferner das Gefühl der Pflicht, der Verantwortlichkeit, die geschlechtliche Begierde, ein zur Leidenschaft gewordener Erkenntnistrieb, ein aufs äußerste entwickelter Trotz u. ä.

Oder aber: Jemand handelt mutig, weil es ihm am vollen Bewußtsein der Gefahr gebricht. Das kann wieder vielerlei Gründe haben, wie etwa:

1. Allgemeine Gefühlsstumpfheit. Der wachere, regere, emp-

fänglichere von zwei Menschen ist empfänglicher auch für die Vorstellung der Gefahr. Der stumpfere erscheint unter sonst gleichen Umständen mutiger, während er in Wahrheit nur gefühlloser ist. Hiermit hängt es zusammen, daß jede Gefahr von ihrer furchterregenden Wirkung verliert in dem Maße, als sie gewohnt wird.

2. Mangel an Einbildungskraft. Die Gefahr ist ja nur in den wenigsten Fällen sinnlich gegenwärtig, meistens steht sie erst bevor, zieht heran. Der phantasievollere von zwei Menschen ist geneigter, sich das Bevorstehende lebhafter auszumalen. Es wirkt auf ihn, als wäre es schon da, während es für den minder phantasiebegabten noch in ungewisser Ferne liegt. Daher wird man z. B. die nervöse „Gewitterangst" häufiger bei phantasievollen Menschen antreffen als bei phantasielosen: da denn jene sich das Einschlagen des Blitzes, Brand und Verwüstung bereits gegenwärtig halten, wann es kaum erst wetterleuchtet (womit selbstverständlich nicht bestritten wird, daß zuweilen ein phantasievoller Mensch an Gewittern grade seine Freude habe).

3. Leichtfertigkeit und „Optimismus". In leichtfertigen Naturen kommt es deshalb nicht zum vollen Bewußtsein der Gefahr, weil sie gemäß ihrer Anlage geneigter sind, das ihnen Günstige und Förderliche an den Ereignissen aufzufassen als das ihnen Hinderliche. Sie erscheinen (immer unter sonst gleichen Umständen) mutiger als ernste und weniger optimistische Charaktere, während sie in Wahrheit nur blinder sind für die Tragweite der Gefahr.

Damit sind die Möglichkeiten bei weitem nicht erschöpft, doch mag es für die Zwecke der Aufgabe genügen. In allen soeben beschriebenen Fällen ist der Anschein des Mutes nur je ein Erfolg der verschiedenartigsten Lagerungen, nicht selbst ein Trieb, eine Eigenschaft. Man könnte nun fragen: Ist Mut überhaupt je etwas andres? Ist er nicht vielmehr immer bloß Folgeerscheinung? Gibt es einen Mut an sich? Wir antworten darauf mit einem bestimmten Ja, und zwar vornehmlich aus drei Gründen: erstens aus Achtung vor der Sprache, die mit dem Worte „Mut" ganz unverkennbar eine ursprüngliche Artung bezeichnet, die der eine habe, der andre nicht habe; zweitens, weil wir nach kurzer Überlegung erkennen, daß es Menschen gibt, die wir mutig nennen müssen, ohne daß wir ihren Mut auf eine der obigen Triebfedern zurückführen könnten;

drittens und vor allem aber, indem wir das Gegenspiel des Mutes, die Furchtsamkeit, ins Auge fassen.

Mit Furchtsamkeit wird unfraglich die besondere Empfänglichkeit für ein ganz bestimmtes Gefühl, für das Gefühl der Furcht, bezeichnet. Wohl niemand bezweifelt, daß der eine Mensch von Natur dafür beanlagter ist als der andre. Wiederum gibt es auch bereits furchtsame Tiere; und wenn wir entwicklungsgeschichtlich philosophieren wollten, so ließe sich vermuten, es wären das solche, die seit langem ihr Heil in der Flucht zu suchen genötigt waren. Sie hätten daher körperlich zumal ihre Fortbewegungsorgane, seelisch vor allem den Trieb der Furchtsamkeit entwickelt; denn die Furcht verwirrt und lähmt erst bei hochgradiger Steigerung, bei geringerer Stärke ist sie ein wichtiger Warner und eine Züchterin der Vorsicht.

Vorausgesetzt nun, es gebe eine besondere Furchtempfänglichkeit, so wäre damit der Mut wenigstens negativ schon bestimmt als die mindere Empfänglichkeit für Furcht. Allein damit nicht genug, bildet der Mut die seelische Grundlage für ebenfalls ein ganz bestimmtes Gefühl, das zum Furchtgefühl gegensätzlich ist. Der Mutige sucht vielleicht nicht die Gefahr; aber, wenn sie kommt, so tritt er ihr entgegen, und diese Begegnung ist für ihn nicht ohne Reiz. Gleich dem Zustande der Furcht kann sich auch dieser bis zur Heftigkeit einer Wallung erheben und hat seine eigene (wennschon noch wenig erforschte) Ausdrucksseite, die sich feinerer Beobachtung sofort zu erkennen gibt, z. B. im Blick (es gibt einen Blick der Kühnheit!).

Wir werden darnach zu sagen berechtigt sein: der Mutige handelt mutig nicht aus Stolz, nicht aus Verachtung des Todes oder des Lebens, nicht aus Eitelkeit, nicht aus Besorgnis um seinen Ruf und nicht aus herabgesetzter Empfänglichkeit, nicht als von andern Leidenschaften eingenommen und nicht, weil es ihm an Wissen und Schätzung der Gefahr gebräche, sondern weil er (zugleich unempfänglicher für das Gefühl der Furcht) im Ausgesetztsein einen lebenerhöhenden Reiz empfindet.

Anders steht es hingegen mit dem Schrecken, dem Grauen usw., dem der Mutige sogut wie der Furchtsame anheimfällt. Mut nämlich bezieht sich durchaus auf bestimmte Gefahren oder wenigstens auf Gefahren vom Charakter eines gewohnten Geschehens: solche Gefahr ist für den Mutigen ein Stück Lebenskost, ein gutes Ding. Er bringt ihr, so wunderlich es klingen mag, Vertrauen entgegen. (Wird doch bei kriegerischen Völ-

kern die Schlacht oft mit allem Gepränge eines Hochzeitsfestes ausgemalt!) Ganz anders wirkt eine Drohung, die, alle Erfahrungen durchbrechend, das Gepräge unberechenbarer Artung trägt. Hier stellt sich das Grauen ein, das will sagen die unbestimmte Angst, und dagegen hat auch der Mut nichts aufzubringen. Manchen tapfersten und wildesten Krieger verließ augenblicklich die Fassung angesichts einer — Gespenstererscheinung!

Die etwas längere Erörterung hat wohl schon zur Genüge erkennen lassen, daß Mut aus nichts anderm könne erschlossen werden, folglich auch nicht aus den Daten dieser Aufgabe. Man hatte sich für Mut entschieden in Ansehung von N.s Impulsivität und lebhaftem Temperament. Das ist ein verständlicher Fehler. Mut nämlich würde dazu besser passen, Ängstlichkeit anderseits eine Hemmung bedeuten. Welchen Grund aber hätten wir, das Dasein solcher Hemmung für unwahrscheinlich zu halten? Etwa die Erfahrung? Gewiß nicht! Man halte nur unter seinen Bekannten Umschau, und man findet darunter sicher „Sanguiniker", die gleichzeitig sehr ängstlich sind. Sanguinische Lebhaftigkeit schließt die besondere Empfänglichkeit für das Furchtgefühl in keiner Weise aus.

15—16. Kaltblütig oder kopflos? Auch bei Kaltblütigkeit denken wir vorzüglich an eine charakteristische Weise des Verhaltens in Gefahren. Der Kaltblütige läßt sich durch die Vorstellung der Gefahr nicht leicht in Verwirrung setzen; er bewahrt auch in kritischen Augenblicken seine Ruhe, aber nicht sowohl vermöge größeren Mutes oder aus größerer Selbstbeherrschungsgabe als vielmehr aufgrund eben seiner Kaltblütigkeit. Worin besteht aber diese?

Man tut in gewissen Fällen gut, die Namen selbst nach ihrem Sinn zu fragen. „Kaltblütig" wäre, wörtlich genommen, einer, der „kaltes Blut" hätte. Wir erinnern uns sofort, daß die Wendung vom „kalten Blut" auch sonst vorkommt. Man spricht von einem, der mit „kaltem Blut" einen schauderhaften Mord begangen, oder auch von einem, der mit „kaltem Blut" die größte Schande über sich ergehen ließ. Und offenbar wird mit „kaltblütig" eben diese Eigenschaft des „kalten Blutes", jedoch in ihrer besonderen Wirkung für das Verhalten des Menschen in Gefahren gemeint. Dann aber bedeutet Kaltblütigkeit eine Art von Unempfindlichkeit, von Unerschütterbarkeit oder: eine verhältnismäßig große Beständigkeit des seelischen Gleichgewichts.

An solcher Beständigkeit nun fehlt es unzweifelhaft der Eindrucksfähigkeit und Impulsivität. Sofern jemand ein bewegliches Temperament

besitzt, ist er unbedingt nicht „kaltblütig", so sehr er auch mit mutigster Kampflust begabt sein mag. Kaltblütigkeit verträgt sich zwar sehr wohl mit Leidenschaftlichkeit, aber durchaus nicht mit impulsiver Rückwirkungsart. Der freilich denkbare Fall, daß ein impulsives und ein kaltblütiges Naturell in einer und derselben Persönlichkeit verbunden wären, könnte sicherlich nur bei großer Vielfältigkeit des ganzen Systems auftreten (zumal etwa als Folge der Mischung sehr verschiedenartiger Rassen), und eine solche Vielfältigkeit bei N. zu vermuten, liegt gar kein Anlaß vor. Als ausgesprochen lebhafter Charakter wird N. deshalb wahrscheinlich nicht zugleich kaltblütig sein.

Ein Einsender hatte Kaltblütigkeit als wahrscheinlich betrachtet aus einem abermals üblichen Mißverständnis. Nach seiner Meinung sollte nämlich für Kaltblütigkeit sprechen: Selbstgefühl, konkretes Denkvermögen, geistige Klarheit und Selbstbeherrschung. Diese Züge, unfraglich geeignet, das Zustandekommen haltloser Verwirrtheit zu erschweren, leisten zwar für den Erfolg etwas Ähnliches wie die Eigenschaft der Kaltblütigkeit, weisen aber darum durchaus nicht etwa auf diese hin. Vielmehr hat der von Natur Kaltblütige weder besonderen Stolz noch besondere geistige Klarheit noch besondere Selbstbeherrschung nötig, um jene Ruhe zu bewahren, die bei Abwesenheit von Kaltblütigkeit allerdings nur unter Aufbietung entsprechender Selbstbeherrschung behauptet würde.

Man kann, wie das Beispiel zeigt, in die Beantwortung charakterologischer Fragen nicht eintreten ohne Vorentscheidung darüber, ob die erfragte Eigenschaft eine seelische Anlage betreffe oder nur die Wirkung seelischer Anlagen. Für Kaltblütigkeit ist jenes, für Kopflosigkeit dieses der Fall. Die oben angeführten Eigenschaften sprechen denn auch so entschieden gegen die Wahrscheinlichkeit eines gewohnheitsmäßig kopflosen Benehmens, daß die Frage darnach mit Bestimmtheit zu verneinen ist.

17—18. Weich oder hart? Wenn wir von jemandem behaupten, er sei ein weicher Charakter, so meinen wir damit, er habe ein weiches Herz, sei weichherzig oder auch gemütsweich. Man möchte zunächst dabei an einen besonderen Grad von Fähigkeit zum Mitgefühl denken; der Begriff ist jedoch enger. Mitgefühl wäre auch Mitfreude, Mitzorn, Mithaß. Der Weichherzige dagegen wird vor allem leicht „gerührt", das will sagen, er neigt ganz besonders zum Mitleid. Weichherzigkeit ist daher zu bestimmen als die besondere Empfänglichkeit für das Gefühl des Mitleids.

Ob N. nun solche besitze oder nicht, darüber läßt uns die Aufgabe gänzlich im Dunkeln. Manche hatten die Eindrucksfähigkeit für Weichheit geltend gemacht. Wir zeigten jedoch oben, daß man inbetreff dieser Eigenschaft verschiedene Personen vergleichen könne nur unter Berücksichtigung ihrer besonderen Interessenkreise und Gemütsanlagen. Goethe war sicherlich überaus eindrucksfähig, aber nicht hervorragend weichherzig, und die italienische Renaissance liefert uns gleich eine Fülle von Beispielen für die Verbindung größter sinnlicher Eindrucksfähigkeit mit sogar ausgesprochener Härte. Andre wieder hatten Gutmütigkeit für Weichheit sprechen lassen. Aber wie aus unsern früheren Ausführungen hervorgehen dürfte, ist Gutmütigkeit durchaus nicht dasselbe mit der besonderen Empfänglichkeit für das Gefühl des Mitleids. Der Gutmütige kann zwar weichherzig sein und umgekehrt, aber er muß es nicht. Wir können also nicht wissen, ob N. weich ist oder nicht. — Wohl aber spricht die Gutmütigkeit bis zu einem gewissen Grade gegen das Vorhandensein von Härte, weil in ihr noch mehr liegt als bloß die Unempfänglichkeit für das Mitleidsgefühl, nämlich tätige Widersetzlichkeit gegen Mitgefühle überhaupt; und die freilich wäre dem Gutmütigen schwerlich gemäß. Eigentliche Härte ist bei N. daher unwahrscheinlich.

19—20. Anpassungsfähig oder starrsinnig? Da Anpassungsfähigkeit nicht selbst eine Anlage ist, sondern eine Folge mehrerer und wechselnder Eigenschaften, so bringt die Frage darnach sehr große Schwierigkeiten mit sich. Wir müssen uns darauf beschränken, den Gedankengang anzudeuten.

Zunächst unterscheiden wir zwischen dem Willen zur Anpassung und der Fähigkeit dazu. Nur um letztere handelt es sich. Die Anpassungsfähigkeit aber nimmt zu:

1. Mit der Feinfühligkeit („Sensibilität"). Damit einer sich anpasse, muß er mindestens fühlen, an was er sich anpassen soll. Der feinfühligere von zwei Charakteren ist in dieser Hinsicht im Vorteil und insofern anpassungsfähiger. Über N.s Feinfühligkeit wissen wir nichts.

2. Mit der Vielseitigkeit. Der vielseitigere von zwei Menschen ist unter sonst gleichen Umständen anpassungsfähiger. Über N.s Vielseitigkeit wissen wir auch nichts.

3. Mit der geistigen Beweglichkeit. N. hat geistige Beweglichkeit.

4. Mit der Fähigkeit zur Selbstbeherrschung. N. hat Fähigkeit zur Selbstbeherrschung.

5. Vor allem mit der Geselligkeit. Man denkt ja bei Anpassungsgabe nicht an Anpassung schlechthin, sondern an die Fähigkeit, sich Menschen und menschlichen Verhältnissen anzupassen. Dessen aber ist der von Natur geselligere Mensch unter sonst gleichen Umständen in höherem Grade fähig. Über N.s Geselligkeitstrieb wissen wir nichts.

Die Sache steht demnach folgendermaßen. In N.s Charakter liegen einige Voraussetzungen für Anpassungsgabe und keine, die ihr widersprächen. Unter jenen fehlen aber grade die wichtigsten. Auch denen stände zwar nichts entgegen, nichts anderseits fordert sie. — Ergebnis: Einige Wahrscheinlichkeit für Anpassungsgabe.

Ein ganz ähnlicher Gedankengang führt mutatis mutandis zur Unwahrscheinlichkeit von Starrsinn.

21—22. Versöhnlich oder unversöhnlich? Indem wir auf diese beiden Fragen eine bestimmte Antwort nicht für möglich halten, befinden wir uns im Widerspruch mit sämtlichen Einsendern, die seinerzeit die Aufgabe zu lösen unternommen hatten. — Leicht versöhnlich ist jemand, der für geschehene Kränkungen nicht lange Vergeltung fordert, sei es, daß er sie einfach vergißt, sei es, daß er schon durch geringfügige Genugtuungen befriedigt wird. Ihm wird man einiges „bieten“ können, ohne befürchten zu müssen, es für immer mit ihm zu verderben. — Schwer versöhnlich ist, wer für geschehene Kränkungen lange und nachdrücklich Vergeltung fordert und zum Friedensschlusse erst dann sich bereit findet, falls ihm Genugtuung genau in dem Maße zuteil wird, das er für ausreichend hält. — Zum Richter bestellt, läßt die Versöhnlichkeit gern „Gnade für Recht“ ergehen und neigt zur Milde; die Unversöhnlichkeit dagegen steht der Strenge nahe, der Unnachsichtigkeit usw.

Aus dieser kurzen Erörterung dürfte schon zur Genüge erhellen, daß das Problem der Versöhnlichkeit nicht vermischt werden dürfe mit dem der Verletzlichkeit. Einer wird schwer, der andre leicht verletzt. Geschieht das vorzüglich aus kleinlichen Beweggründen, so spricht man von jener „Empfindlichkeit“, die sich auswächst zur Übelnehmerei, Nachträgerei usw., was alles keineswegs Unversöhnlichkeit meint. Jemand kann beispielsweise überaus wenig empfindlich und doch sehr unversöhnlich sein, falls er sich einmal gekränkt glaubt. Recht herzlich erzürnt, gehört

er zu denen, die sich durchaus nicht „wieder vertragen“ wollen, womit aber nicht gesagt ist, daß er sich leicht in solcher Weise erzürne. — Versöhnungen setzen mit einem Worte den Zwist als gegeben voraus, und die Versöhnlichkeit bezieht sich auf das Verhalten des Menschen im Zustande der (ob nun berechtigten oder unberechtigten, jedenfalls von ihm als zu recht bestehend angenommen) Gekränktheit.

Unter den Anlagen zur Versöhnlichkeit machen wir nur die wichtigsten namhaft. Die Versöhnlichkeit wächst:

1. Mit der inneren Beweglichkeit. Unversöhnlichkeit ist eine Art des Haftens an den Vorstellungen, des Nichtloskommens. Mit größerer Unbeweglichkeit verknüpft sich zudem meist, was die mittelalterliche Seelenkunde treffend „Retentivkraft“ nannte, will sagen ein erhöhtes Beharrungsvermögen der Gefühlserinnerungsspur im Gedächtnis. Der minder tätige, minder bewegliche Mensch ist unter sonst gleichen Umständen auch der weniger versöhnliche. N. hat Beweglichkeit.

2. Mit der inneren Fülle. Der reichere, vielseitigere von zwei Menschen findet leichter innere Ersatzwerte als der einseitige und geistig ärmere. Er ist daher unter sonst gleichen Umständen minder unversöhnlich. Über N.s inneren Reichtum sind wir nicht unterrichtet.

3. Mit der Gegliedertheit („Differenziertheit“). Über N.s Gegliedertheit wissen wir nichts.

Indessen sind dergleichen Züge nebensächlich; denn vor allem kommt es natürlich auf die persönliche Stärke des Wunsches nach Wiedervergeltung an. Grade dafür nun fehlen uns im Falle N. genauere Anhaltspunkte. Es fällt daher für Versöhnlichkeit einzig die Beweglichkeit N.s ins Gewicht, keineswegs dagegen die von manchen Einsendern geltend gemachte Gutmütigkeit! Ein gutmütiger Mensch wird sich nicht leicht tiefer erzürnen, kann aber deshalb im Groll sehr langhaltig sein. Beide Fragen sind, wie man sieht, unentscheidbar.

23—24. Reizbar oder apathisch? Apathie ist bei einem derart tätigen und beweglichen Charakter natürlich ausgeschlossen. — Reizbarkeit ist wahrscheinlich. N. hat Impulsivität, Eindrucksfähigkeit, Selbstgefühl und ein Bedürfnis nach Selbstbehauptung; da dürfte einige Reizbarkeit unvermeidlich sein. Die Gutmütigkeit wird demgegenüber den Dämpfer spielen und zumal verhindern, daß etwaige Gereiztheiten sich leicht zu chronischen Ärgernissen auswachsen.

25—26. Jähzornig oder sanftmütig? Jähzorn ist eine ganz besondere Rückwirkungsart, über deren Voraussetzungen die Aufgabe nichts enthält. Eigentliche Sanftmut hingegen dürfte bei soviel Feuer mindestens unwahrscheinlich sein.

27—28. Geduldig oder ungeduldig? Geduldig nennen wir nicht den, der seine Ungeduld hin und wieder zu zügeln weiß, sondern den, der erheblicher Ungeduld überhaupt nicht leicht fähig ist. N. hat, wie wir bei Zergliederung der Aufgabe sahen, Bedürfnis nach Abwechslung und zudem Temperament; da wird die Geduld zu wünschen übrig lassen.

29—30. Beständig oder wankelmütig? Dies ist von allen Doppelfragen bei weitem die schwierigste, deren genaue Begründung ein umfassendes Kapitel Charakterkunde erfordern würde. Wir begnügen uns deshalb mit einigen Fingerzeigen, umso mehr als unsres Erachtens ein völlig bestimmtes Urteil in keiner Hinsicht möglich ist.

Beständigkeit und Wankelmut sind gleich der Anpassungsgabe keine Anlagen, sondern Ergebnisse eines von Fall zu Fall wechselnden Zusammenwirkens anderweitiger Eigenschaften. Nach dem Gefüge betrachtet, neigt zum Wankelmut mehr der eindrucksfähige, impulsive, feinfühlige als der sei es überhaupt stumpfere, sei es schwer rückwirkende und jederzeit erst überlegende Charakter. Insofern würde für N. belastet die Wagschale des Wankelmuts. — Von Gefühlsanlagen vorbestimmen zum Wankelmut alle mehr leidend gearteten wie insbesondere Gutmütigkeit, Weichherzigkeit, Teilnahmevermögen. Auch in der Hinsicht käme N. auf die Seite des möglichen Wankelmuts. — Indessen weitaus entscheidender ist die Festigkeit der Gesinnung eines Menschen, die ihrerseits wieder abhängt von der Entschiedenheit seiner Triebe und Willensrichtungen, von der Ausgeprägtheit seines Wesens überhaupt. Stets wird unter sonst gleichen Umständen der farblosere, minder festgestellte, gleichgültigere von zwei Charakteren auch der „schwankendere“ und mithin wenigstens der Möglichkeit nach wankelmütigere sein. Ziehen wir nun in Betracht, daß N. ausgesprochene Eigenart besitzt, dazu Selbstachtung, Persönlichkeitsbewußtsein, Freiheitsdrang und Unabhängigkeitssinn, so möchten wir Beständigkeit für immerhin um eine Note wahrscheinlicher halten als Wankelmut, wenn wir auch, wie gesagt, eine bestimmte Entscheidung nicht zu geben wagen. — Die Schwierigkeit der Frage trat in der Verschiedenheit der Antworten hervor. Bei Wankelmut hatten nämlich zwei Einsender mit „ja“, drei mit „wahr-

scheinlich", drei mit „unentscheidbar", zwei mit „unwahrscheinlich" und zwei mit „nein" entschieden.

31—32. Gleichmäßig oder launisch? Gleichmäßigkeit heißt schon an und für sich und erst recht in der Gegenüberstellung mit Launen: Gleichmaß der Stimmungen. Solches hat N., wie die Zergliederung der Aufgabe zeigte, entschieden nicht. Launenhaftigkeit anderseits bezieht sich minder auf die Ungleichmäßigkeit der Stimmungen als auf die Geneigtheit jemandes, seine Stimmungen ohne Ansehung der Umgebung mehr oder minder rücksichtslos zu äußern. Das dürfte jedoch einem Charakter wie N. schwerfallen. Sein Gerechtigkeitssinn geböte ihm Mäßigung, und seine geistige Überlegenheit und Selbstbeherrschungsgabe würden ihn befähigen, darnach zu handeln. Deshalb ist Launischkeit trotz Mangel an Gleichmaß unwahrscheinlich.

33—34. Vorsichtig oder sorglos? Wir verweisen auf unsre Zergliederung der Gutmütigkeit, wenn wir behaupten, daß N. von Natur mehr zur Sorglosigkeit als zur Vorsicht neigen müsse. Der Ehrgeiz freilich sollte Vorsicht erzeugen, falls er nicht, wie wir annehmen durften, im System des N.schen Wesens eine mehr untergeordnete Rolle spielte. Daher: einige Sorglosigkeit wahrscheinlicher als ursprüngliche Vorsicht.

35—36. Offen oder verschlossen? Aus ähnlichen Gründen möchte man bei N. Offenheit für wahrscheinlicher halten. Da es jedoch der Ursachen für Verschlossenheit noch manche gäbe, über die wir bei ihm nichts wüßten, wie z. B. Gefühlsscheu, so ist Unentscheidbarkeit ebenso richtig.

37—38. Aufrichtig oder unaufrichtig? Zu den unter 33—36 erwogenen Eigenschaften kommt noch diejenige der Selbstachtung hinzu, um Aufrichtigkeit wahrscheinlich zu machen.

39—40. Taktvoll oder rücksichtslos? Takt ist Zartgefühl in der Gegenseitigkeit menschlicher Beziehungen. Darüber wissen wir bei N. nichts. — Gewollte Rücksichtslosigkeit dagegen — und bei Rücksichtslosigkeit denken wir vor allem an gewollte — wäre bei N. aus den mehrfach angeführten Gründen unwahrscheinlich.

41—42. Liebenswürdig oder schroff? Liebenswürdigkeit ist durchaus eine Eigenschaft des Benehmens, deren Bedingungen mannigfache und verwickelte sind. Aus den Daten der Aufgabe läßt sich kein

bestimmter Anhaltspunkt gewinnen. — Schroffheit muß als eine Form der Rücksichtslosigkeit, nachdem wir diese ablehnten, ebenfalls für unwahrscheinlich gelten.

43. Fleiß? Tätigkeitsdrang besteht in einer Vorliebe für Strebungsgefühle, von Fleiß aber kann erst die Rede sein, wo solches Streben sich in Leistungen umzusetzen pflegt. Dazu bedarf es beträchtlicher Anstrengung, wovon im bloßen Tätigkeitsdrange noch garnichts enthalten ist. Die Bemühung und nicht etwa nur das Ziel zu wollen, kennzeichnet den Fleißigen. Fleiß ist, kurz gesagt, Vergnügen am Arbeiten. Ein abwechslungsbedürftiger, mehr vorwärts drängender als beharrungsfähiger Charakter von großer Eindrucksfähigkeit, wird N. jener Stätheit ermangeln, ohne die Vergnügen am Arbeiten sich nicht denken läßt. — Eine andre Frage wäre natürlich wiederum, ob N. nicht etwa dennoch denselben Erfolg erziele aufgrund von Einsicht und Selbstbeherrschung.

44. Pflichtgefühl? Pflichtgefühl ist eine Seite und Abart des Gewissens. Über N.s Gewissen sind wir jedoch nicht unterrichtet. Das Bedürfnis nach Selbstachtung wird ihm zwar unfraglich (im Sinne des „noblesse oblige“) gewisse Schranken auferlegen; aber wir wissen nicht, wieweit das Schranken grade des Pflichtgefühls sind. Man kann sich sogar durch höhere Gesetze als die des Pflichtgefühls für gebunden erachten.

45. Genußsucht? Genußsucht ohne nähere Bestimmung bedeutet materielle Genußsucht, und die würde der idealistische Grundzug von N. unwahrscheinlich machen. N. hat höchstens beiläufig Genußsucht.

46. Erwerbssinn? Aus demselben Grunde wie Genußsucht unwahrscheinlich.

47. Eifersucht? Eifersucht ist Egoismus der Liebe. Darüber können wir bei N. durchaus nichts wissen.

48. Neid? Aus ähnlichen Gründen wie 45 und 46 unwahrscheinlich. Durch das Vorhandensein von Gutmütigkeit wird die Unwahrscheinlichkeit noch erhöht, weshalb Unentscheidbarkeit für falsch gelten müßte, wenn nicht anderseits der Ehrgeiz N.s die Möglichkeit zur Entwicklung des Neides in sich trüge.

49. Neugier? Wollte man Neugierde nur als aus kleinlicher Beteiligung entspringend denken, so wäre sie auszuschließen. Damit aber

täte man dem Worte Gewalt an. Neugierde ist der jedem verstandbegabten Wesen von Natur eigentümliche Zustand, den die besondere Anziehungskraft des Unbekannten erzeugt. Aus seiner Verbindung mit dem Ursächlichkeitsbedürfnis entsteht daraus der Erkenntnistrieb. Ein zugleich abwechslungsgeneigter und eindrucksfähiger Charakter wird immer auch die Eigenschaft der Neugierde haben, es sei denn, daß sie gleichsam in ihm aufgesogen würde von einem sehr stark entwickelten Erkenntnistriebe. Ein andres ist natürlich wiederum die Frage, ob er die Äußerungen seiner Neugierde zu beherrschen wisse.

50. Idealismus? Bestimmt vorhanden. Vgl. die Kritik der Aufgabe.

51. Realismus? Idealismus betrifft eine Richtung des Bestrebens, welche im Gegensatz steht zumal zu erwerblichem Egoismus. Realistisch wird man denjenigen Charakter nennen, der bei seinen Bestrebungen mit den Tatsachen rechnet. Sein Gegensatz wäre der Illusionist, Utopist, Phantast usw. N.s Anlage spricht, wovon man sich leicht überzeugt, für die größere Wahrscheinlichkeit des Realismus.

52. Herrschsucht? Herrschsucht als solche ist eine Seite des tätigen Egoismus, über den uns die Aufgabe nichts verrät. N.s Bedürfnis, die eigene Sonderart zur Geltung zu bringen, könnte zwar im gesellschaftlichen Leben leicht zu einiger Herrschsucht führen; nur fragt es sich eben, wie groß hier die geselligen Neigungen sind. Die Eigenart mag auch vorzugsweise durch Absonderung behauptet werden. Herrschsucht ist daher streng genommen unentscheidbar.

53. Eigensinn? Eigensinnig heißt ein Willensentscheid, sofern sein letzter Bestimmungsgrund im Wunsche der Selbstbehauptung beschlossen liegt. Eigensinn ist der Lückenbüßer der Willenskraft. — Bedenken wir nun: N. hat Eigenart, aber noch mehr Freiheitsdrang — Aktivität — Mangel an Ausdauer: damit sind, wie sich genau beweisen ließe, sehr wichtige Voraussetzungen für die Entwicklung von Eigensinn gegeben, weshalb wir ihn für wahrscheinlich halten.

54. Eitelkeit? Darüber wissen wir nichts.

55. Anmaßung? Aus ähnlichen Gründen unwahrscheinlich wie Rücksichtslosigkeit und Schroffheit.

56. Kleinmut? Kleinmut als Eigenschaft ist bei einem Menschen

von Selbstgefühl ausgeschlossen. Um etwaigen Schwankens willen werden wir ihn noch nicht kleinmütig nennen.

57. Melancholie? Darüber wissen wir nichts. — Die meisten Beurteiler hatten Tätigkeitsdrang und Temperament mit Melancholie für unvereinbar gehalten. Hinsichtlich des sanguinischen Temperaments herrscht da ein Vorurteil. Melancholie ist keine Temperamentsform und findet sich nicht etwa nur selten, sondern sogar ziemlich häufig mit sanguinischem Temperament verbunden vor (wie anderseits oft mit dem phlegmatischen ein Zusatz „Cholerik"). Der Tätigkeitsdrang allerdings hat ein andres seelisches Tempo als Melancholie, daher denn beide nicht gleichzeitig wirksam werden. Das hindert aber nicht ihr Nebeneinanderbestehen. Die Tätigkeitspausen im Leben des rührigen Menschen können sehr wohl von vorwaltend melancholischer Stimmung erfüllt sein.

58. Frohsinn? Ist aus ähnlichen Gründen unentscheidbar.

59. Natürlichkeit? Mindestens wahrscheinlich.

60. Geschmack? Selbstverständlich unentscheidbar.

Vervollständigen wir jetzt die Angaben der Aufgabe um das, was wir mit mehr oder minder großer Sicherheit aus ihnen ableiten konnten, so lautet die Schilderung von N.s Charakter folgendermaßen:

Eigenart, aber noch mehr Freiheitsdrang. — Selbstgefühl. — Konkretes Denkvermögen und geistige Klarheit. — Eindrucksfähigkeit und Impulsivität. — Ehrgeiz und Tätigkeitsdrang. — Mangel an Ausdauer. — Fähigkeit zur Selbstbeherrschung. — Gutmütigkeit. — Gerechtigkeitssinn. — Logik. — Objektivität in fremder Sache, Parteilichkeit in eigener. — Keine Oberflächlichkeit. — Keine Schwerfälligkeit. — Wahrscheinlich Entschlossenheit. — Keine Haltlosigkeit. — Keine Kaltblütigkeit, aber ebensowenig Kopflosigkeit. — Keine Härte. — Einige Anpassungsgabe und jedenfalls kein Starrsinn. — Reizbarkeit. — Keine Sanftmut. — Mangel an Geduld. — In großen Dingen beständig und nicht wankelmütig. — Kein Gleichmaß der Stimmungen, aber auch keine launische Äußerung derselben. — Von Natur mehr sorglos als vorsichtig, mehr offen als verschlossen. — Keine Unaufrichtigkeit. — Keine Rücksichtslosigkeit und Schroffheit. — Mangel an Fleiß. — Keine materielle Genußsucht. — Kein Vorwalten des Erwerbssinnes. — Nicht sonderlich neidfähig. — Von Natur neugierig. — Idealismus, aber mit voller Berücksichtigung der Wirklichkeit. — Einige Anlage zum Eigensinn. —

Keine Anmaßung. — Nicht kleinmütig. — Natürlich. — Zum Schluß sei dem Leser verraten, daß es sich um den Charakter einer Dame handelte.

Die zweite Aufgabe. — B. besitzt folgende Hauptcharakterzüge: Idealismus. — Vorherrschaft geistiger Interessen. — Mangel an Ehrgeiz. — Beeinflußbarkeit. — Gesinnungstreue. —

Gefragt wird nach dem Vorhandensein folgender drei Eigenschaften:

1. Tatkraft?
2. Hinreißungsfähigkeit?
3. Phantasie?

Von den eingegangenen Lösungen wollen wir die beste mit der Chiffre „Dilettant" hier wiedergeben, um bei unsrer Besprechung gelegentlich darauf Bezug nehmen zu können.

Lösung Dilettant. — 1. Tatkraft wird wahrscheinlich nicht vorhanden sein. Das folgt aus der Angabe, daß B. geistige Interessen, aber keinen Ehrgeiz hat und daß Idealismus vorhanden ist. Es müssen ihm also innerliche Vorgänge interessanter sein als äußere, und die Idee an sich muß ihm wertvoller erscheinen als ihre Umsetzung in Taten. — Ob nun B. etwa Unternehmungsgeist, Selbsterhaltungstrieb, Erwerbssinn besitzt, Eigenschaften, die den Tatentrieb begünstigen würden, darüber ist uns nichts bekannt. Wir vermuten aber, daß bei einem Idealisten ohne Ehrgeiz wenig von solchen Qualitäten zu finden sein dürfte: ein Grund mehr, weswegen uns das Vorhandensein von Tatkraft unwahrscheinlich vorkommt. Da wir nun den Grad des Idealismus nicht kennen, der B. eigen ist, so können wir freilich nicht wissen, ob er nicht etwa zu Handlungen fähig ist, die auf Tatkraft zu deuten scheinen, deren Antrieb aber dennoch anders benannt werden muß. —

2. Die Frage nach Hinreißungsfähigkeit muß mit unentscheidbar beantwortet werden.

Hinreißungsfähig kann ein Mensch sein aufgrund verschiedener Anlagen, z. B. Leidenschaftlichkeit, Begeisterungsfähigkeit, Impulsivität, Mangel an Widerstandskraft, Haltlosigkeit. Daß B. nicht haltlos ist, wissen wir, da er Gesinnungstreue besitzt. Ob er aber übrigens eine der eben aufgeführten Eigenschaften hat, wissen wir nicht.

3. Unter Phantasie verstehen wir wohl reges Vorstellungsvermögen, d. h. die Gabe, sich ohne gleichzeitige Sinneswahrnehmungen im Geiste Dinge mit sinnlicher Schärfe vorzustellen. Es scheint somit, als ob der Gedanke, die Idee hier eine ähnliche Rolle spielt wie sonst das Auge

und Ohr oder die greifende Hand. Ohne Ideen ist keine Phantasie möglich und ohne Phantasie kein Idealismus. B. hat also Phantasie. Wie stark aber seine Vorstellungskraft ist, darüber können wir keine Auskunft geben. Denn, daß wir wissen, B. sei beeinflußbar — und er könnte nicht beeinflußbar sein ohne einige Phantasie — kann uns wenig helfen, zumal der Grad seiner Beeinflußbarkeit auch nicht allzu groß sein kann, da sonst wiederum Gesinnungstreue ausgeschlossen wäre. Übrigens aber glauben wir, daß Phantasie überhaupt nicht von Charaktereigenschaften abhängt, und daß es daher unmöglich ist, sie auf charakterologischem Wege zu bestimmen.

Eigene Lösung. — Nach der ziemlich ausführlich gehaltenen Besprechung der artverwandten vorigen Aufgabe verzichten wir diesmal auf eine besondere „Kritik der Aufgabe“ und treten sogleich in die Beantwortung der drei Fragen ein.

1. Tatkraft? Tatkraft gehört zu den schwierigeren Begriffen der von der Sprache gestützten Menschenkunde. Am raschesten führt uns die Fällesammlung zum Ziel.

Werden wir Tatkraft die kennzeichnende Ursache nennen, weswegen ein „Heiliger“ für seinen Glauben stirbt oder umgekehrt ad majorem dei gloriam andre auf den Scheiterhaufen schickt? Unzweifelhaft nicht! Die angeführten Handlungen lassen zunächst jedenfalls Fanatismus, Glaubensinbrunst, Überzeugungsstärke und was dergleichen mehr ist, erkennen. Sie zeigen den Täter dieser Art als von einer Leidenschaft erfüllt, die unter anderem auch die Tatkraft zwar befeuert, nicht aber sie zu erzeugen vermöchte, wie denn große Inbrunst ebenso oft völlig ohne Tatkraft bestehen kann. Je ausschweifender die Handlung, umso größer der Verdacht, daß sie gerade nicht aus der — Tatkraft stamme.

Anderseits wird niemand die Tatkraft für entbehrlich halten unter den Erfolgsbedingungen z. B. eines Bismarck. Er nun verfügt über die Gabe planmäßigen Handelns für ein politisch und sittlich bedeutendes Ziel. Wir fragen uns deshalb, ob dies für Tatkraft wesentlich sei. Wiederum nicht! Auch der verworfenste Raubmörder kann erhebliche Tatkraft besitzen. — Wir wissen jetzt zweierlei: daß Tatkraft gleichgültig sei gegen den sittlichen Wert der Taten und daß sie ferner nicht dürfe verwechselt werden mit Leidenschaft oder Begeisterung.

Ist Tatkraft also gleich Willenskraft? Einem Gelehrten wie Regnault oder Darwin, der jahrzehntelange Arbeit auf die Lösung eines

einzigen Problems verwendet, messen wir außer der Leidenschaft, mit der ein Ziel gefordert wird, gewiß auch den Willen bei, der es verwirklicht, und zögern dennoch, von Tatkraft zu sprechen. Die Tätigkeit des Forschers ist eine wesentlich innere, zur Tatkraft aber gehört offenbar, daß der Wille nach außen wirke.

Wäre Tatkraft nur die auf äußere Handlungen zielende Willensstärke, so würde sie inbezug auf begriffliche Einfachheit den strengsten Ansprüchen psychologischen Denkens genügen. Allein derart inhaltsarme Allgemeinbegriffe blieben der Wissenschaft vorbehalten. Die Sprache will fast niemals bloße Anlagen, sie will durchweg lebenswichtige Mächte fassen und hat auch die Tatkraft erheblich reicher bedacht. Wir kennen bisher nur deren conditio sine qua non. Nach außen gekehrte Willenskraft hat z. B. der gut geschulte Athlet, der tüchtige „Arbeiter", haben mehr oder minder alle öffentlichen Vollstreckungsträger. Über Tatkraft hingegen verfügt nur der selbständig Handelnde, dem Urteil, Zielbewußtsein und Entschlußgeist eignet. — Tatkraft schließt demnach alle Anlagen in sich, vermöge deren erstens selbstwillige („spontane") Entscheide fallen — zweitens solche den Willen bewegen — drittens der Wille nach außen wirkt. Fehlt deren eine, so fehlt es an Tatkraft.

B.s Gesinnungstreue bleibt für die Beantwortung dieser Frage füglich außer Betracht. — Die Beeinflußbarkeit kann auf Mangel an Widerstandskraft oder auf mehr als gewöhnlichem Eindrucksvermögen beruhen und setzt jedenfalls eine größere Empfindlichkeit, eingerechnet eine gewisse Erleidnisgabe voraus, die dem selbstwilligen Geist der Tatkraft unangemessen wäre. Es kommt jedoch vor, daß solche in andern Gebietsteilen der Seele spielt, als denen die Tatkraft entstammt. Jemand mag beeinflußbar sein in gemütlicher Hinsicht, im praktischen Leben jedoch ein wackerer Täter, oder beeinflußbar inbezug auf den Endzweck, während voller Tatkraft in jedem einzelnen Schritte, oder lenkbar in diesem, dahingegen selbständig handelnd in der Wahl des Zieles. Die Möglichkeit der Tatkraft bleibt also offen.

Mit dem Mangel an Ehrgeiz fällt eine wichtige Triebfeder fort, die den Willen zur Tatkraft spornen könnte; doch gibt es Beweggründe anderer Art, und Tatkraft kann folglich dennoch bestehen. — Die Vorherrschaft geistiger Interessen aber liefert den ersten wirklichen Gegengrund. Man beachte, daß nicht von Klugheit oder Begabung gesprochen wird, son-

dern von einer Interessenrichtung, die auf das innere Leben geht. Die artlich entgegengesetzte Neigung zur Wirkung nach außen, die wir als für Tatkraft unerläßlich erkannten, wird schwerlich daneben auch noch vorhanden sein. Vollends unwahrscheinlich macht es das Hinzukommen des „Idealismus“, den wir etwas schärfer ins Auge fassen.

Wir lassen als selbstverständlich beiseite das gewisse Maß von Begeisterungskraft oder Kraft der Hingebung an ein außerpersönlich Tatsächliches, ohne das wenigstens echter Idealismus undenkbar ist, und bringen sogleich in Erinnerung, was außerdem noch erforderlich wäre. Auch ein Bismarck hat sachliche Ziele, und gleichwohl wird mancher Bedenken tragen, ihm Idealismus anzuheften, was er ohne Besinnen etwa bei Schiller täte. Den Idealismus kennzeichnet nämlich die verhältnismäßige Unerreichbarkeit des Zieles oder inbezug auf dessen Träger gesagt: ein dem Wesen nach nie ganz befriedigtes Streben, wie es beispielsweise dem Altertum völlig unbekannt war und das auch heute in seinen zugespitzteren Formen ausschließlich der Christenheit angehört. Psychologisch angesehen, ist darum der Idealist nur beiläufig „wollender“ Mensch, wesentlich aber ein „wünschender“ Mensch: womit auch die zweite Bedingung der Tatkraft fortfällt, daß nämlich das Urteil vor allem den Willen bewege. Tatkraft ist bei B. also mindestens unwahrscheinlich.

Das hat zumal Lösung „Dilettant“ nicht nur richtig beurteilt, sondern im wesentlichen, wie man sieht, auch richtig begründet. — Wenn demgegenüber eine andre Lösung zu dem Ergebnis kam, man möge statt „Gesinnungstreue“ beispielsweise „Königstreue“ setzen, um eine Person zu erblicken, die „durch ihren Begriff von Patriotismus getrieben werde, auf dem Schlachtfelde Heldentaten zu vollbringen“, so übersah sie völlig die „Vorherrschaft geistiger Interessen“. Die „Königstreue“ eines B. würde stets nur der Pflicht der Vaterlandsverteidigung (mit möglicherweise aller wünschbaren Tapferkeit) genügen, nicht aber die Kampflust aufbringen, mittelst deren man auf dem Schlachtfelde Heldentaten verrichtet.

2. Hinreißungsfähigkeit? Hingerissensein ist erstlich Ergriffensein, ferner ein besonders starkes Ergriffensein, mithin schon mehr ein Erschüttertsein, endlich ein solches Ergriffensein, dem es natürlich wäre, sich unmittelbar zu äußern. Hinreißungsfähigkeit wird demzufolge der Drang genannt, vermöge dessen die Ergriffenheit leicht in gefühlsmäßige Augenblickshandlungen übergeht: die einzige Be-

stimmung, die den Begriff genügend abzugrenzen gestattet gegen die ihm verwandten der Empfänglichkeit, Eindrucksfähigkeit, Sensibilität usw. — Zur Beantwortung dieser Frage gibt die Aufgabe darnach keine Anhaltspunkte: Hinreißungsfähigkeit ist unentscheidbar.

Das hat unzweideutig nur Lösung „Dilettant" zum Ausdruck gebracht. Die Begründung freilich ist nicht ganz einwandfrei. Ein gewisses Begeisterungsvermögen z. B. wird dem B. in Ansehung seines Idealismus kaum abzusprechen sein, doch folgt daraus nicht notwendig, daß er aus Begeisterung „sich hinreißen" lasse.

3. Phantasie? Diese allerdings bei weitem schwierigste Frage wurde von keinem Einsender richtig beantwortet, doch kommt der Wahrheit immerhin am nächsten Lösung „Dilettant": auch Phantasie nämlich ist unentscheidbar.

Der allgemeine Mißerfolg rührte in erster Linie davon her, daß niemand sich hinreichend klar geworden, was denn eigentlich den Namen der „Phantasie" verdiene. Zwei Lösungen erblicken in ihr vor allem ein schöpferisches Vermögen oder die Anlage, „geistig Neues künstlerisch zu schaffen". Nun haben allerdings phantasievolle Menschen nicht selten Gestaltungskraft, allein schon die charakteristische Wortbildung „Phantastik" sollte uns hindern, diesen Zusammenhang für notwendig zu halten.

Die von uns mehrfach empfohlene Namensschau wirkt im vorliegenden Fall ganz besonders klärend. „Phantasia" ist vom griechischen „Phantasma" oder „Phasma" gebildet, das wieder vom Verbum „phainein" herkommt, welches „scheinen" heißt. „Phasma" bedeutet also Erscheinung, Gesicht, Bild, Traumbild, dann auch Gespenst; Phantasie wäre folglich die Fähigkeit, innere „Bilder" zu haben und, da ja Bilder von sinnlicher Deutlichkeit sind, in der Tat auch die Gabe, wie Lösung „Dilettant" es ausdrückt, „im Geiste Dinge mit sinnlicher Schärfe vorzustellen". Indessen „Erscheinungen" besitzen ein zweites nicht außer acht zu lassendes Merkmal: daß sie uns nämlich begegnen oder schlechterdings da sind. Unser „Geist" hat zu ihnen das Verhältnis des aufnehmenden, empfangenden Teils in ähnlicher Weise wie zu jedem beliebigen Wahrnehmungsinhalt. Seine Erleidnisrolle wird vollkommen im wirklichen Traum, wo er wehrlos erliegt der Verwandlungskunst des bilderzeugenden „Unbewußten". Auch im wachen Zustande nimmt unter sonst gleichen Umständen die Phantasie umso eher überhand, als der Verstand an Spannkraft und Selbsttätigkeit verliert, weshalb phantasievolle „Träumer" oft zugleich willens-

schwach sind und jenes üppige Vorstellungsleben, das Legenden wirkt und Gerüchte zeitigt, weit besser gedeiht in den kenntnisarmen Niederungen als auf kritikerhellten Höhen der Bildung und Geistigkeit. Erst wo solche Wachtraumgabe oder Entrückbarkeit mehr oder minder vorherrscht vor dem Urteilsvermögen, sollte von „Phantasie“ die Rede sein.

Man sieht darnach ohne weiteres, daß geistige Interessen nicht unbedingt Phantasie erfordern. Ebensowenig tut das der Idealismus. Voller „Idealismus“ waren z. B. die Puritaner und Bilderstürmer, die Büßer des Mittelalters, war die ganze ecclesia militans, die dem um „Idole“ versammelten Altertum aus dem Munde der frühen Kirchenväter den Krieg erklärt mit den lehrreichen Worten: „Verflucht seien alle, die Bilder machen!“ Hier sehen wir einen Idealismus, der als Eingebung des Teufels unter anderem auch die Phantasie verpönt und seinerseits auf ein möglichst bildarmes Wollen zielt. Tiefer durchdacht, wie an dieser Stelle möglich ist, würde sogar jeder Idealismus als wenigstens mit einem Rest sich behaftet erweisen von jener Sinnenfeindschaft, die in obigem Anathema ihre für alle Zeiten klassische Prägung gewann.

Eher könnte die Beeinflußbarkeit an Phantasie zu denken Anlaß geben. In der Tat ist kein phantasievoller Mensch ganz unbeeinflußbar, aber nicht jeder Beeinflußbare hat Phantasie. Wer z. B. rasch bestimmt wird durch die Urteile andrer oder etwa leicht abgelenkt von sinnlichen Wahrnehmungen, braucht keineswegs phantasievoll zu sein. Weder aus den Daten dieser Aufgabe noch aus irgend anderen, die nicht den Tatbestand selbst schon der Phantasie betreffen, kann diese Eigenschaft erschlossen werden. Auch ist sie nicht eine Strebensrichtung, sondern ebenso wie die Verstandesanlagen ein „Vermögen“, das zu den Triebfedern im gleichen Verhältnis steht wie ein Stoff zu der ihn bewegenden oder verbrauchenden Kraft. — Aus dem richtigen Gefühl für diese Wahrheit ging wohl der eigenartige Schlußsatz von Lösung „Dilettant“ hervor. —

Das Merkwürdige dieser Aufgabe liegt darin, daß aus ihren fünf Daten ein bestimmter Entscheid nur für eine der gestellten Fragen möglich ist (und zwar im verneinenden Sinn für die Tatkraft). Das wird viele überraschen und dürfte zur Vorsicht mahnen. — Übrigens aber, da ein Charakter von so allgemeiner Beschaffenheit nicht allzu selten ist, möge man einmal die Probe machen: und man wird sicherlich bald ein Beispiel finden, wo die geforderte Gruppe ohne Hinreißungsfähigkeit und ohne Phantasie besteht.

QUELLEN

Die Ausdruckslehre überhaupt und insbesondere die Graphologie hat lange zu leiden gehabt unter der vordringlichen Einmischung Unberufener und leidet noch darunter. Neben der ernst zu nehmenden Literatur gab und gibt es, ohne Übertreibung gesprochen, eine graphologische Schundliteratur, die den Laien irreführt und dem Forscher das Gebiet mit Recht verleiden kann. Ja, neben den vergleichsweise harmlosen, weil offenkundigen Schund, der von „Mysterien der Handschrift" erzählt oder Erwerbung unfehlbarer Menschenkenntnis in zehn Minuten verspricht, tritt in den letzten Jahren mehr und mehr der in Titel, Würden und wissenschaftliche Aufmachung verkleidete Schund, dessen wichtigtuerische Anmaßlichkeit gemeinhin in geradem Verhältnis steht zur Größe des Unvermögens. Darum scheint es geboten, hier, wenn auch in äußerster Kürze, diejenigen Namen aufzuzählen, denen allein und ausschließlich eine, sei es geschichtliche, sei es noch tagfällige Bedeutung zukommt.

Abgesehen von den zahlreichen graphologischen Einzelbemerkungen, die sich verstreut finden bei Shakespeare, Scott, Goethe, Knigge, Woltmann, Poe, Carus, Delestre, Sand usw. und den folgelosen Versuchen der Demelle, Baldo, Raveneau, Lavater, Grohmann, Morreau de la Sarthe, Hocquart, Struve, Schlüter, Schwiedland und andrer knüpft die Vorgeschichte der Graphologie zumal an zwei Namen an: in Deutschland an Adolf Henze, in Frankreich an Jean Hippolyte Michon. Jener war ein kauziger Sonderling, der in jeanpaulisierender Tonart zahlreiche graphologische Skizzen entwarf und durch ihre Veröffentlichung in der „Illustrierten Zeitung" weite Kreise für seine „Kunst" zu gewinnen wußte; dieser aber war ein, obschon laienhafter, Systematiker, dem es gelang, aufgrund seiner (Jahrzehnte hindurch fortgesetzten) Sammlung von Handschriften und ihrer Vergleichung per enumerationem simplicem sozusagen die Bauernregeln der Graphologie zu finden. Henzes 1862 erschienene „Chirogrammatomantie" hat nur einen Kuriositätswert und bleibt sachlich weit zurück sogar z. B. hinter den um rund ein halbes Jahrhundert voraufgegangenen Arbeiten Hocquarts. Michons 1875 erschienenes „Système de Graphologie" dagegen behält den sachlichen Wert der geschichtlich ersten Sonderbehandlung des Stoffes, auch nachdem es heute gehaltlich veraltet und erledigt ist.

Aus der fortan sehr viel größeren Zahl Beteiligter müssen wir uns begnügen, diejenigen Männer anzuführen, welche die Graphologie nachweislich gefördert haben: entweder durch sachliche Beiträge oder durch befruchtende Vermittlung des Überlieferten. — Sonderbarerweise fällt das Ursprungsland der systematischen

Handschriftenforschung, Frankreich, nach dem Michonschen Aufschwunge gänzlich ab. Denn der Verwalter seines Erbes, Crépieux-Jamin, hat nicht mehr geleistet, als die Befunde seines Meisters übersichtlicher zu gruppieren und gefälliger vorzutragen. Der Schwerpunkt der Weiterentwicklung liegt in Deutschland. — Hier traten nun nacheinander zwei Männer hervor, welche es durch glänzende Deutungen verstanden, zum erstenmal die Aufmerksamkeit auch der Wissenschaftler zu erregen. Beide, der Berliner Schreibsachverständige W. Langenbruch und der Münchener Schreibsachverständige Hans H. Busse sind bedeutende, aber einseitige Praktiker, die es nicht vermochten und wohl auch nicht einmal ernstlich erstrebten, die Forschung selber zu fördern, wohingegen sie jeder in seiner Weise das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, den wissenschaftlichen Abschnitt der Graphologie veranlaßt zu haben. Und zwar wurde durch Langenbruch in die Handschriftenforschungsbestrebungen eingeführt Wilhelm Preyer, während Busse, weitblickender und organisatorisch veranlagt, die „Deutsche graphologische Gesellschaft (D. g. G.)“ ins Leben rief, aus deren Mitgliederkreise sämtliche derzeit wichtigsten Arbeiten des ganzen Gebietes hervorgehen sollten. Die Frucht der Preyerschen Bemühung war sein 1895 erschienenes „Zur Psychologie des Schreibens“ (neuerdings unverändert in zweiter Auflage), ein Buch, dessen Lektüre auch heute für jeden unerläßlich ist, der sich mitforschend betätigen will. Seine bleibende Errungenschaft ist der rein graphische Teil, der zuerst die handschriftlichen Merkmale in allgemeine Bewegungseigenschaften zerlegt; dahingegen entsprechen dem heutigen Stande des Wissens nicht mehr seine Erklärungsversuche und die noch ganz altmodische Charakterbetrachtung. — Zwei Jahre darauf beginnen die regelmäßig fortlaufenden Publikationen der D. g. G. („Berichte“, „Graphologische Monatshefte“, später zu Übungszwecken die „Graphologische Praxis“) und finden mit der Auflösung der Gesellschaft im Jahre 1908 ihren Abschluß. Die „Berichte“ und „Monatshefte“ mit ihren insgesamt rund 1350 Seiten Umfang enthalten alles, was in dem fraglichen Zeitabschnitt an selbständigen Arbeiten von irgendwelcher Bedeutung zutage trat. Der Forscher muß davon Kenntnis nehmen, der Liebhaber indessen darf sich die Mühe des Nachlesens so vieler Einzelarbeiten ersparen, weil sich ihr bleibend Wertvolles zusammengefaßt und durchgearbeitet findet in nur zwei Büchern, deren jedes in der Handschriftenforschung einen Markstein bedeutet. Ihre Titel lauten:

Dr. Georg Meyer. Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie (Fischer 1901).

Dr. Ludwig Klages. Die Probleme der Graphologie (Barth 1910).

Der Zweck der Orientierung des Lesers erheischt es, daß wir nicht nur über das Meyersche Buch, sondern auch über die eigenen einige Worte sagen. — Meyers „Grundlagen“ erreichen, was Preyer nur angestrebt hatte: den Anschluß der abseits gewachsenen Graphologie an die schulpsychologischen Grundbegriffe. Seine ungemein vorsichtige Ausdrucksweise ermöglicht es dem Verfasser, beinahe nur erweislich Feststehendes und dieses in den Formeln strenger Wissenschaft zu bieten. Insoweit hat sein Buch nicht etwa nur geschichtlichen, sondern zeitlebendigen und dauernden Wert. Allein der unleugbare Vorzug wird erkauft um den Preis eines überaus empfindlichen Verzichtes. Daß der Praktiker leer

ausgeht, will wenig besagen, denn hier ist von Theorie die Rede; indessen auch sie erhebt sich nirgends über einige Grundbegriffe. Was Verfasser zeigt und sicherstellt, ist weit mehr die schulpsychologische Möglichkeit der Handschriftendeutung als deren Verwirklichung durch Aufrollung des Problems der Persönlichkeit. — Hier tritt nun unser eigenes Buch in die Lücke, indem es sowohl die ganze bisherige Gedankenmasse aus einem völlig neuen Gesichtspunkt zusammenfaßt als auch insbesondere deren Tauglichkeit erweist zu erheblichster Erweiterung unsres charakterologischen Wissens. —

Der Gang der Dinge hatte inzwischen immer deutlicher eine natürliche Dreiteilung der Handschriftenforschung hervortreten lassen. Diese hat es nämlich erstens zu tun mit der Untersuchung der Entstehungsbedingungen der persönlichen Schreibbewegung und bildet dergestalt den blühendsten Seitenzweig der allgemeinen Ausdruckslehre. Sie hat es zweitens zu tun mit der Handschriftendeutung und setzt als solche neben jener voraus eine durchgebildete Charakterkunde. Und sie hat es endlich drittens zu tun mit der (gerichtsgraphologischen) Identitätsuntersuchung und muß sich zu dem Behuf verschwistern mit Optik und Chemie. Diese drei Unterteile haben sich in der Folge immer schärfer geschieden. Meyer wandte sich völlig der Expertise zu, gründete 1907 gemeinsam mit Schneickert das „Archiv für gerichtliche Schriftexpertise“, das aus Teilnahmemangel bedauerlicherweise schon 1909 wieder einging, aber eine Anzahl wertvoller Arbeiten enthält, unter denen zumal mit hoher Anerkennung zu nennen ist Meyers gerichtsgraphologische Bearbeitung des „Falles Kracht“ (Seite 121 bis 195). — Wir selbst wandten uns ebenso entschieden der Ausdruckslehre und Charakterkunde zu und haben darüber die folgenden beiden Bücher veröffentlicht:

Ludwig Klages. Die Grundlagen der Charakterkunde. IV. Aufl. (Barth, 1926).

Ludwig Klages. Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. III. und IV. Aufl. (Barth, 1923).

Beide sind nicht mehr graphologischen, sondern rein seelenkundlichen Inhalts, dergestalt jedoch, daß sie eine Neueinstellung schlechthin der Psychologie aufgrund der Leitsätze unternehmen, welche erworben wurden in jahrzehntelanger Deutungsausübung. — Demgegenüber blieb nun völlig unbebaut die Praxis der Handschriftendeutung selbst. Alles, was darüber im Laufe der letzten zehn Jahre veröffentlicht wurde, steht bestenfalls noch auf der Stufe Michons und Crépieux-Jamins und ist schlimmstenfalls elendes Gewäsch. Wer im übrigen eines der älteren graphologischen Kochbücher kennenlernen möchte, mag immerhin am ehesten hingewiesen sein auf L. Meyers (Pseudonym für Laura von Albertini) erstmalig 1895 erschienenes „Lehrbuch der Graphologie“, wohingegen ausdrücklich gewarnt werden muß vor dem kläglichen Machwerk des auch sonst phantastisch überschätzten Lombroso, das leider durch die Übertragung in der Reklamschen Universalbibliothek weiteste Verbreitung fand. — Um diesem Mangel abzuhelfen, ist das vorliegende Buch entstanden.

Noch wäre hinzuzufügen ein Wort über unsre Figuren. Sie stammen zum weitaus größten Teil aus eigenen Arbeiten in den „Monatsheften“; einige sind

HANDSCHRIFTEN-PROBEN

ZU HANDSCHRIFT UND CHARAKTER

VON

LUDWIG KLAGES

ELFTE BIS DREIZEHNTE AUFLAGE



1929

LEIPZIG / JOHANN AMBROSIUS BARTH

Druck der Graphia Akt.-Ges. vorm. C. Grumbach in Leipzig.

Tafel I.

[illegible]

1

Daß ich am Abend meiner Tage
Als Dichter noch zu schaffen wage
Verlangt ein Glückwunsch Jeder, Jeder.
Doch dankt' ich mit der eignen Feder
Für alle Grüße, alle Spenden, –
Ich würd' ein Jahr dazu verwenden.
Und muß ich nicht bei siebzig Jahren
Mit Tagen, Stunden geizig sparen?
Verzeiht es gütig denn dem Greise
Daß er euch dankt auf diese Weise.

Wilhelm Jordan.

2

Tafel II.

3

4

ihr Freund Beethoven

5

Tafel III.

friendship is
much more than
all the money in
the world.

6

poet to poet I give
you my work because
your joy in it makes
it more dear to me.

who is your young
man who likes what
I said of the primrose

7

Tafel IV.

8

9

10

Marie von Ebner-Eschenbach

11

Prof W. Preyer

12

13

14

Tafel V.

15

(Um die Hälfte verkleinert.)

16

17

18

Tafel VI.

19

20

21

Tafel VII.

Frau Baronin
Isabelle v. Ungern-Sternberg.

22

infolge der vielen Fenster nicht lesen konnte.

23

nun so jämmerlich
schielen; im Herbste so
weiß so recht in dem

24

Gewöhnlich beschäftige ich den [illegible]
beiden liebenswürdigen Sendungen
und Briefe. Ich bitte um aller Ergebung
vorläufig zu entschuldigen und bitte Sie
mich bei Ihren liebenswürdigen Dank zu

25

unserer Selbsterkenntnis ver-
helfen würden Falls Ihnen

26

Tafel VIII.

[illegible]

27

wir würden
aber sehr [illegible]
wenn Sie

28

Zu Deinem morgigen
Geburtstage sende ich Dir die herz

29

Tafel IX.

Harry Stern,
Paula Kahané.

30

31

32

34

was sich mir gerade bot.
Ich werde mir bei Gelegenheit erlauben, weitere Handschriftsendungen zu machen.

33

Tafel X.

[illegible]

35

München
Neureutherstr. 3.

36

[illegible]

37

[illegible]

38

[illegible]

39

Tafel XI.

40

41

42

43

Johann Caspar Lavater.

44

kann. so setzt sie wohl
Kenntnis dieses letzteren
Wie nun, wenn der Fall

45

benutzen,

47

[illegible] wenn diese Vorstellung natürl
[illegible]eigenschaft ist, so kann man
wissen [illegible] der zu erzeugenden
annehmen. – Die Konstruktion der

46

gelacht habe, meinen Abend [illegible]
bin ich halb ganz mir selbst über
[illegible] nach Schulbänken u. Kissen,

48

Caesar

Creuzburg

Soeben erhielt ich Ihre Depesche

49

Mit Gottes Hülfe wurde uns heute
ein munteres Töchterchen geboren

50

Tafel XIII.

52

51

53

54

55

57

56

58

[illegible]

59

[illegible]

60

Wissen Sie, das nennt man eine officielle Rüge, Sie sind nämlich erst 3ter, ich,

61

[illegible]

62

Zu Deinem Wiegenfeste von hier meinen besten Glückwunsch. Befinde

63

[illegible]

64

Tafel XV.

Gießen, den 11. Juli 1902.

Liebes Käthchen! Zu Euch komme ich auch nicht mehr ich will von euch auch nichts mehr wissen ihr seid auch ganz freche Leute. Liebe Käthe ich bin ganz verlassen niemand bekümmert sich um mich voriges Jahr war ich um diese Zeit bei euch. Liebe Käthe was machen die Kinder? du sollst dich doch schämen fünf Jahre verheiratet und noch keine Kinder. Ach ich muß sterben ich muß verbrennen wenn ich nur Gift hätte oder sonst was ach wenn nur ein Fenster auf wär es ist einerlei ich muß. Aber die andere Klinik ist schuld die haben mich hypnotisiert die frechen Doktor die haben mich krank gemacht aber wenn ich wieder fort bin dann zeige ich sie an am Gefängnis ich weiß alles was sie mit mir gemacht haben. Ach Vater tod Mutter stirbt ich sterbe alles stirbt ach wie tod ach hätte ich ein Messer ich würde mir meine Hände abschneiden. Liebe Käthe

Sehr verehrte Frau Ba
Ich sende Ihnen hier d. B.
meines Buches aus d. Bei
lin befindet sich im Bün
dieses Jahrgangs. Da mir d.

bieten, worauf Sie ein Vermögen sich erwerben können. Falls Sie natürlich sich mit Kapital an dem Ganzen beteiligen können (unter williger Sicherstellung auf Bibliothek u. Instrumente der Institute und den sächlichen Ertrag

Tafel XVII.

[illegible]

68

[illegible]

69

[illegible]

70

Tafel XVIII.

[illegible]

71

Der Mensch ist weder Mann

von dem Mann <u>und</u> Weib –

72

[illegible]

73

Reichsbehörden zur Annahme bezüglich
der aus forstwirthschaftlichen Produkten
hergestellten Fabrikationen unterstützt

74

[illegible]

75

Sie steigen dann bei mir ab, und
schlafen die beiden Nächte im
im Tribschener Fideicommisshaus.
Nun lassen Sie sehen, wie
Sie sind. Viel wonnige Erfah-
rungen habe ich fast nicht
an deutschen Landsleuten
gemacht. Retten Sie meinen
nicht ganz unschwankenden
Glauben an das, was ich —
und Goethe u. einigen Andern —
deutsche Freiheit nenne. —
Herzlichsten Gruss von
Ihrem
ergebenen
Richard Wagner.

Luzern.
5 Juni 1869.

Tafel XX.

die Zahl der Abonnenten zu erhöhen

Ich gestatte mir als meinen Beitrag

77

[illegible]

78

Dans notre maison il n'y a pas de trimestre, le

79

Mein [illegible]

80

Herrn Doctor Ha

Wissenschaftliches

81

Geliebteste Sabinella

Eben erhalte ich Deinen

82

[illegible]

83

Tafel XXI.

84

Tabor.

85

86

für gestern ist leider zunichte

87

für gestern ist leider zunichte

88

Lieschen

89

90

Graphologie

91

92

Vielen Dank
Ihr reiches Buch

93

Ihrer gefälligen Antwort ent-
gegensehend,

Hochachtungsvoll!

Curt H. Jstrel.

94

chen und werde mir erlauben Sie nachmittags
gegen vier zu besuchen, falls Sie sich nicht

95

96

Tafel XXIII.

97

98

99

Das Wetter ist heute schön

100

Lustbarkeiten der Welt lere-
nen, u. möchte nicht die
Ihres Einsiedlertums stören.

101

Sehr geehrter Herr Klages. Leider habe ich gestern Abend nicht,
wie ich vorgehabt hatte, kommen können und da Sie den
Mittwoch Abend ausgenommen haben, ist es mir jetzt lei-
der nicht mehr möglich an einem Abend zu kommen.
Die Bücher mit bestem Dank zurück und Entschuldigung

102

Meine liebe Frau:

103

Gebrauch da
machen —
jeder Zeit

104

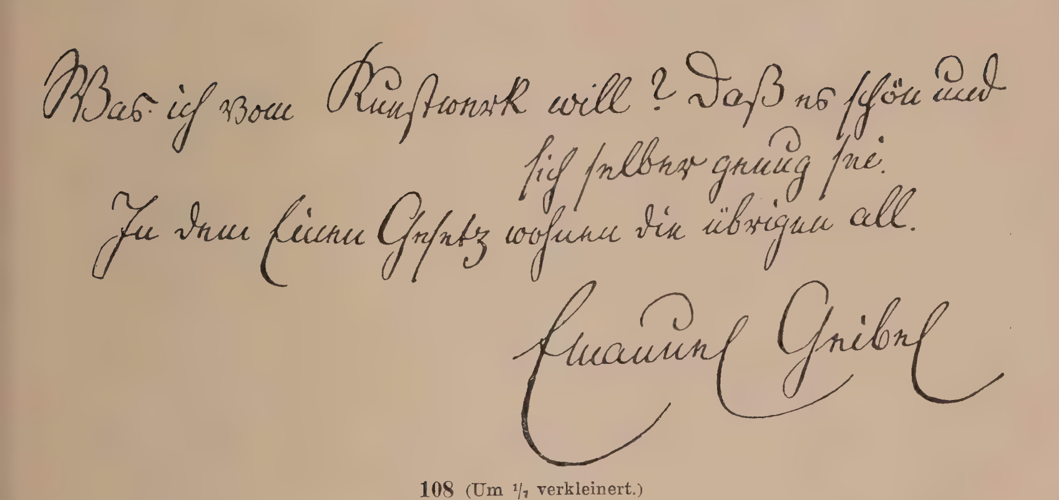
mieux j'ai encore
parte cris qui me

105

106

l'excellent accueil que
l'on m'a fait à

107



Was ich vom Kunstwerk will? Daß es schön und sich selber genug sei.
Zu dem feinen Gesetz wohnen die übrigen all.

Emanuel Geibel

108 (Um 1/7 verkleinert.)

Gottfried Keller

109

Mich.., auf Winters Baum erstanden
[illegible] der Vogel sein Gefieder,
Kilchberg bei Zürich Conrad Ferdinand
15 April 1888 Meyer

110 (Um 1/7 verkleinert.)

Tafel XXVI.

Heute fanden meine Schritte mein vergessnes Jugendthal,
Seine Sohle lag verödet, seine Berge standen kahl.
Meine Bäume, meine Träume, meine buchendunklen Höhn —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

Drüben dort in schilfgen Grunde, wo die müde Lache liegt,
Hat zu meiner Jugendstunde sich lebendge Flut gewiegt.
Durch die Haiden, durch die Weiden ging ein wanderndes Getön —
Ewig jung ist nur die Sonne, sie allein ist ewig schön.

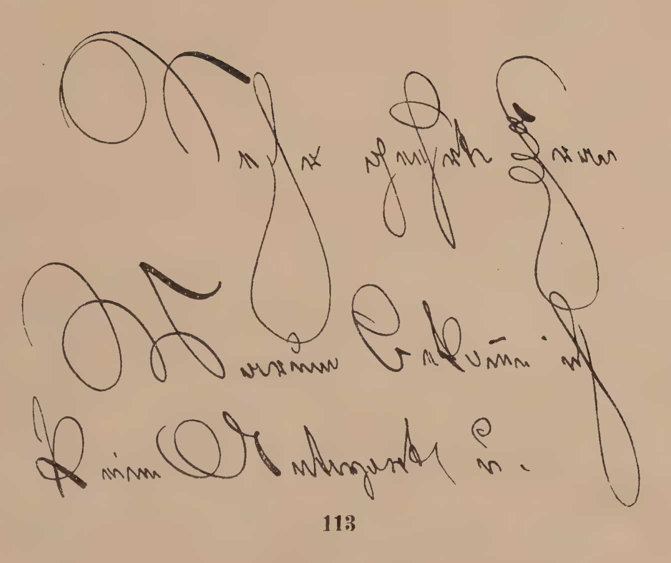
Kilchberg 20 Febr. 1895

Conrad Ferdinand Meyer.

Tafel XXVII.

So quellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie gelängs die innre Glut zu dämpfen!

112



113

114

Sie sehen, ich bin noch hier in Mannheim, ich reise vielleicht erst Ende November, auf jedenfall vor Weihnachten. Dann in Süden will ich mich damit abgeben und mir auch meine Schrift noch von verschiedenen

115

mitam. adhuc arctius se se nobiscum coniungi duxerit. Nosq; in ch
non solum non detrectauimus hoc munus vestre Mtis, sed etiam
vestreq; Cesaree celsitudinj in primis, deinde etiam Sermis ac Illm
agimus et habemus gr̃as. q tantam rationem nostri, tamq; insignem r
glorie nr̃e causa. sed pro tuenda sancta religione catholica assidu
et acceptum ferimus. Carabimus autem hunc amorem, et propens

118

Trunken von sonne und blut
Stürm ich aus felsigem haus
Lausch ich in duftender flur
Auf den schönlockigen gott
Der mit dem tanzenden schritt
Der mit der leier aus gold
In meiner schlucht mich verhöhnt.

119

SIE BITTEN / SOFERN ES IHNEN
G ZU BENACHRICHTIGEN,

120

Herrn Professor
Rudolf von Larisch

116

Mein Gruss bin ich
Ihr ergebener

117

